Fürsten und Völker

von Süd-Europa

im

sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert.

Vornehmlich aus ungedruckten Gesandtschafts-Berichten.

Von

Leopold von Ranke.

Zweiter Band.

Fünfte Auflage.

Leipzig 1867.

Duncker und Humblot.

Die römischen Päpste,

ihre Kirche und ihr Staat

im

sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert.

Von

Leopold von Ranke.

Erster Band.

Fünfte Auflage.

Leipzig 1867.

Duncker und Humblot.

Inhalt.

	Seite
Vorrede	VII
Erstes Buch. Einleitung	1
Erstes Kapitel. Epochen des Papstthums.	
Das Christenthum in dem römischen Reiche .	3
Das Papstthum in Vereinigung mit dem fränkischen Reiche	13
Verhältniß zu den deutschen Kaisern. Selbständige Ausbildung der Hierarchie . .	23
Gegensätze des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts	34
Zweites Kapitel. Die Kirche und der Kirchenstaat im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts.	
Erweiterung des Kirchenstaates	44
Verweltlichung der Kirche	57
Geistige Richtung	62
Opposition in Deutschland	75
Drittes Kapitel. Politische Verwickelungen. Zusammenhang der Reformation mit denselben	80
Unter Leo X	81
Unter Adrian VI	91
Unter Clemens VII	99
Zweites Buch. Anfänge einer Regeneration des Katholicismus	131
Analogien des Protestantismus in Italien . .	134
Versuche innerer Reformen und einer Aussöhnung mit den Protestanten	147

Seite
Neue Orden 171
Ignatius Loyola 179
Erste Sitzungen des tridentinischen Concilium . 198
Inquisition 208
Ausbildung des jesuitischen Institutes . . . 217
Drittes Buch. Die Päpste um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts 237
Paul III 241
Julius III. Marcellus II 274
Paul IV 283
Bemerkungen über den Fortgang des Protestantismus während dieser Regierung . . . 311
Pius IV 318
Die späteren Sitzungen des Concilium von Trient 329
Pius V 354
Viertes Buch. Staat und Hof. Die Zeiten Gregors XIII und Sixtus V 379
Verwaltung des Kirchenstaates 382
Finanzen 404
Die Zeiten Gregors XIII und Sixtus V . . . 423
Gregor XIII 423
Sixtus V 441
Ausrottung der Banditen 449
Momente der Verwaltung 454
Finanzen 464
Bauunternehmungen Sixtus V 473
Veränderung der geistigen Richtung . . . 486
Die Curie 503

Vorrede.

Jedermann kennt die Macht von Rom in alten und mittleren Zeiten: auch in den neuern hat es eine große Epoche verjüngter Weltherrschaft erlebt. Nach dem Abfall, den es in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts erfuhr, hat es sich noch einmal zum Mittelpunkt des Glaubens und Denkens der südeuropäischen romanischen Nationen zu erheben gewußt, und kühne, nicht selten glückliche Versuche gemacht sich die übrigen wieder zu unterwerfen.

Diesen Zeitraum einer erneuerten kirchlich-weltlichen Macht, ihre Verjüngung und innere Ausbildung, ihren Fortschritt und Verfall habe ich die Absicht wenigstens im Umriß darzustellen.

Ein Unternehmen, das, so mangelhaft es auch ausfallen mag, doch nicht einmal versucht werden könnte, hätte ich nicht Gelegenheit gefunden mich einiger bisher unbekannten Hülfsmittel zu bedienen. Ich habe wohl vor allem die

Pflicht diese Hülfsmittel und ihre Provenienz im Allgemeinen zu bezeichnen.

Früher gab ich bereits an, was unsere Berliner Handschriften enthalten.

Aber um wie viel reicher ist schon Wien an Schätzen dieser Art als Berlin.

Neben seinem deutschen Grundbestandtheil hat Wien noch ein europäisches Element: die mannichfaltigsten Sitten und Sprachen begegnen sich von den obersten bis in die untersten Stände, und namentlich tritt Italien in lebendiger Repräsentation auf. Auch die Sammlungen haben einen umfassenden Charakter. Er schreibt sich von der Politik und Weltstellung des Staates, der alten Verbindung desselben mit Spanien, Belgien, der Lombardei, dem genauen nachbarlichen und kirchlichen Verhältniß zu Rom unmittelbar her. Von jeher liebte man dort herbeizubringen, zu haben, zu besitzen. Schon die ursprünglichen und einheimischen Sammlungen der K. K. Hofbibliothek sind deshalb von großem Werth. Später sind einige fremde dazu erworben worden. Aus Modena hat man eine Anzahl Bände, unsern Informationi ähnlich, von dem Hause Rangone, aus Venedig die unschätzbaren Handschriften des Dogen Marco Foscarini angekauft: darunter die Vorarbeiten des Eigenthümers zur Fortsetzung seines literarischen Werkes, italienische Chroniken, von denen sich nirgends eine weitere Spur findet: aus dem Nachlaß des Prinzen Eugen ist eine reiche Sammlung historisch-politischer Manuscripte, die dieser auch als Staatsmann ausgezeichnete Fürst mit allgemeinem Ueberblick angelegt hatte, herübergekommen. Mit Vergnügen und

Hoffnung sieht man die Cataloge durch: bei der Unzulänglichkeit der meisten gedruckten Werke über die neuere Geschichte, so viele noch nicht gehobene Kenntniß! eine Zukunft von Studien! Und doch bietet Wien, wenige Schritte weiter, noch bedeutendere Subsidien dar. Das kaiserliche Archiv enthält, wie man von selbst erachtet, die wichtigsten und zuverlässigsten Denkmale für deutsche allgemeine und besonders auch italienische Geschichte. Zwar ist von dem venezianischen Archive bei weitem der größte Theil nach mancherlei Wanderungen wieder nach Venedig zurückgekommen; aber eine nicht unbedeutende Masse venezianischer Papiere findet man noch immer in Wien: Depeschen im Original oder in der Abschrift: Auszüge daraus zum Gebrauche des Staats verfaßt, genannt Rubricarien: Relationen, nicht selten in dem einzigen Exemplar welches existiren mag, und von hohem Werth: amtliche Register der Staatsbehörden: Chroniken und Tagebücher. Die Nachrichten die man in diesem Bande über Gregor XIII und Sixtus V finden wird, sind größtentheils aus dem Wiener Archiv geschöpft. Ich kann die unbedingte Liberalität, mit der man mir den Zutritt zu demselben verstattet hat, nicht genug rühmen.

Ueberhaupt sollte ich wohl an dieser Stelle die mannichfaltige Förderung, die mir bei meinem Vorhaben sowohl zu Hause als in der Fremde zu Theil geworden, im Einzelnen aufführen. Ich trage jedoch, ich weiß nicht ob mit Recht, Bedenken. Allzuviele Namen müßte ich nennen, und darunter sehr bedeutende: meine Dankbarkeit würde fast ruhmredig herauskommen, und einer Arbeit, die alle Ursache hat bescheiden aufzutreten, einen Anstrich von Prunk geben, den sie nicht vertragen möchte.

Nach Wien war mein Augenmerk noch vorzüglich auf Venedig und auf Rom gerichtet.

In Venedig hatten einst die großen Häuser fast sämmtlich die Gewohnheit sich neben einer Bibliothek auch ein Cabinet von Handschriften anzulegen. Die Natur der Sache bringt es mit sich, daß sich diese vornehmlich auf die Angelegenheiten der Republik bezogen: sie repräsentirten den Antheil welchen die Familie an den öffentlichen Geschäften genommen: als Denkmäler des Hauses, zur Unterweisung seiner jüngeren Mitglieder wurden sie aufbewahrt. Von solchen Privatsammlungen bestehen noch immer einige: eine und die andere war mir zugänglich. Ungleich mehrere dagegen sind in dem Ruin des Jahres 1797 und seitdem zu Grunde gegangen. Wenn davon doch noch mehr erhalten worden ist als man vermuthen sollte, so hat man dieß vorzüglich den Bibliothekaren von S. Marco zu danken, die in dem allgemeinen Schiffbruch so viel zu retten suchten, als nur immer die Kräfte ihres Institutes erlaubten. In der That bewahrt diese Bibliothek einen ansehnlichen Schatz von Handschriften, welche für die innere Geschichte der Stadt und des Staates unentbehrlich, und selbst für die europäischen Verhältnisse von Bedeutung sind. Nur muß man nicht zu viel erwarten. Es ist ein ziemlich neuer Besitz: aus Privatsammlungen zufällig erwachsen: ohne Vollständigkeit oder durchgreifenden Plan. Nicht zu vergleichen ist er mit den Reichthümern des Staatsarchives, zumal wie dieß heut zu Tage eingerichtet ist. Bei Gelegenheit einer Untersuchung über die Verschwörung im Jahre 1618 habe ich das venezianische Archiv bereits geschildert, und will mich

nicht wiederholen. Für meinen römischen Zweck mußte mir vor allem an den Relationen der Gesandten, die von Rom zurückgekommen, gelegen sein. Sehr erwünscht war es mir doch, auch hiefür noch andere Sammlungen benutzen zu können: Lücken sind nirgends zu vermeiden: und dieß Archiv hat bei so vielen Wanderungen gar mancherlei Verluste erleiden müssen. An den verschiedenen Stellen brachte ich acht und vierzig Relationen über Rom zusammen: die älteste vom Jahre 1500: neunzehn für das sechszehnte, ein und zwanzig fur das siebzehnte Jahrhundert — eine beinahe vollständige, nur noch hie und da unterbrochene Reihe, — für das achtzehnte zwar nur acht, aber auch diese sehr belehrend und willkommen. Bei weitem von den meisten sah und benutzte ich das Original. Sie enthalten eine große Menge wissenswürdiger, aus unmittelbarer Anschauung hervorgegangener, mit dem Leben der Zeitgenossen verschwundener Notizen, die mir zu einer fortlaufenden Darstellung zuerst die Aussicht und den Muth gaben.

Sie zu bewähren, zu erweitern, ließen sich, wie sich versteht, nur in Rom die Mittel finden.

War es aber zu erwarten daß man hier einem Fremden, einem Andersgläubigen in den öffentlichen Sammlungen freie Hand lassen würde um die Geheimnisse des Papstthums zu entdecken? Es wäre vielleicht so ungeschickt nicht, wie es aussieht: denn keine Forschung kann etwas Schlimmeres an den Tag bringen, als die unbegründete Vermuthung annimmt und als die Welt nun einmal für wahr hält. Jedoch ich kann mich nicht rühmen daß es geschehen sei. Von den Schäzen des Vatican habe ich Kennt-

niß nehmen und eine Anzahl Bände für meinen Zweck benutzen können: doch ward mir die Freiheit die ich mir gewünscht hätte, keineswegs gewährt. Glücklicherweise aber eröffneten sich mir andere Sammlungen, aus denen sich eine wenn nicht vollständige, doch ausreichende und authentische Belehrung schöpfen ließ. In den Zeiten der blühenden Aristokratie — das ist hauptsächlich in dem siebzehnten Jahrhundert — behielten in ganz Europa die vornehmen Geschlechter, welche die Geschäfte verwalteten, auch einen Theil der öffentlichen Papiere in Händen. Nirgends mag das wohl so weit gegangen sein wie in Rom. Die herrschenden Nepoten, die allemal die Fülle der Gewalt besaßen, hinterließen den fürstlichen Häusern die sie gründeten, in der Regel auch einen guten Theil der Staatsschriften, die sich während ihrer Verwaltung bei ihnen angesammelt, als einen immerwährenden Besitz. Es gehörte das mit zur Ausstattung einer Familie. In dem Palaste, den sie sich erbaute, blieben immer ein paar Säle, gewöhnlich in den obersten Räumen, für Bücher und Handschriften vorbehalten, die dann würdig, wie es bei den Vorgängern geschehen, ausgefüllt sein wollten. Die Privatsammlungen sind hier in gewisser Hinsicht zugleich die öffentlichen, und das Archiv des Staats zerstreute sich, ohne daß Jemand Anstoß daran genommen hätte, in die Häuser der verschiedenen Familien welche die Geschäfte verwaltet hatten. Ungefähr eben so wie der Ueberschuß des Staatsvermögens den papalen Geschlechtern zu Gute kam: wie sich die vaticanische Gallerie, obwohl ausgezeichnet durch die Wahl der Meisterstücke die sie enthält, doch in Umfang und histori-

scher Bedeutung mit einigen privaten, wie der Gallerie Borghese oder Doria, nicht messen kann. So kommt es daß die Manuscripte welche in den Palästen Barberini, Chigi, Altieri, Albani, Corsini aufbewahrt werden, für die Geschichte der römischen Päpste, ihres Staates und ihrer Kirche von unschätzbarem Werth sind. Das Staatsarchiv, das man noch nicht sehr lange eingerichtet hat, ist besonders durch die Sammlung der Regesten für das Mittelalter wichtig: ein Theil der Geschichte dieses Zeitraums wird hier noch des Entdeckers harren: doch so weit meine Kenntniß reicht, muß ich glauben daß es für die neueren Jahrhunderte nicht viel sagen will. Es verschwindet, wenn ich nicht mit Absicht getäuscht worden bin, vor dem Glanz und Reichthum der Privatsammlungen. Von diesem umfaßt eine jede, wie sich versteht, vor allem die Epoche, in welcher der Papst des Hauses regierte; aber da die Nepoten auch noch nachher eine bedeutende Stelle einnahmen, da Jedermann eine einmal angefangene Sammlung zu erweitern und zu ergänzen beflissen ist, und sich in Rom, wo sich ein literarischer Verkehr mit Handschriften gebildet hatte, hiezu Gelegenheit genug fand, so ist keine, die nicht auch andere, nähere und fernere Zeiten mit erfreulichen Erläuterungen berührte. Von allen die reichste — in Folge einiger auch in diesem Stück einträglicher Erbschaften — ist die Barberiniana: die Corsiniana hat man gleich von Anfang mit der meisten Umsicht und Auswahl angelegt. Ich hatte das Glück diese Sammlungen alle, und noch einige andere von minderem Belang, zuweilen mit unbeschränkter Freiheit, benutzen zu können. Eine unverhoffte Ausbeute von zuver-

lässigen und zum Ziele treffenden Materialien boten sie mir dar. Correspondenzen der Nunziaturen mit den Instructionen, die mitgegeben, den Relationen, die zurückgebracht wurden, ausführliche Lebensbeschreibungen mehrerer Päpste, um so unbefangener, da sie nicht für das Publicum bestimmt waren: Lebensbeschreibungen ausgezeichneter Cardinäle: officielle und private Tagebücher: Erörterungen einzelner Begebenheiten und Verhältnisse: Gutachten, Rathschläge: Berichte über die Verwaltung der Provinzen, ihren Handel und ihr Gewerbe: statistische Tabellen, Berechnungen von Ausgabe und Einnahme: — bei weitem zum größten Theile noch durchaus unbekannt: gewöhnlich von Männern verfaßt welche eine lebendige Kenntniß ihres Gegenstandes besaßen, und von einer Glaubwürdigkeit die zwar Prüfung und sichtende Kritik keineswegs ausschließt, aber wie sie Mittheilungen wohlunterrichteter Zeitgenossen allemal in Anspruch nehmen. Von diesen Schriften betrifft die älteste, die ich zu benutzen fand, die Verschwörung des Porcari wider Nicolaus V: für das funfzehnte Jahrhundert kamen mir nur noch ein paar andere vor: mit dem Eintritt in das sechszehnte werden sie mit jedem Schritt umfassender, zahlreicher: den ganzen Verlauf des siebzehnten, in welchem man von Rom so wenig Zuverlässiges weiß, begleiten sie mit Belehrungen, die eben deshalb doppelt erwünscht sind: seit dem Anfang des achtzehnten dagegen nehmen sie an Zahl und innerem Werth ab. Hatten doch damals auch Staat und Hof von ihrer Wirksamkeit und Bedeutung bereits nicht wenig verloren. Ich werde diese römischen Schriften wie die venezianischen zum Schluß ausführlich

durchgehen, und alles nachtragen was mir darin noch denkwürdig vorkommen möchte, ohne daß ich es im Laufe der Erzählung hätte berühren können.

Denn für diese ergiebt sich, schon wegen der ungemeinen Masse des Stoffes, die sich nun in so vielen ungedruckten und den gedruckten Schriften vor Augen legt, eine unerläßliche Beschränkung.

Ein Italiener oder Römer, ein Katholik würde die Sache ganz anders angreifen. Durch den Ausdruck persönlicher Verehrung, oder vielleicht, wie jetzt die Sachen stehen, persönlichen Hasses, würde er seiner Arbeit eine eigenthümliche, ich zweifle nicht, glänzendere Farbe geben: auch würde er in vielen Stücken ausführlicher, kirchlicher, localer sein. Ein Protestant, ein Norddeutscher kann hierin nicht mit ihm wetteifern. Er verhält sich um vieles indifferenter gegen die päpstliche Gewalt: auf eine Wärme der Darstellung, wie sie aus Vorliebe oder Widerwillen hervorgeht, wie sie vielleicht einen gewissen Eindruck in Europa machen könnte, muß er von vorn herein verzichten. Für jenes kirchliche oder kanonische Detail geht uns am Ende auch die wahre Theilnahme ab. Dagegen ergeben sich uns auf unserer Stelle andere, und wenn ich nicht irre, reiner historische Gesichtspunkte.[1] Denn was ist es heut zu Tage noch, das uns die Geschichte der päpstlichen Gewalt

1. Die nun auch durch die Ereignisse welche seit der ersten Ausgabe dieses Buches eingetreten sind, nicht haben verändert werden können. Ueberhaupt hat der Verfasser bei der Durchsicht dieses Bandes nur zu wenig Zusätzen und kleinen Abänderungen Anlaß gefunden, die das Wesen der Sache nicht berühren. (Anmerkung der zweiten Ausgabe.)

wichtig machen kann? nicht mehr ihr besonders Verhältniß zu uns, das ja keinen wesentlichen Einfluß weiter ausübt: noch auch Besorgniß irgend einer Art: die Zeiten wo wir etwas fürchten konnten, sind vorüber: wir fühlen uns allzu gut gesichert. Es kann nichts sein als ihre weltgeschichtliche Entwickelung und Wirksamkeit. Nicht so unwandelbar wie man annimmt war doch die päpstliche Gewalt. Sehen wir von den Grundsätzen ab, welche ihr Dasein bedingen, die sie nicht fallen lassen kann ohne sich selbst dem Untergange Preis zu geben, so ist sie übrigens von den Schicksalen, welche die europäische Menschheit betroffen haben, immer nicht weniger bis in ihr inneres Wesen berührt worden als jede andere. Wie die Weltgeschicke gewechselt, eine oder die andere Nation vorgeherrscht, sich das allgemeine Leben bewegt hat, sind auch in der päpstlichen Gewalt, ihren Maximen, Bestrebungen, Ansprüchen wesentliche Metamorphosen eingetreten, und hat vor allem ihr Einfluß die größten Veränderungen erfahren. Sieht man das Verzeichniß so vieler gleichlautender Namen durch: alle die Jahrhunderte herab, von jenem Pius I in dem zweiten bis auf unsere Zeitgenossen in dem neunzehnten, Pius VII und VIII, so macht das wohl den Eindruck einer ununterbrochenen Stetigkeit: doch muß man sich davon nicht blenden lassen: in Wahrheit unterscheiden sich die Päpste der verschiedenen Zeitalter nicht viel anders als die Dynastien eines Reiches. Für uns, die wir außerhalb stehen, ist gerade die Beobachtung dieser Umwandlungen von dem vornehmsten Interesse. Es erscheint in ihnen ein Theil der allgemeinen Geschichte, der gesammten Weltentwickelung. Nicht allein in den Pe-

rioden einer unbezweifelten Herrschaft, sondern vielleicht noch mehr alsdann, wenn Wirkung und Gegenwirkung auf einander stoßen, wie in den Zeiten die das gegenwärtige Buch umfassen soll, in dem sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert, wo wir das Papstthum gefährdet, erschüttert, sich dennoch behaupten und befestigen, ja aufs neue ausbreiten, eine Zeitlang vordringen, endlich aber wieder einhalten und einem abermaligen Verfalle zuneigen sehen: Zeiten, in denen sich der Geist der abendländischen Nationen vorzugsweise mit kirchlichen Fragen beschäftigte, und jene Gewalt, die von den einen verlassen und angegriffen, von den andern festgehalten und mit frischem Eifer vertheidigt wurde, nothwendig eine hohe allgemeine Bedeutung behauptete. Sie von diesem Gesichtspunkt aus zu fassen, fordert uns unsere natürliche Stellung auf, und ich will nun versuchen.

Ich beginne billig damit, den Zustand der päpstlichen Gewalt in dem Anfange des sechszehnten Jahrhunderts, und den Gang der Dinge, der zu demselben geführt hatte, ins Gedächtniß zurückzurufen.

Erstes Buch.

Einleitung.

Erstes Kapitel.

Epochen des Papstthums.

Das Christenthum in dem römischen Reiche.

Ueberblicken wir den Umkreis der alten Welt in den früheren Jahrhunderten, so finden wir ihn mit einer großen Anzahl unabhängiger Völkerschaften erfüllt. Um das Mittelmeer her, so weit von den Küsten die Kunde in das innere Land reicht, wohnen sie: mannigfaltig gesondert, ursprünglich alle enge begrenzt, in lauter freien und eigenthümlich eingerichteten Staaten. Die Unabhängigkeit, die sie genießen, ist nicht allein politisch: allenthalben hat sich eine örtliche Religion ausgebildet; die Ideen von Gott und göttlichen Dingen haben sich gleichsam localisirt; nationale Gottheiten von den verschiedensten Attributen nehmen die Welt ein; das Gesetz, das ihre Gläubigen beobachten, ist mit dem Staatsgesetz unauflöslich vereinigt. Wir dürfen sagen: diese innige Vereinigung von Staat und Religion, diese zwiefache Freiheit, die nur etwa

durch leichte Verpflichtungen der Stammesverwandtschaft beschränkt wurde, hatte den größten Antheil an der Bildung des Alterthums. Man war in enge Grenzen eingeschlossen, aber innerhalb derselben konnte sich die ganze Fülle eines jugendlichen sich selber überlassenen Daseins in freien Trieben entwickeln.

Wie wurde dieß alles so ganz anders als die Macht von Rom emporkam. Alle die Autonomien, welche die Welt erfüllen, sehen wir eine nach der andern sich beugen und verschwinden: wie ward die Erde plötzlich so öde an freien Völkern.

Zu andern Zeiten sind die Staaten erschüttert worden, weil man aufgehört hatte, an die Religion zu glauben: damals mußte die Unterjochung der Staaten den Verfall ihrer Religionen nach sich ziehen. Mit Nothwendigkeit, im Gefolge der politischen Gewalt, strömten sie nach Rom zusammen: welche Bedeutung aber konnte ihnen noch beiwohnen, sobald sie von dem Boden losgerissen wurden, auf dem sie einheimisch waren? Die Verehrung der Isis hatte vielleicht einen Sinn in Egypten, sie vergötterte die Naturkräfte, wie sie in diesem Lande erscheinen: in Rom ward ein Götzendienst ohne allen Sinn daraus. Indem dann die verschiedenen Mythologien einander berührten, konnten sie nicht anders als sich wechselseitig bestreiten und auflösen. Es war kein Philosophem zu erdenken, das ihren Widerspruch zu beseitigen vermocht hätte.

Wäre dieß aber auch möglich gewesen, so hätte es dem Bedürfniß der Welt schon nicht mehr genügt.

Bei aller Theilnahme, die wir dem Untergange so

vieler freien Staaten widmen, können wir doch nicht läugnen, daß aus ihrem Ruin unmittelbar ein neues Leben hervorging. Indem die Freiheit unterlag, fielen zugleich die Schranken der engen Nationalitäten. Die Nationen waren überwältigt, zusammen erobert worden, aber eben dadurch vereinigt, verschmolzen. Wie man das Gebiet des Reiches den Erdkreis nannte, so fühlten sich die Einwohner desselben als ein einziges, ein zusammengehörendes Geschlecht. Das menschliche Geschlecht fing an, seine Gemeinschaftlichkeit inne zu werden.

In diesem Moment der Weltentwicklung ward Jesus Christus geboren.

Wie so unscheinbar und verborgen war sein Leben, seine Beschäftigung, Kranke zu heilen, ein paar Fischern, die ihn nicht immer verstanden, andeutend und in Gleichnissen von Gott zu reden; er hatte nicht, da er sein Haupt hinlegte; — aber, auch auf dem Standpunkte dieser unserer weltlichen Betrachtung dürfen wir es sagen: unschuldiger und gewaltiger, erhabener, heiliger hat es auf Erden nichts gegeben, als seinen Wandel, sein Leben und Sterben; in jedem seiner Sprüche wehet der lautere Gottes-Odem; es sind Worte, wie Petrus sich ausdrückt, des ewigen Lebens; das Menschengeschlecht hat keine Erinnerung, welche dieser nur von ferne zu vergleichen wäre.

Wenn die nationalen Verehrungen je ein Element wirklicher Religion in sich eingeschlossen haben, so war dieß damals vollständig verdunkelt; sie hatten, wie gesagt, keinen Sinn mehr: in dem Menschensohn, Gottessohn erschien

ihnen gegenüber das ewige und allgemeine Verhältniß Gottes zu der Welt, des Menschen zu Gott.

In einer Nation ward Christus geboren, die sich durch ein einseitiges strenges Ritualgesetz von allen andern am entschiedensten absonderte, die sich aber das unermeßliche Verdienst erworben, den Monotheismus, den sie von Anbeginn bekannte, unwandelbar festzuhalten, sich ihn nie entreißen zu lassen. Allerdings dachte sie ihn eben auch als einen nationalen Dienst, nunmehr aber bekam er eine ganz andere Bedeutung. Christus löste das Gesetz auf, indem er es erfüllte; der Menschensohn erwies sich nach seinem Ausspruch als Herr auch des Sabbaths; er entfesselte den ewigen Inhalt der von einem engen Verstand unbegriffenen Formen. Aus dem Volke, das bisher durch unübersteigliche Schranken der Gesinnung und der Sitte von allen andern getrennt war, erhob sich dann mit der Kraft der Wahrheit ein Glaube, der sie alle einlud und aufnahm. Es ward der allgemeine Gott verkündigt, durch den, wie Paulus den Athenern predigte, von Einem Blut aller Menschen Geschlechter über den Erdboden wohnen. Für diese erhabene Lehre war, wie wir sahen, eben der Zeitpunkt eingetreten: es gab ein Menschengeschlecht, sie zu fassen. Wie ein Sonnenblick, sagt Eusebius,[1] leuchtete sie über die Erde dahin. In kurzer Zeit sehen wir sie von dem Euphrat bis an den atlantischen Ocean, längs des Rheines und der Donau, über die gesammten Grenzen des Reiches ausgebreitet.

So harmlos und unschuldig sie aber auch war, so

1. Hist. eccl. II, 3.

mußte sie doch der Natur der Sache nach starken Widerstand in den bestehenden Diensten finden, die sich an die Gewohnheiten und Bedürfnisse des Lebens, an alle alten Erinnerungen anschlossen, und jetzt eine Wendung genommen hatten, durch die sie der Verfassung des Reiches doch auch wieder entsprachen.

Der politische Geist der antiken Religionen versuchte sich noch einmal in einer neuen Bildung. Die Summe aller jener Autonomien, welche einst die Welt erfüllt, ihr Gesammtinhalt war einem Einzigen zu Theil geworden: es gab nur noch eine einzige Gewalt, die von sich selber abhängig zu sein schien; die Religion erkannte dieß an, indem sie dem Imperator göttliche Verehrung widmete. Man richtete ihm Tempel auf, opferte ihm auf Altären, schwur bei seinem Namen, und feierte ihm Feste, seine Bildnisse gewährten ein Asyl. Die Verehrung, die dem Genius des Imperators erwiesen wurde, war vielleicht die einzige allgemeine, die es in dem Reiche gab.[1] Alle Götzendienste bequemten sich ihr: sie war eine Stütze derselben.

Dieser Dienst des Cäsar und die Lehre Christi hatten im Verhältniß zu den localen Religionen eine gewisse Aehnlichkeit; aber zugleich standen sie auch in einem Gegensatz, der sich nicht schärfer denken läßt.

Der Imperator faßte die Religion in dem weltlichsten Bezuge, — an die Erde und ihre Güter gebunden:

1. Eckhel, Doctrina numorum veterum P. II, vol. VIII, p. 456; er führt eine Stelle des Tertullian an (apol. c. 28), aus der sich zu ergeben scheint, daß die Verehrung des Cäsar zuweilen auch die lebhafteste war.

ihm seien dieselben übergeben, sagt Celsus; was man habe, komme von ihm. Das Christenthum faßte sie in der Fülle des Geistes und der überirdischen Wahrheit.

Der Imperator vereinigte Staat und Religion; das Christenthum trennte vor allem das was Gottes von dem was des Kaisers ist.

Indem man dem Imperator opferte, bekannte man sich zur tiefsten Knechtschaft. Eben darin, worin bei der früheren Verfassung die volle Unabhängigkeit bestand, in der Vereinigung der Religion und des Staates, lag bei der damaligen die Besiegelung der Unterjochung. Es war ein Act der Befreiung, daß das Christenthum den Gläubigen verbot, dem Kaiser zu opfern.

Der Dienst des Imperators war endlich auf die Grenzen des Reiches, des vermeinten Erdkreises beschränkt; das Christenthum war bestimmt den wirklichen zu umfassen, das gesammte Menschengeschlecht. Das ursprüngliche älteste religiöse Bewußtsein, wenn es wahr ist, daß ein solches allem Götzendienst vorangegangen, oder wenigstens ein unbedingt reines, durch keine nothwendige Beziehung auf den Staat getrübtes, suchte der neue Glaube in den Nationen zu erwecken, und setzte es dieser weltherrschenden Gewalt entgegen, die nicht zufrieden mit dem Irdischen, auch das Göttliche unterwerfen wollte. Dadurch bekam der Mensch ein geistiges Element, in dem er wieder selbständig, frei und persönlich unüberwindlich wurde; es kam Frische und neue Lebensfähigkeit in den Boden der Welt; sie wurde zu neuen Hervorbringungen befruchtet.

Es war der Gegensatz des Irdischen und des Gei-

stigen, der Knechtschaft und der Freiheit, allmähligen Absterbens und lebendiger Verjüngung.

Hier ist nicht der Ort, den langen Kampf dieser Prinzipien zu beschreiben. Alle Lebens-Elemente des römischen Reiches wurden in die Bewegung gezogen und allmählich von dem christlichen Wesen ergriffen, durchdrungen, in diese große Richtung des Geistes fortgerissen. Von sich selber, sagt Chrysostomus, ist der Irrthum des Götzendienstes erloschen.[1] Schon ihm erscheint das Heidenthum wie eine eroberte Stadt, deren Mauern zerstört, deren Hallen, Theater und öffentliche Gebäude verbrannt, deren Vertheidiger umgekommen seien: nur unter den Trümmern sehe man noch ein paar Alte, ein paar Kinder stehen.

Bald waren auch diese nicht mehr, und es trat eine Verwandlung ohne Gleichen ein.

Aus den Catacomben stieg die Verehrung der Märtyrer hervor; an den Stellen, wo die olympischen Götter angebetet worden, aus den nämlichen Säulen, die deren Tempel getragen, erhoben sich Heiligthümer, zum Gedächtniß derjenigen, die diesen Dienst verschmähet und darüber den Tod erlitten hatten. Der Cultus, den man in Einöden und Gefängnissen begonnen, nahm die Welt ein. Man wundert sich zuweilen, daß gerade ein weltliches Gebäude der Heiden, die Basilika, in eine Stätte christlicher Verehrung umgewandelt worden. Es hat dies doch etwas sehr Bezeichnendes. Die Apsis der Basilika enthielt ein

1. λόγος εἰς τὸν μακάριον Βαβύλαν καὶ κατὰ Ἰουλιανοῦ καὶ πρὸς Ἕλληνας. Chrysostomi Opp. ed. Paris. II, 540.

Augusteum,[1] die Bilder eben jener Cäsaren, denen man göttliche Ehre erwies. An die Stelle derselben trat, wie wir es in so vielen Basiliken noch heute sehen, das Bild Christi und der Apostel; an die Stelle der Weltherrscher, die selber als Götter betrachtet wurden, trat der Menschensohn, Gottessohn. Die localen Gottheiten wichen, verschwanden. An allen Landstraßen, auf der steilen Höhe des Gebirgs, in den Pässen durch die Thalschluchten, auf den Dächern der Häuser, in der Mosaik der Fußböden sah man das Kreuz. Es war ein entschiedener vollständiger Sieg. Wie man auf den Münzen Constantins das Labarum mit dem Monogramm Christi über dem besiegten Drachen erblickt, so erhob sich über dem gefallenen Heidenthum Verehrung und Name Christi.

Auch von dieser Seite betrachtet, wie unendlich ist die Bedeutung des römischen Reiches. In den Jahrhunderten seiner Erhebung hat es die Unabhängigkeit gebrochen, die Völker unterworfen; es hat jenes Gefühl der Selbständigkeit, das in der Sonderung lag, vernichtet; dagegen hat es dann in seinen späteren Zeiten die wahre Religion aus seinem Schooße hervorgehen sehen, — den reinsten Ausdruck eines gemeinsamen Bewußtseins, welches weit über seine Grenzen reicht, des Bewußtseins der Gemeinschaft in dem Einen wahren Gott. Dürfen wir sagen, daß das Reich durch diese Entwickelung seine eigne Nothwendigkeit aufhob? Das Menschengeschlecht war nunmehr seiner selbst inne geworden: es hatte seine Einheit in der Religion gefunden.

1. Ich nehme diese Notiz aus E. Q. Visconti: zum Museo Pio-Clementino VII, p. 100. (Ausg. von 1807.)

Dieser Religion gab nun auch überdieß das römische Reich ihre äußere Gestalt.

Die heidnischen Priesterthümer waren wie bürgerliche Aemter vergeben worden; in dem Judenthum war ein Stamm mit der geistlichen Verwaltung beauftragt: es unterscheidet das Christenthum, daß sich in demselben ein besonderer Stand, aus Mitgliedern zusammengesetzt die ihn frei erwählten, durch Handauflegung geheiligt, von allem irdischen Thun und Treiben entfernt, „den geistlichen und göttlichen Geschäften“ zu widmen hatte. Anfangs bewegte sich die Kirche in republikanischen Formen, aber sie verschwanden, je mehr der neue Glaube zur Herrschaft gelangte. Der Clerus setzte sich nach und nach den Laien vollständig gegenüber.

Es geschah dies, dünkt mich, nicht ohne eine gewisse innere Nothwendigkeit. In dem Emporkommen des Christenthums lag eine Befreiung der Religion von den politischen Elementen. Es hängt damit zusammen, daß sich dem Staate gegenüber ein abgesonderter geistlicher Stand mit einer eigenthümlichen Verfassung ausbildete. In dieser Trennung der Kirche von dem Staate besteht vielleicht die größte, am durchgreifendsten wirksame Eigenthümlichkeit der christlichen Zeiten überhaupt. Die geistliche und weltliche Gewalt können einander nahe berühren, in der engsten Gemeinschaft stehen; völlig zusammenfallen können sie höchstens ausnahmsweise und auf kurze Zeit. In ihrem Verhältniß, ihrer gegenseitigen Stellung zu einander beruht seitdem eines der wichtigsten Momente aller Geschichte.

Zugleich mußte aber dieser Stand seine Verfassung nach dem Muster des Reiches gestalten. Der Stufenfolge der bürgerlichen Verwaltung entsprechend erhob sich die Hierarchie der Bischöfe, Metropolitane, Patriarchen. Es dauerte nicht lange, so nahmen die römischen Bischöfe den obersten Rang ein. Zwar ist es ein eitles Vorgeben, daß denselben in den ersten Jahrhunderten und überhaupt jemals ein allgemeines von Osten nach Westen anerkanntes Primat zugestanden habe; aber allerdings erlangten sie sehr bald ein Ansehen, durch das sie über alle andere kirchliche Gewalten hervorragten. Es kam Vieles zusammen, um ihnen ein solches zu verschaffen. Wenn sich schon allenthalben aus der größeren Bedeutung einer Provinzial-Hauptstadt ein besonderes Uebergewicht für den Bischof derselben ergab, wie viel mehr mußte dies bei der alten Hauptstadt des gesammten Reiches, von der es seinen Namen führte, der Fall sein.[1] Rom war einer der vornehmsten apostolischen Sitze; hier hatten die meisten Märtyrer geblutet; während der Verfolgungen hatten sich die Bischöfe von Rom vorzüglich wacker gehalten, und oft waren sie einander nicht sowohl im Amte, als im Märtyrerthume und im Tode nachgefolgt. Nun fanden aber überdies die Kaiser gerathen, das Emporkommen einer großen patriarchalen Autorität zu begünstigen. In einem Gesetz, das für die Herrschaft des Christenthums entscheidend geworden ist, gebietet Theodosius der Große, daß alle Nationen, die von seiner Gnade regiert werden, dem Glauben anhangen sol-

1. Casauboni Exercitationes ad annales ecclesiasticos Baronii p. 260.

len, der von dem heiligen Petrus den Römern verkündet worden.[1] Valentinian III untersagte den Bischöfen sowohl in Gallien als in andern Provinzen, von den bisherigen Gewohnheiten abzuweichen, ohne die Billigung des ehrwürdigen Mannes, des Papstes der heiligen Stadt. Unter dem Schutze der Kaiser selbst erhob sich demnach die Macht des römischen Bischofs. Eben in diesem politischen Verhältniß lag aber zugleich eine Beschränkung derselben. Wäre ein einziger Kaiser gewesen, so würde das allgemeine Primat sich haben festsetzen können: die Theilung des Reiches trat demselben entgegen. Unmöglich konnten die morgenländischen Kaiser, die sich ihre kirchlichen Rechte so eifersüchtig vorbehielten, die Ausdehnung der Gewalt des abendländischen Patriarchen in ihrem Gebiete begünstigen. Die Verfassung der Kirche entsprach auch hierin der Verfassung des Reiches.

Das Papstthum in Vereinigung mit dem fränkischen Reiche.

Kaum war diese große Veränderung vollbracht, die christliche Religion gepflanzt, die Kirche gegründet, so traten neue Weltgeschicke ein: das römische Reich, das so

1. Codex Theodos. XVI, 1, 2: Cunctos populos quos clementiae nostrae regit temperamentum, in tali volumus religione versari, quam divinum Petrum Apostolum tradidisse Romanis religio usque nunc ab ipso insinuata declarat. Das Edict Valentinians III erwähnt auch Planck: Geschichte der christlich-kirchlichen Gesellschaftsverfassung I, 642.

lange gesiegt und erobert hatte, sah sich nun auch seinerseits von den Nachbarn angegriffen, überzogen, besiegt.

In dem Umsturz aller Dinge wurde selbst das Christenthum noch einmal erschüttert. In den großen Gefahren erinnerten sich die Römer noch einmal der etrurischen Geheimnisse, die Athenienser glaubten von Achill und Minerva gerettet worden zu sein, die Carthager beteten zu dem Genius Cölestis, — doch waren dies nur vorübergehende Regungen; während das Reich in den westlichen Provinzen zerstört wurde, erhielt sich daselbst der gesammte Bau der Kirche.

Nur kam auch sie, wie unvermeidlich war, in mannigfaltige Bedrängniß und in eine durchaus veränderte Lage. Eine heidnische Nation nahm Britannien ein; arianische Könige eroberten den größten Theil des übrigen Westens; in Italien vor den Thoren von Rom gründeten sich die Lombarden, lange Zeit Arianer und immer gefährliche, feindselige Nachbarn, eine mächtige Herrschaft.

Indem nun die römischen Bischöfe, von allen Seiten eingeengt, sich bemühten — und zwar schon mit alle der Klugheit und Hartnäckigkeit, die ihnen seitdem eigen geblieben — wenigstens in ihrem alten patriarchalen Sprengel wieder Meister zu werden, traf sie ein neues noch größeres Mißgeschick. Die Araber, nicht allein Eroberer wie die Germanen, sondern von einem positiven stolzen, dem Christenthume von Grund aus entgegengesetzten Glauben bis zum Fanatismus durchdrungen, ergossen sich über den Occident wie über den Orient: in wiederholten Anfällen nahmen sie Afrika, in einem einzigen Spanien ein; Musa

rühmte sich, durch die Pforten der Pyrenäen über die Alpen nach Italien vordringen zu wollen, um Muhamets Namen am Vatican ausrufen zu lassen.

Die Lage, in welche hiedurch die abendländisch-römische Christenheit gerieth, war um so gefährlicher, da in diesem Augenblicke die Bewegungen des Bilderstreites in die gehässigsten Feindseligkeiten ausschlugen. Der Kaiser zu Constantinopel hatte eine andere Partei ergriffen als der Papst zu Rom; er trachtete demselben sogar mehr als Ein Mal nach dem Leben. Die Lombarden sahen bald, wie vortheilhaft ihnen diese Entzweiung war. Ihr König Aistulph nahm Provinzen ein, die den Kaiser bis dahin noch immer anerkannten: er rückte wider Rom heran, und forderte unter heftigen Bedrohungen auch diese Stadt auf, ihm Tribut zu zahlen, sich ihm zu ergeben.[1]

In der römischen Welt war keine Hülfe zu finden; nicht einmal gegen die Lombarden, noch viel weniger aber wider die Araber, die indeß das Mittelmeer zu beherrschen anfingen und der Christenheit mit einem Krieg auf Leben und Tod drohten.

Glücklicherweise jedoch war diese nicht mehr auf die römische Welt beschränkt.

Schon lange war das Christenthum, seiner ursprünglichen Bestimmung gemäß, über die Grenzen derselben vorgedrungen; es hatte im Westen vor allen die germanischen

1. Anastasius Bibliothecarius: Vitae Pontificum. Vita Stephani III ed. Paris. p. 83. Fremens ut leo pestiferas minas Romanis dirigere non desinebat, asserens omnes uno gladio iugulari, nisi suae sese subderent ditioni.

Völker ergriffen; ja eine christliche Macht hatte sich bereits in deren Mitte erhoben, nach welcher der Papst nur die Hände auszustrecken brauchte, um bereitwillige Bundesgenossen gegen alle Feinde und die nachdrücklichste Unterstützung zu erlangen.

Von allen germanischen Nationen war allein die fränkische, gleich bei ihrer ersten Erhebung in den Provinzen des römischen Reiches, katholisch geworden. Dieß ihr Bekenntniß hatte ihr zu großer Förderung gereicht. In den katholischen Unterthanen ihrer arianischen Feinde, der Burgunder und Westgothen, fanden die Franken natürliche Verbündete. Wir lesen so viel von den Wundern, die dem Chlodwig begegnet sein sollen, wie ihm St. Martin durch eine Hindin die Furt über die Vienne gezeigt, wie ihm St. Hilarius in einer Feuersäule vorangegangen: wir werden schwerlich irren, wenn wir vermuthen, daß in diesen Sagen die Hülfe versinnbildet worden, welche die Eingebornen einem Glaubensgenossen leisteten, dem sie, wie Gregor von Tours sagt, „mit begieriger Neigung“ den Sieg wünschten.

Diese katholische Gesinnung aber, durch so großartige Erfolge gleich anfangs bestätigt, war zuletzt durch eine sehr eigenthümliche Einwirkung von einer andern Seite her erneuert und mächtig verstärkt worden.

Papst Gregor der Große sah einst Angelsachsen auf dem Sklavenmarkt zu Rom, die seine Aufmerksamkeit erregten und ihn bestimmten, der Nation, der sie angehörten, das Evangelium verkündigen zu lassen. Nie mag sich ein Papst zu einer folgenreicheren Unternehmung entschlos-

sen haben. Mit der Lehre ward in dem germanischen Britannien zugleich eine Verehrung für Rom und den heiligen Stuhl einheimisch, wie sie bisher noch nie und nirgend Statt gefunden hatte. Die Angelsachsen fingen an nach Rom zu pilgern; sie sandten ihre Jugend dahin zur Erziehung der Geistlichen; zur Erleichterung der Pilger führte König Offa den Peterspfennig ein; die Vornehmeren wanderten nach Rom, um daselbst zu sterben und dann von den Heiligen im Himmel vertraulicher aufgenommen zu werden. Es war als trüge diese Nation den alten deutschen Aberglauben, daß die Götter einigen Oertern näher seien als andern, auf Rom und die christlichen Heiligen über.

Dazu kam aber, was noch viel wichtiger war, daß die Angelsachsen diese ihre Sinnesweise nun auch auf das feste Land und die fränkischen Gebiete fortpflanzten. Der Apostel der Deutschen war ein Angelsachse. Bonifacius, erfüllt wie er war von der Verehrung seiner Nation für St. Peter und dessen Nachfolger, leistete von allem Anfang das Versprechen, sich treulich an die Einrichtungen des römischen Stuhles zu halten. Auf das strengste kam er dieser Zusage nach. Der deutschen Kirche, die er stiftete, legte er einen ungewöhnlichen Gehorsam auf. Die Bischöfe mußten ausdrücklich geloben, gegen die römische Kirche, den h. Peter und dessen Stellvertreter bis ans Ende ihres Lebens in Unterwürfigkeit zu verharren. Und nicht allein die Deutschen wies er hiezu an. Die Bischöfe von Gallien hatten bisher eine gewisse Unabhängigkeit von Rom behauptet. Bonifacius, welcher die Synoden derselben einige Mal zu leiten bekam, fand dabei Gelegen-

heit, auch diesen westlichen Theil der fränkischen Kirche nach denselben Ideen einzurichten; die gallischen Erzbischöfe nahmen seitdem ihr Pallium von Rom. Ueber das gesammte fränkische Reich breitete sich dergestalt die angelsächsische Unterwürfigkeit aus.

Und dieses Reich nun war jetzt der Mittelpunkt der gesammten germanisch-westlichen Welt. Es hatte ihm nicht geschadet, daß das alte Königshaus, das merovingische Geschlecht sich selbst durch entsetzenvolle Mordthaten zu Grunde richtete; an der Stelle desselben erhob sich ein anderes zur höchsten Gewalt: alles Männer voll Energie, von gewaltigem Willen und erhabener Kraft. Indem die übrigen Reiche zusammenstürzten und die Welt ein Eigenthum des moslimischen Schwertes zu werden drohte, war es dieß Geschlecht, das Haus der Pippine von Heristall, nachmals das carolingische genannt, welches den ersten und den entscheidenden Widerstand leistete.

Eben dieses Geschlecht begünstigte zugleich die sich vollziehende religiöse Entwickelung; wir finden es sehr früh in gutem Vernehmen mit Rom; Bonifacius arbeitete in dem besondern Schutze Karl Martels und Pippin des Kleinen.[1]

Man denke sich nun die Weltstellung der päpstlichen Gewalt. Auf der einen Seite das oströmische Kaiserthum, verfallend, schwach, unfähig das Christenthum gegen den Islam zu behaupten, unvermögend auch nur seine eigenen

1. Bonifacii Epistolae; ep. 12, ad Danielem episc. Sine patrocinio principis Francorum nec populum regere nec presbyteros vel diaconos, monachos vel ancillas dei defendere possum, nec ipsos paganorum ritus et sacrilegia idolorum in Germania sine illius mandato et timore prohibere valeo.

Landschaften in Italien gegen die Lombarden zu vertheidigen, und dabei mit dem Anspruch einer oberherrlichen Einwirkung selbst in geistlichen Sachen; auf der andern die germanischen Nationen, lebenskräftig, gewaltig, siegreich über den Islam; der Autorität, deren sie noch bedurften, mit der ganzen Frische jugendlicher Begeisterung ergeben; erfüllt von einer unbedingten freiwilligen Devotion.

Schon Gregor II fühlte, was er gewonnen hatte. „Alle Abendländer," schreibt er voll Selbstgefühl an jenen ikonoklastischen Kaiser, Leo den Isaurier, „haben ihre Augen auf unsere Demuth gerichtet, sie sehen uns für einen Gott auf Erden an." Aber immer mehr bemerkten seine Nachfolger die Nothwendigkeit, sich von einer Gewalt abzusondern, die ihnen nur Pflichten auferlegte und keinen Schutz gewährte: die Succession des römischen Namens und Reiches konnte sie nicht binden; dagegen wendeten sie ihr Augenmerk auf die, von denen sie allein Hülfe erwarten konnten: mit den großen Oberhäuptern des Westens, mit den fränkischen Fürsten, schlossen sie eine Verbindung, die von Jahr zu Jahr enger wurde, beiden Theilen zu großem Vortheil gereichte, und zuletzt eine umfassende weltgeschichtliche Bedeutung entfaltete.

Als der jüngere Pippin, nicht zufrieden mit dem Wesen der königlichen Gewalt, auch den Namen derselben besitzen wollte, bedurfte er, er fühlte es wohl, einer höheren Sanction: der Papst gewährte sie ihm. Dafür übernahm dann der neue König, den Papst, „die heilige Kirche und Republik Gottes" gegen die Lombarden zu vertheidigen. Zu vertheidigen, genügte seinem Eifer noch nicht. Gar

bald zwang er die Lombarden, auch das dem oströmischen Reiche in Italien entrissene Gebiet, das Exarchat, herauszugeben. Wohl hätte die Gerechtigkeit verlangt, daß es dem Kaiser, dem es gehörte, zurückgestellt würde, und man machte Pippin den Antrag. Er erwiderte, „nicht zu Gunsten eines Menschen sei er in den Kampf gegangen, sondern allein aus Verehrung für St. Peter, um die Vergebung seiner Sünden zu erwerben."[1] Auf den Altar St. Peters ließ er die Schlüssel der gewonnenen Städte niederlegen. Es ist dieß die Grundlage der ganzen weltlichen Herrschaft der Päpste.

In so lebhafter gegenseitiger Förderung bildete sich diese Verbindung weiter aus. Der seit so langer Zeit beschwerlichen und drückenden Nachbarschaft lombardischer Fürsten entledigte endlich Carl der Große den Papst. Er selber zeigte die tiefste Ergebenheit: er kam nach Rom, die Stufen von St. Peter küssend stieg er den Vorhof hinan, wo ihn der Papst erwartete; er bestätigte ihm die Schenkungen Pippins. Dagegen war auch der Papst sein unerschütterlicher Freund; die Verhältnisse des geistlichen Oberhauptes zu den italienischen Bischöfen machten es Carl so leicht, der Lombarden Herr zu werden, ihr Reich an sich zu bringen.

Und sogleich sollte dieser Gang der Dinge zu einem noch größeren Erfolge führen.

In seiner eigenen Stadt, in der sich die entgegenge-

1. Anastasius: affirmans etiam sub juramento, quod per nullius hominis favorem sese certamini saepius dedisset, nisi pro amore Petri et venia delictorum.

setzten Factionen mit heftiger Wuth bekämpften, konnte der Papst nicht mehr ohne auswärtigen Schutz bestehen. Noch einmal machte sich Carl nach Rom auf, ihm denselben zu gewähren. Der alte Fürst war nun erfüllt mit Ruhm und Siegen. In langen Kämpfen hatte er nach und nach alle seine Nachbarn überwunden, und die romanisch-germanisch-christlichen Nationen beinahe sämmtlich vereinigt; er hatte sie zum Siege wider ihre gemeinsamen Feinde geführt; man bemerkte, daß er alle Sitze der abendländischen Imperatoren in Italien, Gallien und Germanien, und ihre Gewalt inne habe.[1] Zwar waren diese Länder seitdem eine vollkommen andere Welt geworden; aber sollten sie diese Würde ausschließen? So hatte Pippin das königliche Diadem bekommen: weil dem, der die Gewalt habe, nicht minder die Ehre gebühre. Auch dießmal entschloß sich der Papst. Von Dankbarkeit durchdrungen, und wie er wohl wußte, eines fortwährenden Schutzes bedürftig, krönte er Carl an jenem Weihnachtsfeste des Jahres 800 mit der Krone des abendländischen Reiches.

Hiedurch wurden die Weltgeschicke, die seit den ersten Einfällen der Germanen in das römische Reich sich zu entwickeln begannen, vollendet.

1. So verstehe ich die Annales Laureshamenses: ad annum 801. Visum est et ipsi apostolico Leoni, — — ut ipsum Carolum regem Francorum imperatorem nominare debuissent, qui ipsam Romam tenebat, ubi semper Caesares sedere soliti erant, et reliquas sedes quas ipse per Italiam seu Galliam nec non et Germaniam tenebat (er wollte wohl sagen: ipsi tenebant): quia deus omnipotens has omnes sedes in potestatem ejus concessit, ideo justum eis esse videbatur ut ipse cum dei adjutorio — — ipsum nomen haberet.

An die Stelle der weströmischen Imperatoren tritt ein fränkischer Fürst, und übt alle seine Rechte aus. In den Landschaften, die Sanct Peter übergeben sind, finden wir Carl den Großen unzweifelhafte Acte einer höchsten Autorität vollziehen. Nicht minder setzt sein Enkel Lothar seine Richter daselbst ein, und vernichtet Confiscationen, die der Papst vorgenommen. Der Papst dagegen, Oberhaupt der Hierarchie in dem römischen Occident, ist ein Mitglied des fränkischen Reiches geworden. Von dem Orient sondert er sich ab, und hört allmählich auf, weitere Anerkennung daselbst zu finden. Seines patriarchalen Sprengels im Osten hatten ihn die griechischen Kaiser schon längst beraubt.[1] Dafür leisteten ihm die abendländischen Kirchen — die lombardische, auf welche die Institute der fränkischen übertragen worden, nicht ausgeschlossen — einen Gehorsam, wie er ihn früher niemals gefunden hatte. Wie er zu Rom die Schulen der Friesen, Sachsen, Franken aufgenommen, durch welche diese Stadt selbst germanisirt zu werden anfing, so ist er in die Verbindung germanischer und romanischer Elemente eingetreten, welche seitdem den Charakter des Abendlandes ausgemacht hat. In dem bedrängtesten Moment hat seine

1. Nicolaus I beklagt sich über den Verlust der patriarchalen Macht des römischen Stuhles „per Epirum veterem Epirumque novam atque Illyricum, Macedoniam, Thessaliam, Achaiam, Daciam ripensem Daciamque mediterraneam, Moesiam, Dardaniam, Praevalim", und die Verluste des Patrimoniums in Calabrien und Sicilien. Pagi (Critica in Annales Baronii III, p. 216) stellt dieß Schreiben mit einem andern von Adrian I an Carl den Gr. zusammen, aus dem man sieht, daß diese Verluste bei der ikonoklastischen Streitigkeit erlitten worden.

Gewalt in einem frischen Boden Wurzel geschlagen: als sie zu dem Untergange bestimmt schien, hat sie sich auf lange Zeiträume festgestellt. Die Hierarchie, in dem römischen Reich geschaffen, hat sich in die germanische Nation ergossen; hier findet sie ein unendliches Feld für eine immer weiter schreitende Thätigkeit, in deren Fortgange sie selbst den Keim ihres Wesens erst vollkommen entfaltet.

Verhältniß zu den deutschen Kaisern. Selbständige Ausbildung der Hierarchie.

Wir lassen neue Jahrhunderte vorübergegangen sein, um uns den Punkt der Entwickelung, auf den sie geführt haben, desto deutlicher zu vergegenwärtigen.

Das fränkische Reich ist zerfallen: auf das gewaltigste hat sich das deutsche erhoben.

Niemals hat der deutsche Name in Europa mehr gegolten als im 10ten und 11ten Jahrhundert, unter den sächsischen und den ersten salischen Kaisern. Von den östlichen Grenzen, wo der König von Polen sich persönliche Unterwerfung und eine Theilung seines Landes hat gefallen lassen, wo der Herzog von Böhmen zur Haft verurtheilt worden, sehen wir Konrad II nach dem Westen aufbrechen, um Burgund, den Ansprüchen französischer Magnaten gegenüber, zu behaupten. In den Ebenen der Champagne überwindet er sie; über den Bernhard kommen ihm seine italienischen Vasallen zu Hülfe; er läßt sich krönen zu Genf und hält seine Landtage zu Solothurn. Unmittelbar hierauf begegnen wir ihn in Unteritalien. „An der

Grenze seines Reiches," sagt sein Geschichtschreiber Wippo, „in Capua und Benevent hat er durch sein Wort die Zwistigkeiten geschlichtet." Nicht minder gewaltig herrschte Heinrich III. Bald finden wir ihn an der Schelde und Lys — siegreich über die Grafen von Flandern; bald in Ungarn, das er wenigstens auf eine Zeitlang zur Lehnspflicht nöthigte, jenseits der Raab, und nur die Elemente setzen ihm Schranken. Der König von Dänemark sucht ihn zu Merseburg auf; einen der mächtigsten Fürsten von Frankreich, den Grafen von Tours, nimmt er als Vasallen an; die spanischen Geschichten erzählen, daß er von Ferdinand I in Castilien, so siegreich und mächtig dieser auch war, als Oberlehnsherr aller christlichen Könige anerkannt zu werden gefordert habe.

Fragen wir nun, worauf diese so weit ausgebreitete, ein europäisches Supremat in Anspruch nehmende Macht in ihrem Innern sich gründete, so finden wir, daß sie ein sehr bedeutendes kirchliches Element in sich schloß. Auch die Deutschen eroberten, indem sie bekehrten. Mit der Kirche rückten ihre Marken vorwärts, über die Elbe nach der Oder hin, die Donau hinunter; Mönche und Priester gingen dem deutschen Einfluß in Böhmen und Ungarn vorauf. Allenthalben ward deshalb den geistlichen Gewalten eine große Macht verliehen. In Deutschland erhielten Bischöfe und Reichsäbte nicht allein in ihren Besitzthümern, sondern auch außerhalb derselben gräfliche, ja zuweilen herzogliche Rechte; und man bezeichnet die geistlichen Güter nicht mehr als in den Grafschaften, sondern die Grafschaften als in den Bisthümern gelegen. Im obern Italien kamen fast alle Städte unter die Vicegrafen ihrer Bischöfe.

Man würde irren, wenn man glauben wollte, es sei hiemit den geistlichen Gewalten schon eine eigentliche Unabhängigkeit eingeräumt worden. Da die Besetzung der geistlichen Stellen den Königen zukam — die Stifter pflegten Ring und Stab ihrer verstorbenen Vorsteher an das Hoflager zurückzuschicken, wo sie dann aufs neue verliehen wurden, — so war es in der Regel sogar ein Vortheil für den Fürsten, den Mann seiner Wahl, auf dessen Ergebenheit er rechnen durfte, mit weltlichen Befugnissen auszurüsten. Dem widerspenstigen Adel zum Trotz setzte Heinrich III einen ihm ergebenen Plebejer auf den ambrosianischen Stuhl zu Mailand: den Gehorsam, den er später in Oberitalien fand, hat er großentheils dieser Maßregel zu danken gehabt. Es erläutert sich wechselsweise, daß Heinrich II von allen diesen Kaisern sich am freigebigsten gegen die Kirche bewies, und dabei das Recht, die Bischöfe zu ernennen, am schärfsten in Anspruch nahm.[1] Auch war dafür gesorgt, daß die Begabung der Staatsgewalt nichts entzog. Die geistlichen Güter waren weder von den bürgerlichen Lasten, noch selbst von der Lehenspflicht eximirt: häufig sehen wir die Bischöfe an der Spitze ihrer Mannen ins Feld rücken. Welch ein Vortheil war es dagegen, Bischöfe ernennen zu können, die, wie der Erzbischof von Bremen, eine höchste geistliche Gewalt in den scandinavischen Reichen und über viele wendische Stämme ausübten.

War nun in den Instituten des deutschen Reiches

1. Beispiele dieser Strenge bei Planck: Geschichte der christl. kirchl. Gesellschaftsverfassung III, 407.

das geistliche Element so überaus bedeutend, so sieht man von selbst, wie viel auf das Verhältniß ankam, in welchem die Kaiser zu dem Oberhaupte aller Geistlichkeit, zu dem Papste in Rom standen.

Das Papstthum war wie mit den römischen Imperatoren, wie mit den Nachfolgern Carl des Großen, so auch mit den deutschen Kaiser in der engsten Verbindung. Seine politische Unterordnung war unbezweifelt. Wohl hatten die Päpste, ehe das Kaiserthum entschieden an die Deutschen fiel, als es in schwachen und schwankenden Händen war, Acte einer höheren Autorität über dasselbe ausgeübt. So wie aber die kräftigen deutschen Fürsten diese Würde erobert hatten, waren sie, wenn auch nicht ohne Widerspruch, doch in der That so gut wie die Carolingen, Oberherren des Papstthums. Mit gewaltiger Hand beschirmte Otto der Große den Papst, den er eingesetzt hatte;[1] seine Söhne folgten seinem Beispiele; daß sich einmal die römischen Factionen wieder erhoben und diese Würde nach ihren Familieninteressen annahmen, wieder abgaben, kauften und veräußerten, machte die Nothwendigkeit einer höheren Dazwischenkunft nur um so einleuchtender. Man weiß, wie gewaltig Heinrich III dieselbe ausübte. Seine Synode zu Sutri setzte die eingedrungenen Päpste ab; nachdem er erst den Patricius-Ring an seinen Finger gesteckt und die kaiserliche Krone empfangen

1. Bei Goldast Constitutt. Imperiales I, p. 221 findet sich ein Instrument (mit den Scholien Dietrichs von Niem), durch welches das Recht Carl des Großen sich selbst einen Nachfolger und in Zukunft römische Päpste zu ernennen, auf Otto und die deutschen Kaiser übertragen wird. Es ist jedoch ohne Zweifel erdichtet.

hatte, bezeichnete er nach seinem Gutdünken denjenigen, der den päpstlichen Stuhl besteigen sollte. Es folgten einander vier deutsche Päpste, alle von ihm ernannt; bei der Erledigung der höchsten geistlichen Würde erschienen die Abgeordneten von Rom nicht anders als die Gesandten anderer Bisthümer an dem kaiserlichen Hoflager, um sich den Nachfolger bestimmen zu lassen.

Bei dieser Lage der Dinge war es dem Kaiser selbst erwünscht, wenn das Papstthum in bedeutendem Ansehen stand. Heinrich III beförderte die Reformationen, welche die von ihm gesetzten Päpste unternahmen; der Zuwachs ihrer Gewalt erregte ihm keine Eifersucht. Daß Leo IX dem Willen des Königs von Frankreich zum Trotz eine Synode zu Rheims hielt, französische Bischöfe einsetzte und absetzte, und die feierliche Erklärung empfing, der Papst sei der einzige Primas der allgemeinen Kirche, konnte dem Kaiser ganz recht sein, so lange er nur selber über das Papstthum verfügte. Es gehörte dieß zu dem obersten Ansehen, das er in Europa in Anspruch nahm. In ein ähnliches Verhältniß, wie durch den Erzbischof von Bremen zu dem Norden, kam er durch den Papst zu den übrigen Mächten der Christenheit.

Es lag aber hierin auch eine große Gefahr.

Ganz ein anderes Institut war der geistliche Stand in den germanischen und germanisirten Reichen geworden, als er in dem römischen gewesen. Es war ihm ein großer Theil der politischen Gewalt übertragen: er hatte fürstliche Macht. Wir sehen, noch hing er von dem Kaiser, von der obersten weltlichen Autorität ab: wie aber, wenn

diese einmal wieder in schwache Hände gerieth, — wenn dann das Oberhaupt der Geistlichkeit, dreifach mächtig, durch seine Würde, der man eine allgemeine Verehrung widmete, den Gehorsam seiner Untergebenen, und seinen Einfluß auf andere Staaten, den günstigen Augenblick ergriff und sich der königlichen Gewalt entgegensetzte?

In der Sache selbst lag mehr als Eine Veranlassung hiezu. Das geistliche Wesen hatte doch in sich ein eigenes, einem so großen weltlichen Einfluß widerstrebendes Prinzip, welches es hervorkehren mußte, sobald es stark genug dazu geworden war. Auch lag, scheint mir, ein Widerspruch darin, daß der Papst eine höchste geistliche Gewalt nach allen Seiten hin ausüben, und dabei dem Kaiser unterthänig sein sollte. Etwas anderes wäre es gewesen, hätte es Heinrich III wirklich dahin gebracht, sich zum Haupte der gesammten Christenheit zu erheben. Da ihm dieß nicht gelang, so konnte sich der Papst bei einiger Verwickelung der politischen Verhältnisse durch seine untergeordnete Stellung zu dem Kaiser allerdings gehindert sehen, völlig frei der allgemeine Vater der Gläubigen zu sein, wie sein Amt es mit sich brachte.

Unter diesen Umständen stieg Gregor VII auf den päpstlichen Stuhl. Gregor hat einen kühnen, einseitigen, hochfliegenden Geist; folgerecht, man könnte sagen, wie ein scholastisches System das ist; unerschütterlich in der logischen Consequenz, und dabei eben so gewandt, wahren und gegründeten Widerspruch mit gutem Schein zu eludiren. Er sah, wohin der Zug der Dinge führte; in all dem kleinlichen Treiben der Tageshändel nahm er die gro-

ßen welthistorischen Möglichkeiten wahr; er beschloß, die päpstliche Gewalt von der kaiserlichen zu emancipiren. Als er dieß Ziel ins Auge gefaßt, griff er ohne alle Rücksicht, ohne einen Moment zu zögern, zu dem entscheidenden Mittel. Der Beschluß, den er von einer seiner Kirchenversammlungen fassen ließ, daß in Zukunft niemals wieder eine geistliche Stelle durch einen Weltlichen verliehen werden dürfe, mußte die Verfassung des Reiches in ihrem Wesen umstoßen. Diese beruhte, wie berührt worden, auf der Verbindung geistlicher und weltlicher Institute: das Band zwischen beiden wär die Investitur: es kam einer Revolution gleich, daß dieses alte Recht dem Kaiser entrissen werden sollte.

Es ist offenbar: Gregor hätte dieß nicht in Gedanken zu fassen, geschweige durchzusetzen vermocht, wäre ihm nicht die Zerrüttung des deutschen Reiches während der Minderjährigkeit Heinrichs IV und die Empörung der deutschen Stämme und Fürsten gegen diesen König zu Statten gekommen. An den großen Vasallen fand er natürliche Verbündete. Auch sie fühlten sich von dem Uebergewicht der kaiserlichen Gewalt gedrückt; auch sie wollten sich befreien. In gewisser Hinsicht war ja auch der Papst ein Magnat des Reiches. Es stimmt sehr gut zusammen, daß der Papst Deutschland für ein Wahlreich erklärte, — die fürstliche Macht mußte dadurch unendlich wachsen, — und daß die Fürsten so wenig dawider hatten, wenn der Papst sich von der kaiserlichen Gewalt frei machte. Selbst bei dem Investiturstreit ging ihr Vortheil Hand in Hand: der Papst war noch weit entfernt, die Bischöfe geradezu

selbst ernennen zu wollen: er überließ die Wahl den Capiteln, auf welche der höhere deutsche Adel den größten Einfluß ausübte. Mit einem Wort: der Papst hatte die aristokratischen Interessen auf seiner Seite.

Aber auch selbst mit diesen Verbündeten wie lange und blutige Kämpfe hat es den Päpsten doch gekostet, ihr Unternehmen durchzusetzen! Von Dänemark bis Apulien, sagt der Lobgesang auf den heil. Anno, von Carlingen bis nach Ungarn hat das Reich die Waffen gegen seine Eingeweide gekehrt. Der Widerstreit des geistlichen und des weltlichen Prinzipes, die früher Hand in Hand gegangen, spaltete die Christenheit in verderblicher Entzweiung. Oftmals mußten die Päpste selbst von ihrer Hauptstadt weichen und Gegenpäpste auf den apostolischen Stuhl steigen sehen!

Endlich aber war es ihnen doch gelungen. Nach langen Jahrhunderten der Unterordnung, nach andern Jahrhunderten eines oft zweifelhaften Kampfes war die Unabhängigkeit des römischen Stuhles und seines Prinzipes endlich erlangt. In der That hatten die Päpste alsdann die großartigste Stellung. Die Geistlichkeit war völlig in ihren Händen. Es ist der Bemerkung werth, daß die entschlossensten Päpste dieses Zeitraumes, wie Gregor VII selbst, Benedictiner waren. Indem sie das Cölibat einführten, verwandelten sie die ganze Weltgeistlichkeit in eine Art von Mönchsorden. Das allgemeine Bisthum, das sie in Anspruch nahmen, hat eine gewisse Aehnlichkeit mit der Gewalt eines Cluniacenser Abtes, welcher der einzige Abt in seinem Orden war: so wollten diese Päpste die einzigen

Bischöfe der gesammten Kirche sein. Sie trugen kein Bedenken, in die Verwaltung aller Diöcesen einzugreifen:[1] haben sie doch ihre Legaten selbst mit altrömischen Proconsuln verglichen. Während sich nun dieser enge zusammenschließende und über alle Länder verbreitete, durch seine Besitzungen mächtige und jedes Lebensverhältniß beherrschende Orden in dem Gehorsam eines einzigen Oberhauptes ausbildete, verfielen ihm gegenüber die Staatsgewalten. Schon im Anfange des 12ten Jahrhunderts durfte der Propst Gerohus sagen: „es werde noch dahin kommen, daß die goldene Bildsäule des Königreiches ganz zermalmt, und jedes große Reich in Vierfürstenthümer aufgelöst werde: erst dann werde die Kirche frei und ungedrückt bestehen, unter dem Schutze des großen gekrönten Priesters."[2] Es fehlte wenig, daß es wörtlich dahin gekommen wäre. Denn in der That, wer war in dem dreizehnten Jahrhundert mächtiger in England, Heinrich III oder jene Vierundzwanzig, welchen eine Zeitlang die Regierung aufgetragen war: in Castilien, der König oder die Altoshomes? Die Macht eines Kaisers schien fast entbehrlich zu sein, nachdem Friedrich den Fürsten des Reiches die wesentlichen Attribute der Landeshoheit

1. Einer der Hauptpunkte, über den ich doch eine Stelle aus einem Briefe Heinrichs IV an Gregor anführen will (Mansi Concil. n. collectio XX, 471). Rectores sanctae ecclesiae, videl. archiepiscopos, episcopos, presbyteros, sicut servos pedibus tuis calcasti. Wir sehen, der Papst hatte hiebei die öffentliche Meinung auf seiner Seite: In quorum conculcatione tibi favorem ab ore vulgi comparasti.

2. Schröckh führt diese Stelle an: Kirchengeschichte Th. 27, p. 117.

gewährt hatte. Italien wie Deutschland waren mit unabhängigen Gewalten erfüllt. Eine zusammenfassende, vereinigende Macht wohnte fast ausschließlich dem Papste bei. So geschah es, daß die Unabhängigkeit des geistlichen Prinzipes sich gar bald in eine neue Art von Oberherrlichkeit umsetzte. Der geistlich-weltliche Charakter, den das Leben überhaupt angenommen, der Gang der Ereignisse mußte ihm eine solche an und für sich zuwege bringen. Wenn Länder, so lange verloren, wie Spanien, endlich dem Muhamedanismus, — Provinzen die noch nie erworben gewesen, wie Preußen, dem Heidenthume abgewonnen und mit christlichen Völkern besetzt wurden; wenn selbst die Hauptstädte des griechischen Glaubens sich dem lateinischen Ritus unterwarfen, und noch immer Hundertausende auszogen, um die Fahne des Kreuzes über dem heiligen Grabe zu behaupten: mußte nicht der Oberpriester, der in allen diesen Unternehmungen seine Hand hatte und den Gehorsam der Unterworfenen empfing, ein unermeßliches Ansehen genießen? Unter seiner Leitung, in seinem Namen breiten sich die abendländischen Nationen, als wären sie Ein Volk, in ungeheuren Colonien aus und suchen die Welt einzunehmen. Man kann sich nicht wundern, wenn er dann auch in dem Innern eine allgewaltige Autorität ausübt, wenn ein König von England sein Reich von ihm zu Lehen nimmt, ein König von Aragon das seine dem Apostel Petrus aufträgt, wenn Neapel wirklich durch den Papst an ein fremdes Haus gebracht wird. Wunderbare Physiognomie jener Zeiten, die noch Niemand in ihrer ganzen Fülle und Wahrheit vergegenwärtigt hat. Es

ist die außerordentlichste Combination von innerem Zwist und glänzendem Fortgang nach Außen, von Autonomie und Gehorsam, von geistlichem und weltlichem Wesen. Wie hat doch die Frömmigkeit selbst einen so widersprechenden Charakter. Zuweilen zieht sie sich in das rauhe Gebirge, in das einsame Waldthal zurück, um alle ihre Tage in harmloser Andacht der Anschauung Gottes zu widmen: in Erwartung des Todes verzichtet sie schon auf jeden Genuß, den das Leben darbietet; oder sie bemüht sich, wenn sie unter den Menschen weilt, jugendlich warm, das Geheimniß, das sie ahnet, die Idee, in der sie lebt, in heiteren großartigen und tiefsinnigen Formen auszusprechen; — aber gleich daneben finden wir eine andere, welche die Inquisition erdacht hat, und die entsetzliche Gerechtigkeit des Schwertes gegen die Andersgläubigen ausübt: „keines Geschlechtes," sagt der Anführer des Zuges wider die Albigenser, „keines Alters, keines Ranges haben wir verschont, sondern Jedermann mit der Schärfe des Schwertes geschlagen." Zuweilen erscheinen beide in dem nemlichen Moment. Bei dem Anblick von Jerusalem stiegen die Kreuzfahrer von den Pferden, und entblößten ihre Füße, um als wahre Pilger an den heiligen Mauern anzulangen; in dem heißesten Kampfe meinten sie die Hülfe der Heiligen und Engel sichtbar zu erfahren. Kaum aber hatten sie die Mauern überstiegen, so stürzten sie fort zu Raub und Blut: auf der Stelle des salomonischen Tempels erwürgten sie viele Tausend Saracenen; die Juden verbrannten sie in ihrer Synagoge; die heiligen Schwellen, an de-

nen sie anzubeten gekommen waren, befleckten sie erst mit Blut. Ein Widerspruch, der jenen religiösen Staat durchaus erfüllt und sein Wesen bildet.

Gegensätze des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts.

An gewissen Stellen fühlt man sich besonders versucht, wenn wir es aussprechen dürfen, den Planen der göttlichen Weltregierung, den Momenten der Erziehung des Menschengeschlechtes nachzuforschen.

So mangelhaft auch die Entwickelung sein mochte, die wir bezeichneten, so war sie doch nothwendig, um das Christenthum in dem Abendlande völlig einheimisch zu machen. Es gehörte etwas dazu, um die trotzigen, nordischen Gemüther, die gesammten von althergebrachtem Aberglauben beherrschten Völkerschaften mit den Ideen des Christenthums zu durchdringen. Das geistliche Element mußte eine Zeitlang vorherrschen, um das germanische Wesen ganz zu ergreifen. Hiedurch vollzog sich zugleich die Vereinigung germanischer und romanischer Elemente, auf welcher der Charakter des späteren Europa beruht. Es giebt eine Gemeinschaftlichkeit der modernen Welt, welche immer als eine Hauptgrundlage der gesammten Ausbildung derselben in Staat und Kirche, Sitte, Leben und Literatur betrachtet worden ist. Um sie hervorzubringen, mußten die westlichen Nationen einmal gleichsam einen einzigen weltlich-geistlichen Staat ausmachen.

Aber in dem großen Fortgange der Dinge war auch

dieß nur ein Moment. Nachdem die Umwandelung vollbracht worden, traten neue Nothwendigkeiten ein.

Schon darin kündigte sich eine andere Epoche an, daß die Landessprachen fast allenthalben zur nemlichen Zeit emporkamen. Langsam, aber unaufgehalten drangen sie in die mannigfaltigen Zweige geistiger Thätigkeit ein; Schritt für Schritt wich ihnen das Idiom der Kirche. Die Allgemeinheit trat zurück; auf ihrer Grundlage ging eine neue Sonderung in einem höhern Sinne hervor. Das kirchliche Element hatte die Nationalitäten bisher überwältigt: — verändert, umgestaltet, aber wieder geschieden traten diese in eine neue Bahn ein.

Es ist nicht anders, als daß alles menschliche Thun und Treiben dem leisen und der Bemerkung oft entzogenen, aber gewaltigen und unaufhaltsamen Gange der Dinge unterworfen ist. Die päpstliche Macht war von den früheren weltgeschichtlichen Momenten gefördert worden: die neuen traten ihr entgegen. Da die Nationen des Impulses der kirchlichen Macht nicht mehr in dem Maße wie früher bedurften, so leisteten sie demselben gar bald Widerstand. Sie fühlten sich in ihrer Selbstständigkeit.

Es ist der Mühe werth, sich die wichtigeren Ereignisse ins Gedächtniß zu rufen, in denen diese Thatsache sich ausspricht.

Es waren, wie man weiß, die Franzosen, die den Anmaßungen des Papstes den ersten entschiedenen Widerstand leisteten. In nationaler Einmüthigkeit setzten sie sich den Bannbullen Bonifaz des VIII entgegen; in mehreren hundert Adhäsionsurkunden sprachen alle Gewalten des Vol-

kes ihre Beistimmung zu den Schritten König Philipp des Schönen aus.

Es folgten die Deutschen. Als die Päpste das Kaiserthum noch einmal mit der alten Leidenschaft angriffen, obwohl dasselbe die frühere Bedeutung bei weitem nicht mehr hatte, als sie hiebei fremdartigen Einwirkungen Raum gaben, — kamen die Churfürsten am Ufer des Rheins bei ihren steinernen Sitzen auf jenem Acker von Rense zusammen, um eine gemeinschaftliche Maßregel zur Behauptung „der Ehren und Würden des Reiches“ zu überlegen. Ihre Absicht war, die Unabhängigkeit des Reiches gegen die Eingriffe der Päpste durch einen feierlichen Beschluß festzusetzen. Bald hierauf erfolgte dieser in aller Form, von allen Gewalten, Kaiser, Fürsten und Churfürsten zugleich: gemeinschaftlich stellte man sich den Grundsätzen des päpstlichen Staatsrechts entgegen.[1]

Nicht lange blieb England zurück. Nirgend hatten die Päpste größeren Einfluß gehabt, mit den Pfründen willkürlicher geschaltet; als Edward III endlich den Tribut nicht mehr zahlen wollte, zu dem sich frühere Könige verpflichtet hatten, vereinigte sich sein Parlament mit ihm und versprach ihn hiebei zu unterstützen. Der König traf Maßregeln, um den übrigen Eingriffen der päpstlichen Macht zuvorzukommen.

Wir sehen, eine Nation nach der andern fühlt sich in ihrer Selbständigkeit und Einheit: von keiner höheren Autorität will die öffentliche Gewalt mehr wissen: in den

1. Licet juris utriusque. Bei Olenschläger, Staatsgeschichte des röm. Kaiserthums in der ersten Hälfte des 14ten Jahrhunderts. Nr. 63.

mittlern Kreisen finden die Päpste keine Verbündeten mehr: ihre Einwirkungen werden von Fürsten und Ständen entschlossen zurückgewiesen.

In dem ereignete sich, daß das Papstthum selbst in eine Schwäche und Verwirrung gerieth, welche den weltlichen Gewalten, die sich bis jetzt nur zu sichern gesucht, sogar eine Rückwirkung auf dasselbe möglich machte.

Das Schisma trat ein. Man bemerke, welche Folgen es hatte. Lange Zeit stand es bei des Fürsten, nach ihrer politischen Convenienz dem einen oder dem andern Papste anzuhangen, — in sich selbst fand die geistliche Macht kein Mittel die Spaltung zu heben, nur die weltliche Gewalt vermochte dieß; — als man sich zu diesem Zwecke in Costnitz versammelte, stimmte man nicht mehr wie bisher, nach Köpfen, sondern nach den vier Nationen: jeder Nation blieb es überlassen, in vorbereiteten Versammlungen über das Votum zu berathschlagen, das sie zu geben hatte, — in Gemeinschaft setzten sie einen Papst ab, der neugewählte mußte sich zu Concordaten mit den einzelnen verstehen, die wenigstens durch das Beispiel, das sie gaben, viel bedeuteten; — während des Baseler Conciliums und der neuen Spaltung hielten sich einige Reiche sogar neutral — nur die unmittelbare Bemühung der Fürsten vermochte diese zweite Kirchentrennung beizulegen.[1] Es konnte nichts geben, was das Uebergewicht der weltlichen Gewalt und die Selbständigkeit der einzelnen Reiche kräftiger befördert hätte.

1. Erklärung des Papstes Felix bei Georgius, Vita Nicolai V p. 65.

Und nun war zwar der Papst neuerdings in großem Ansehen, er hatte die allgemeine Obedienz: der Kaiser führte ihm noch immer den Zelter: es gab Bischöfe nicht allein in Ungarn, sondern auch in Deutschland, die sich von des apostolischen Stuhles Gnaden schrieben:[1] in dem Norden ward der Peterspfennig fortwährend eingesammelt: unzählige Pilger aus allen Ländern suchten bei dem Jubiläum von 1450 die Schwellen der Apostel auf: mit Bienenschwärmen, Zugvögelschaaren vergleicht sie ein Augenzeuge, wie sie so kamen; doch hatten trotz alle dem die alten Verhältnisse bei weitem nicht mehr Statt.

Wollte man sich davon überzeugen, so brauchte man sich nur den früheren Eifer, nach dem heiligen Grabe zu ziehen, ins Gedächtniß zu rufen und die Kälte dagegen zu halten, mit der in dem funfzehnten Jahrhundert jede Aufforderung zu einem gemeinschaftlichen Widerstand gegen die Türken aufgenommen wurde. Wie viel dringender war es, die eigenen Landschaften gegen eine Gefahr, die sich unaufhaltsam unzweifelhaft heranwälzte, in Schutz zu nehmen, als das heilige Grab in christlichen Händen zu wissen. Ihre beste Beredsamkeit wandten Aeneas Sylvius auf dem Reichstage, der Minorit Capistrano auf den Märkten der Städte bei dem Volke an, und die Geschichtschreiber erzählen von dem Eindruck, den die Gemüther davon empfingen; aber wir finden nicht, daß Jemand darum zu den Waffen gegriffen hätte. Welche Mühe gaben sich nicht die Päpste! Der eine rüstete eine Flotte aus, der andere,

1. Costnitz, Schwerin, Fünfkirchen. Schröckhs Kirchengeschichte Bd. 33, p. 60.

Pius II, eben jener Aeneas Sylvius, erhob sich, so schwach und krank er auch war, selber zu dem Hafen, wo, wenn kein Anderer, doch die Zunächstgefährdeten sich vereinigen sollten: er wollte dabei sein, um wie er sagte, was er allein vermöge, während des Kampfes seine Hände zu Gott zu erheben, wie Moses; aber weder Ermahnung noch Bitte noch Beispiel vermochte etwas über seine Zeitgenossen. Mit jenem jugendlichen Gefühl eines ritterlichen Christenthums war es vorüber: kein Papst vermochte, es wieder aufzuwecken.

Andere Interessen bewegten die damalige Welt. Es war die Periode, in welcher die europäischen Reiche nach langen inneren Kämpfen sich endlich consolidirten. Den centralen Gewalten gelang es, die Factionen zu überwinden, welche bisher die Throne gefährdet, alle ihre Unterthanen in erneuertem Gehorsam um sich zu versammeln. Sehr bald betrachtete man dann auch das Papstthum, das alle beherrschen wollte, sich in alles mischte, aus dem Standpunkte der Staatsgewalt. Das Fürstenthum fing an, bei weitem größere Ansprüche zu machen als bisher.

Man denkt sich oft das Papstthum bis zur Reformation hin fast unumschränkt; in der That aber hatten während des funfzehnten, im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts die Staaten bereits einen nicht geringen Antheil an den geistlichen Rechten und Befugnissen an sich gebracht.

In Frankreich wurden die Eingriffe des römischen Stuhles durch die pragmatische Sanction, die man über ein halbes Jahrhundert als ein Palladium des Reiches

ansah, größtentheils beseitigt. Zwar ließ sich Ludwig XI durch eine falsche Religiosität, — der er um so mehr ergeben war, je mehr es ihm an der wahren fehlte, — zur Nachgiebigkeit in diesem Stücke fortreißen; allein seine Nachfolger kamen um so eifriger auf dieß ihr Grundgesetz zurück. Wenn dann Franz I sein Concordat mit Leo X schloß, so hat man wohl behauptet, der römische Hof sei hiedurch neuerdings zu dem alten Uebergewicht gelangt. Auch ist es wahr, daß der Papst die Annaten wieder bekam. Allein er mußte dafür viele andere Gefälle missen, und was die Hauptsache, er überließ dem König das Recht, zu den Bisthümern und allen höheren Pfründen zu ernennen. Es ist unläugbar: die gallicanische Kirche verlor ihre Rechte, aber bei weitem weniger an den Papst als an den König. Das Axiom, für das Gregor VII die Welt bewegt, gab Leo X ohne viele Schwierigkeit auf.

So weit konnte es nun in Deutschland nicht kommen. Die Baseler Beschlüsse, die in Frankreich zur pragmatischen Sanction ausgebildet worden,[1] wurden in Deutschland, wo man sie Anfangs auch angenommen, durch die Wiener Concordate ungemein ermäßigt. Aber diese Ermäßigung selbst war doch nicht ohne Opfer des römischen Stuhles erwor-

1. Man erkennt das Verhältniß aus folgenden Worten des Aeneas Sylvius: Propter decreta Basiliensis concilii inter sedem apostolicam et nationem vestram dissidium coepit, cum vos illa prorsus tenenda diceretis, apostolica vero sedes omnia rejiceret. Itaque fuit denique compositio facta — per quam aliqua ex decretis concilii praedicti recepta videntur, aliqua rejecta. Aen. Sylvii Epistola ad Martinum Maierum contra murmur gravaminis Germanicae nationis 1457. In Müllers Reichstagstheatrum unter Friedrich III. Vorst. III, p. 604.

ben worden. In Deutschland war es nicht genug, sich mit dem Reichsoberhaupte zu verständigen: man mußte die einzelnen Stände gewinnen. Die Erzbischöfe von Mainz und Trier erhielten das Recht, auch in den päpstlichen Monaten die erledigten Pfründen zu vergeben; der Churfürst von Brandenburg erwarb die Befugniß, die drei Bisthümer in seinem Lande zu besetzen; auch minder bedeutende Stände, Straßburg, Salzburg, Metz, erhielten Vergünstigungen.[1] Doch war damit die allgemeine Opposition nicht gedämpft. Im Jahre 1487 widersetzte sich das gesammte Reich einem Zehnten, den der Papst auflegen wollte, und hintertrieb ihn.[2] Im Jahre 1500 gestand das Reichsregiment dem päpstlichen Legaten nur den dritten Theil des Ertrages der Ablaßpredigten zu; zwei Drittheile wollte es selber an sich nehmen und zu dem Türkenkriege verwenden.

In England kam man, ohne neues Concordat, ohne pragmatische Sanction, über jene Zugeständnisse von Costnitz weit hinaus. Das Recht einen Candidaten zu den bischöflichen Sitzen zu benennen besaß Heinrich VII ohne Widerspruch. Er war nicht zufrieden die Beförderung der Geistlichen in seiner Hand zu haben, er nahm auch die Hälfte der Annaten an sich. Als hierauf Wolsey in den ersten Jahren Heinrichs VIII zu seinen übrigen Aemtern auch die Würde eines Legaten empfing, war die geistliche und weltliche Macht gewissermaßen vereinigt; noch ehe dort an Protestantismus gedacht wurde, schritt man zu

1. Schröckhs Kirchengesch. Bd. 32, p. 173. Eichhorns Staats- und Rechtsgeschichte Bd. III, §. 472 n. c.

2. Müllers Reichstagstheatrum Vorst. VI p. 130.

einer sehr gewaltsamen Einziehung einer großen Anzahl von Klöstern.

Indessen blieben die südlichen Länder und Reiche nicht zurück. Auch der König von Spanien hatte die Ernennung zu den bischöflichen Sitzen. Die Krone, mit der die Großmeisterthümer der geistlichen Orden verbunden waren, welche die Inquisition eingerichtet hatte und beherrschte, genoß eine Menge geistlicher Attribute und Gerechtsame. Den päpstlichen Beamten widersetzte sich Ferdinand der Katholische nicht selten.

Nicht minder als die spanischen, waren auch die portugiesischen geistlichen Ritterorden, St. Jacob, Avis, der Christorden, dem die Güter der Templer zugefallen, Patronate der Krone.[1] König Emanuel erlangte von Leo X nicht allein den dritten Theil der Cruciata, sondern auch den Zehnten von den geistlichen Gütern, ausdrücklich mit dem Rechte, ihn nach Gutdünken und Verdienst zu vertheilen.

Genug allenthalben, durch die ganze Christenheit, im Süden wie im Norden, suchte man die Rechte des Papstes einzuschränken. Es war besonders ein Mitgenuß der geistlichen Einkünfte und die Vergabung der geistlichen Stellen und Pfründen, was die Staatsgewalt in Anspruch nahm. Die Päpste leisteten keinen ernstlichen Widerstand. Sie suchten zu behaupten so viel sie konnten: in dem Uebrigen

1. Instruttione piena delle cose di Portogallo al Coadjutor di Bergamo, nuntio destinato in Portogallo. MS der Informationi politiche in der K. Bibl. zu Berlin Tom. XII. Leo X gewährte dieß Patronat der Orden: contentandosi il re di pagare grandissima compositione di detto patronato.

gaben sie nach. Von Ferdinand, König in Neapel, sagt Lorenzo Medici bei Gelegenheit einer Irrung desselben mit dem römischen Stuhle, er werde keine Schwierigkeiten machen zu versprechen: bei der Ausführung seiner Verpflichtungen werde man ihn später doch nachsehen, wie es von allen Päpsten gegen alle Könige geschehe.[1] Denn auch nach Italien war dieser Geist der Opposition gedrungen. Von Lorenzo Medici selbst werden wir unterrichtet, daß er hierin dem Beispiel der größeren Fürsten folgte und von den päpstlichen Befehlen so viel und nicht mehr gelten ließ, als er selber Lust hatte.[2]

Es wäre ein Irrthum, in diesen Bestrebungen nur Akte der Willkür zu sehen. Die kirchliche Richtung hatte aufgehört das Leben der europäischen Nationen so durchaus zu beherschen, wie es früher geschah: die Entwickelung der Nationalitäten, die Ausbildung der Staaten trat mächtig hervor. Es war nothwendig, daß hienach auch das Verhältniß zwischen geistlicher und weltlicher Gewalt eine durchgreifende Umgestaltung erfuhr; war doch in den Päpsten selbst eine große Veränderung zu bemerken!

1. Lorenzo an Johann de Lanfridinis. Fabroni Vita Laurentii Medici II, p. 362.

2. Antonius Gallus (de rebus Genuensibus: Muratori scriptt. R. It. XXIII, p. 281) sagt von Lorenzo: regum majorumque principum contumacem licentiam adversus romanam ecclesiam sequebatur, de juribus pontificis nisi quod ei videretur nihil permittens.

Zweites Kapitel.

Die Kirche und der Kirchenstaat im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts.

Erweiterung des Kirchenstaates.

Was man auch von den Päpsten früherer Zeit urtheilen mag, so hatten sie immer große Interessen vor Augen: die Pflege einer unterdrückten Religion: den Kampf mit dem Heidenthum: die Ausbreitung des Christenthums über die nordischen Nationen: die Gründung einer unabhängigen hierarchischen Gewalt. Zu der Würde des menschlichen Daseins gehört es, daß man etwas Großes wolle, vollführe; diese ihre Tendenzen erhielten die Päpste in einem höheren Schwunge. Jetzt aber waren mit den Zeiten die Richtungen vorübergegangen: das Schisma war beigelegt: man mußte sich bescheiden, daß man es zu einem allgemeinen Unternehmen gegen die Türken doch nicht bringen werde. Es geschah, daß das geistliche Oberhaupt vor allem, und entschiedener als jemals bisher, die Zwecke seines weltlichen Fürstenthums verfolgte, und ihnen seine ganze Thätigkeit zuwendete.

Schon geraume Zeit lag dieß in den Bestrebungen des Jahrhunderts. „Ehedem", sagte bereits ein Redner des Baseler Conciliums, „war ich der Meinung, es würde wohlgethan sein, die weltliche Gewalt ganz von der geist-

lichen zu trennen. Jetzt aber habe ich gelernt, daß die Tugend ohne Macht lächerlich ist, daß der römische Papst ohne das Erbgut der Kirche nur einen Knecht der Könige und Fürsten vorstellt." Dieser Redner, welcher doch in der Versammlung so viel Einfluß hatte, um die Wahl des Papstes Felix zu entscheiden, erklärt es für nicht so übel, daß ein Papst Söhne habe, die ihm gegen die Tyrannen beistehen können.[1]

Von einer andern Seite faßte man diese Sache etwas später in Italien. Man fand es in der Ordnung, daß ein Papst seine Familie befördere und emporbringe; man würde es demjenigen verdacht haben, der es nicht gethan hätte. „Andere," schreibt Lorenzo Medici an Innocenz VIII, „haben nicht so lange gewartet Päpste sein zu wollen, und sich wenig um die Ehrbarkeit und Zurückhaltung gekümmert, die E. Heiligkeit so geraume Zeit behauptet hat. Jetzt ist E. Heiligkeit nicht allein vor Gott und Menschen entschuldigt, sondern man könnte dieß ehrsame Betragen vielleicht gar tadeln und einem andern Grunde zuschreiben. Eifer und Pflicht nöthigen mein Gewissen, E. Heiligkeit zu erinnern, daß kein Mensch unsterblich ist, daß ein Papst so viel bedeutet, als er bedeuten will: seine Würde kann er nicht erblich machen: nur die Ehre und die Wohlthaten, die er den Seinen erweist, kann er sein Eigenthum nennen."[2] Solche Rathschläge gab der, welcher als der

1. Ein Auszug aus dieser Rede bei Schröckh B. 32, p. 90.
2. Schreiben Lorenzo's — ohne Datum, doch wahrscheinlich vom Jahre 1489, weil darin vom fünften Jahre Innocenz VIII die Rede ist, bei Fabroni Vita Laurentii II, 390.

weiseste Mann von Italien betrachtet ward. Er war dabei wohl auch selbst betheiligt: er hatte seine Tochter mit dem Sohne des Papstes verheirathet; aber niemals hätte er sich so freimüthig und rücksichtlos ausdrücken können, wäre diese Ansicht nicht in der höheren Welt die unzweifelhaft gültige und verbreitete gewesen.

Es hat einen inneren Zusammenhang, daß zur nemlichen Zeit die europäischen Staaten dem Papste einen Theil seiner Befugnisse entwanden, und dieser selbst sich in lauter weltlichen Unternehmungen zu bewegen anfing. Er fühlte sich zunächst als italienischer Fürst.

Noch nicht so lange war es her, daß die Florentiner ihre Nachbarn überwunden und das Haus Medici seine Gewalt über beide gegründet hatte: die Macht der Sforza in Mailand, des Hauses Aragon in Neapel, der Venezianer in der Lombardei war alle bei Menschengedenken erworben und befestigt; sollte nicht auch ein Papst der Hoffnung Raum geben, in den Gebieten, welche als das Erbgut der Kirche betrachtet wurden, aber unter einer Anzahl unabhängiger Stadtoberhäupter standen, eine größere eigene Herrschaft zu gründen?

Zuerst mit selbstbewußter Absicht und nachwirkendem Erfolg schlug Papst Sixtus IV diese Richtung ein; auf das gewaltigste und mit ungemeinem Glück verfolgte sie Alexander VI; Julius II gab ihr eine unerwartete, die bleibende Wendung.

Sixtus IV (1471 — 1484) faßte den Plan, in den schönen und reichen Ebenen der Romagna für seinen Neffen Girolamo Riario ein Fürstenthum zu gründen. Schon

stritten die übrigen italienischen Mächte um das Uebergewicht in diesen Landschaften oder ihren Besitz, und wenn hier von Recht die Rede war, so hatte der Papst offenbar ein besseres Recht als die übrigen. Nur war er ihnen an Staatskräften und Kriegsmitteln bei weitem nicht gewachsen. Er trug kein Bedenken, seine geistliche Gewalt, ihrer Natur und Bestimmung nach erhaben über alles Irdische, seinen weltlichen Absichten dienstbar zu machen, und in die Verwickelungen des Augenblicks, in welche ihn diese verflochten, herabzuziehen. Da ihm vorzüglich die Medici im Wege waren, ließ er sich in die florentinischen Irrungen ein, und lud, wie man weiß, den Verdacht auf sich, als habe er um die Verschwörung der Pazzi gewußt, um den Mordanfall, den diese vor dem Altare einer Cathedrale ausführten, als habe er um so etwas mitgewußt, er der Vater der Gläubigen. — — Als die Venezianer aufhörten die Unternehmungen des Neffen zu begünstigen, wie sie eine Zeitlang gethan hatten, war es dem Papste nicht genug, sie in einem Kriege zu verlassen, zu dem er sie selber angetrieben hatte; er ging so weit, sie zu excommuniciren, als sie denselben fortsetzten.[1] — — Nicht minder gewaltsam verfuhr er in Rom. Die Gegner des Riario, die Colonna, verfolgte er mit wildem Ingrimme; er entriß ihnen Marino; den Protonotar Colonna ließ er überdieß in seinem eigenen Hause bestürmen, gefangen neh-

1. Ueber den ferrarischen Krieg sind 1829 die Commentarii di Marino Sanuto zu Venedig gedruckt worden; p. 56 berührt er den Abfall des Papstes. Er verweist auf die Reden des venezianischen Gesandten: Tutti vedranno, aver noi cominciato questa guerra di volontà del papa: egli però si mosse a rompere la lega.

men und hinrichten. Dessen Mutter kam nach S. Celso in Banchi, wo die Leiche lag; bei den Haaren erhob sie den abgehauenen Kopf und rief: „das ist das Haupt meines Sohnes: das ist die Treue des Papstes. Er versprach, wenn wir ihn Marino überließen, würde er meinen Sohn freigeben; nun hat er Marino: in unsern Händen ist auch mein Sohn, aber todt! Siehe da, so hält der Papst sein Wort."[1]

So viel gehörte dazu, damit Sixtus IV den Sieg über seine Feinde innerhalb und außerhalb des Staates davontrüge. In der That gelang es ihm, seinen Neffen zum Herrn von Imola und Forli zu machen; doch ist wohl keine Frage, daß wenn sein weltliches Ansehen hiebei gewann, das geistliche unendlich viel mehr verlor. Es ward ein Versuch gemacht, ein Concilium wider ihn zu versammeln.

Indessen sollte Sixtus gar bald bei weitem überboten werden. Bald nach ihm (1492) nahm Alexander IV den päpstlichen Stuhl ein.

Alexander hatte all seine Lebtage nur die Welt zu genießen, vergnügt zu leben, seine Gelüste, seinen Ehrgeiz zu erfüllen getrachtet. Es schien ihm der Gipfel der Glückseligkeit, daß er endlich die oberste geistliche Würde besaß. In diesem Gefühl schien er täglich jünger zu werden, so alt er auch war. Kein unbequemer Gedanke dauerte ihm über Nacht. Nur darauf sann er, was ihm Nutzen verschaffen, wie er seine Söhne zu Würden und Staaten bringen könne: nie hat ihn etwas anderes ernstlich beschäftigt.[2]

1. Alegretto Alegretti: diarj Sanesi p. 817.
2. Relatione di Polo Capello 1500. MS.

Seinen politischen Verbindungen, die einen so großen Einfluß auf die Weltbegebenheiten gehabt haben, lag diese einzige Rücksicht ausschließend zu Grunde; wie ein Papst seine Kinder verheirathen, ausstatten, einrichten wollte, ward ein wichtiges Moment für alle politischen Verhältnisse von Europa.

Cesar Borgia, Alexanders Sohn, trat in die Fußstapfen des Riario. Er begann an dem nemlichen Punkte: eben das war seine erste Unternehmung, daß er die Witwe Riario's aus Imola und Forli verjagte. Mit herzhafter Rücksichtslosigkeit schritt er weiter: was jener nur versucht, nur begonnen hatte, setzte er ins Werk. Man betrachte, welchen Weg er hiebei einschlug: mit ein paar Worten läßt es sich sagen. Der Kirchenstaat war bisher von den beiden Parteien der Guelfen und der Gibellinen, der Orsinen und der Colonna in Entzweiung gehalten worden. Wie die andern päpstlichen Gewalten, wie noch Sixtus IV, verbanden sich auch Alexander und sein Sohn anfangs mit der einen von beiden, mit der orsinisch-guelfischen. In diesem Bunde gelang es ihnen bald, aller ihrer Feinde Herr zu werden. Sie verjagten die Sforza von Pesaro, die Malatesta von Rimini, die Manfreddi von Faenza: sie nahmen diese mächtigen, wohlbefestigten Städte ein: schon gründeten sie hier eine bedeutende Herrschaft. Kaum aber waren sie so weit, kaum hatten sie ihre Feinde beseitigt, so wandten sie sich wider ihre Freunde. Dadurch unterschied sich die borgianische Gewalt von den früheren, welche immer selber wieder von der Partei, der sie sich angeschlossen, waren gefesselt worden. Cesar griff ohne

Bedenken oder Zaudern auch seine Verbündeten an. Den Herzog von Urbino, der ihm bisher Vorschub geleistet, hatte er, ehe dieser das Mindeste ahnete, wie mit einem Netz umgeben: kaum entrann ihm derselbe, in seinem eignen Lande ein verfolgter Flüchtling.[1] Vitelli, Baglioni, die Häupter der Orsinen, wollten ihm hierauf wenigstens zeigen, daß sie ihm Widerstand leisten könnten. Er sagte: es ist gut, die zu betrügen, welche die Meister aller Verräthereien sind; mit überlegter, von ferne her berechneter Grausamkeit lockte er sie in seine Falle: ohne Erbarmen entledigte er sich ihrer. Nachdem er dergestalt beide Parteien gedämpft hatte, trat er an ihre Stelle: ihre Anhänger, die Edelleute von niederem Range zog er nun an sich und nahm sie in seinen Sold: die Landschaften, die er erobert, hielt er mit Schrecken und Strenge in Ordnung.

Und so sah Alexander seinen lebhaftesten Wunsch erfüllt, die Barone des Landes vernichtet, sein Haus auf dem Wege eine große erbliche Herrschaft in Italien zu gründen. Allein schon hatte er selbst zu fühlen bekommen, was die aufgeregten Leidenschaften vermögen. Mit keinem Verwandten noch Günstling wollte Cesar diese Gewalt theilen. Seinen Bruder, der ihm im Wege stand, hatte er ermorden und in die Tiber werfen lassen: auf der Treppe der Palastes ließ er seinen Schwager anfal-

1. In der großen handschriftlichen Chronik des Sanuto finden sich im ganzen 4ten Bande noch viele merkwürdige Notizen über Cesar Borgia; auch einige Briefe von ihm: an Venedig vom Dez. 1502; an den Papst; in dem letzten unterzeichnet er sich: V^{rae} S^{tis} humillimus servus et devotissima factura.

len.[1] Den Verwundeten pflegten die Frau und die Schwester desselben: die Schwester kochte ihm seine Speisen, um ihn vor Gift sicher zu stellen: der Papst ließ sein Haus bewachen, um den Schwiegersohn vor dem Sohne zu schützen. Vorkehrungen, deren Cesar spottete. Er sagte: „was zu Mittag nicht geschehen, wird sich auf den Abend thun lassen“: als der Prinz schon wieder in der Besserung war, drang er in dessen Zimmer ein, trieb die Frau und die Schwester hinaus, rief seinen Henker und ließ den Unglücklichen erwürgen. Denn auf die Person seines Vaters, in dessen Dasein und Stellung er nichts als das Mittel erblickte, selber mächtig und groß zu werden, war er nicht gemeint im Uebrigen die mindeste Rücksicht zu nehmen. Er tödtete den Liebling Alexanders, Peroto, indem sich dieser an den Papst anschmiegte, unter dem pontificalen Mantel: des Blut sprang dem Papst ins Gesicht.

Einen Moment hatte Cesar Rom und den Kirchenstaat in seiner Gewalt. Der schönste Mann: so stark, daß er im Stiergefecht den Kopf des Stiers auf Einen Schlag herunterhieb: freigebig: nicht ohne Züge von Großartigkeit: wollüstig: mit Blut besudelt. Wie zitterte Rom vor seinem Namen. Cesar brauchte Geld und hatte Feinde:

1. Diario de Sebastiano de Branca de Telini: MS bibl. Barb. n. 1103 zählt die Greuelthaten Cesars folgender Gestalt auf: Il primo, il fratello che si chiamava lo duca di Gandia, lo fece buttar in fiume: fece ammazzare lo cognato, che era figlio del duca di Calabria, era lo piu bello jovane che mai si vedesse in Roma: ancora fece ammazzare Vitellozzo della città di castello et era lo piu valenthuomo che fusse in quel tempo. Den Herrn von Faenza nennt er lo piu belle figlio del mondo.

alle Nächte fand man Erschlagene. Jedermann hielt sich still: es war Niemand, der nicht gefürchtet hätte, auch an ihn komme die Reihe. Wen die Gewalt nicht erreichen konnte, der wurde vergiftet.[1]

Es gab nur Eine Stelle auf Erden, wo so etwas möglich war. Nur da war es das, wo man zugleich die Fülle der weltlichen Gewalt hatte und das oberste geistliche Gericht beherrschte. Diese Stelle nahm Cesar ein. Auch die Ausartung hat ihre Vollendung. So viele päpstliche Nepoten haben ähnliche Dinge versucht: so weit aber hat es nie ein anderer getrieben. Cesar ist ein Virtuos des Verbrechens.

War es nicht von allem Anfang an eine der wesentlichsten Tendenzen des Christenthums, eine solche Gewalt unmöglich zu machen? Jetzt mußte es selbst, die Stellung des Oberhauptes der Kirche mußte dazu dienen, sie hervorzubringen.

Da brauchte in der That nicht erst Luther zu kommen, um in diesem Treiben den geraden Gegensatz alles Christenthums darzulegen. Gleich damals klagte man, der Papst bahne dem Antichrist den Weg, er sorge für die Erfüllung des satanischen, nicht des himmlischen Reiches.[2]

Den Verlauf der Geschichte Alexanders wollen wir

1. Der Mannigfaltigkeit der hierüber vorhandenen Notizen habe ich noch Einiges aus Polo Capello hinzugefügt. — Bei bedeutenden Todesfällen dachte man sogleich an Vergiftungen durch den Papst. Schreiben bei Sanuto von dem Tode des Cardinals von Verona: Si judica, sia stato attoscato per tuorli le facultà, perchè avanti el spirasse el papa mandò guardie attorno la caxa.

2. Ein fliegendes Blatt, MS, aus der Chronik Sanuto's. Im Anhang.

hier nicht ins Einzelne begleiten. Er beabsichtigte einst, wie es nur allzugewiß ist, einen der reichsten Cardinäle mit Gift aus dem Wege zu schaffen: aber dieser wußte durch Geschenke, Versprechung und Bitten den päpstlichen Küchenmeister zu erweichen: der Confect, den man für den Cardinal zubereitet, ward dem Papste vorgesetzt: er selber starb an dem Gifte, mit dem er einen andern umbringen wollen.[1] Nach seinem Tode entwickelte sich aus seinen Unternehmungen ein ganz anderer Erfolg, als den er im Auge gehabt.

Die päpstlichen Geschlechter hofften jedesmal sich Herrschaften für immer zu erwerben; aber mit dem Leben des Papstes ging in der Regel auch die Macht der Nepoten zu Ende, und sie verschwanden, wie sie emporgekommen. Wenn die Venezianer den Unternehmungen Cesar Borgia's ruhig zusahen, so hatte das zwar auch noch andere Gründe, einer der vornehmsten aber lag in der Bemerkung dieses Ganges der Dinge. Sie urtheilten, „es sei doch alles nur ein Strohfeuer: nach Alexanders Tode werde sich der alte Zustand von selbst wiederherstellen.“

Dießmal aber täuschten sie sich in ihrer Erwartung. Es folgte ein Papst, der sich zwar darin gefiel, in Gegensatz mit den Borgia zu erscheinen, aber darum doch ihre Unternehmungen fortsetzte: er that es nur in einem andern Sinne. Papst Julius II (1503—1513) hatte

1. Successo de la morte di Papa Alessandro. MS. Ebend.
2. Priuli Cronaca di Venezia. MS. Del resto poco stimavano, conoscendo che questo acquisto, che all' hora faceva il duca Valentinois, sarebbe foco di paglia, che poco dura.

den unschätzbaren Vortheil, Gelegenheit zu finden, den Anspüchen seines Geschlechts auf friedlichem Wege genug zu thun: er verschaffte demselben die Erbschaft von Urbino. Hierauf konnte er sich ungestört von seinen Angehörigen der Leidenschaft überlassen, zu welcher Zeitumstände und Gefühl seiner Würde jetzt seine angeborne Neigung entflammten, der Leidenschaft Krieg zu führen, zu erobern, — aber zu Gunsten der Kirche, des päpstlichen Stuhles selber. Andere Päpste hatten ihren Nepoten, ihren Söhnen Fürstenthümer zu verschaffen gesucht: er ließ es seinen ganzen Ehrgeiz sein, den Staat der Kirche zu erweitern. Er muß als der Gründer desselben betrachtet werden.

Er traf das gesammte Gebiet in der äußersten Verwirrung an. Es waren alle zurückgekommen, die vor Cesar noch hatten entfliehen können: Orsini und Colonnen, Vitelli und Baglioni, Varani, Malatesta und Montefeltri; in allen Theilen des Landes waren die Parteien erwacht: bis in den Borgo von Rom befehdeten sie sich. Man hat Julius mit dem virgilischen Neptun verglichen, der mit beruhigendem Antlitz aus den Wogen emporsteigt und ihr Toben besänftigt.[1] Er war gewandt genug, um sich selbst Cesar Borgia's zu entledigen, und die Schlösser desselben an sich zu bringen: er nahm sein Herzogthum ein. Die minder mächtigen Barone wußte er im Zaum zu halten, wie ihm dieser denn den Weg dazu gebahnt: er hütete sich wohl, ihnen etwa in Cardinälen Oberhäupter zu geben, deren Ehrgeiz die alte Widerspenstigkeit hätte er-

1. Tomaso Inghirami bei Fea Notizie intorno Rafaele Sanzio da Urbino p. 57.

wecken können:[1] die mächtigeren, die ihm den Gehorsam versagten, griff er ohne weiteres an. Auch reichte seine Ankunft hin, um den Baglione, der sich Perugia's wieder bemächtigt hatte, in die Schranken einer gesetzlichen Unterordnung zurückzuweisen: ohne Widerstand leisten zu können, mußte Johann Bentivoglio in hohem Alter von dem prächtigen Palast, den er sich zu Bologna gegründet, von jener Inschrift weichen, auf der er sich zu früh glücklich gepriesen hatte; zwei so mächtige Städte erkannten die unmittelbare Herrschaft des päpstlichen Stuhles.

Jedoch war Julius damals noch lange nicht am Ziel. Den größten Theil der Küste des Kirchenstaates hatten die Venezianer inne: sie waren nicht gemeint, ihn gutwillig fahren zu lassen, und den Steitkräften des Papstes waren sie doch bei weitem überlegen. Er konnte sich nicht verbergen, daß er eine unabsehliche europäische Bewegung erweckte, wenn er sie angriff. Sollte er es darauf wagen?

So alt Julius auch bereits war, so sehr ihn all der Wechsel von Glück und Unglück, den er in seinem langen Leben erfahren, die Anstrengung von Krieg und Flucht angegriffen haben mochte — Unmäßigkeit und Ausschweifungen kamen dazu, — so wußte er doch nicht, was Furcht und Bedenklichkeit war: in so hohen Jahren hatte er die große Eigenschaft eines Mannes, einen unbezwinglichen Muth. Aus den Fürsten seiner Zeit machte er sich nicht viel, er

1. Machiavelli Principe c. XI bemerkt dieß nicht allein. Auch bei Jovius Vita Pompeji Columnae p. 140 klagen die römischen Barone unter Julius II: principes urbis familias solito purpurei galeri honore pertinaci pontificum livore privari.

glaubte sie alle zu übersehen: gerade in dem Tumult eines allgemeinen Kampfes hoffte er zu gewinnen: er sorgte nur dafür, daß er immer bei Gelde war, um den günstigen Augenblick mit voller Kraft ergreifen zu können: er wollte, wie ein Venezianer treffend sagt, der Herr und Meister des Spieles der Welt sein:[1] mit Ungeduld erwartete er die Erfüllung seiner Wünsche, aber er hielt sie in sich verschlossen. Betrachte ich, was ihm seine Haltung gab, so finde ich: es war vor allem, daß er seine Tendenz nennen, daß er sich zu ihr bekennen, sich ihrer rühmen durfte. Den Kirchenstaat herstellen zu wollen, hielt die damalige Welt für ein rühmliches Unternehmen: sie fand es selbst religiös: alle Schritte des Papstes hatten diesen einzigen Zweck: von dieser Idee waren alle seine Gedanken belebt, sie waren ich möchte sagen gestählt darin. Da er nun zu den kühnsten Combinationen griff, da er alles an alles setzte — er ging selber zu Felde: und in Mirandula, das er erobert, ist er über den gefrornen Graben durch die Bresche eingezogen, — da das entschiedene Unglück ihn nicht bewog nachzugeben, sondern nur neue Hülfsquellen in ihm zu erwecken schien, so gelang es ihm auch: er entriß nicht allein seine Ortschaften den Venezianern: in dem heißen Kampfe, der sich hierauf entzündete, brachte

1. Sommario de la relation di Domenigo Trivixan. MS. Il papa vol esser il dominus et maistro del jocho del mundo. Auch existirt eine zweite Relation von Polo Capello von 1510, aus der hier ein paar Notizen aufgenommen sind. Francesco Vettori, Sommario dell' istoria d'Italia, MS, sagt von ihm: Julio più fortunato che prudente, e più animoso che forte, ma ambitioso e desideroso di grandezza oltra a modo.

er zuletzt Parma, Piacenza, selbst Reggio an sich: er gründete eine Macht, wie nie ein Papst sie besessen. Von Piacenza bis Terracina gehorchte ihm das schönste Land. Er hatte immer als ein Befreier erscheinen wollen: seine neuen Unterthanen behandelte er gut und weise: er erwarb ihre Zuneigung und Ergebenheit. Nicht ohne Furcht sah die übrige Welt so viel kriegerisch gesinnte Bevölkerungen in dem Gehorsam eines Papstes. „Sonst," sagt Machiavell, „war kein Baron klein genug um die päpstliche Macht nicht zu verachten: jetzt hat ein König von Frankreich Respect vor ihr."

Verweltlichung der Kirche.

Es ist an sich nicht anders denkbar, als daß das ganze Institut der Kirche an dieser Richtung, die das Oberhaupt desselben genommen, Theil haben, sie mithervorbringen, und von ihr wieder mit fortgerissen werden mußte.

Nicht allein die oberste Stelle: auch alle andern wurden als weltliches Besitzthum betrachtet. Cardinäle ernannte der Papst aus persönlicher Gunst, oder um einem Fürsten gefällig zu sein, oder geradezu, was nicht selten war, für Geld. Konnte man vernünftiger Weise erwarten, daß sie ihren geistlichen Pflichten genügen würden? Sixtus IV gab eines der wichtigsten Aemter, die Penitenziaria, das einen großen Theil der dispensirenden Gewalt auszuüben hat, einem seiner Nepoten. Er erweiterte dabei die Befugnisse desselben: in einer besonderen Bulle schärfte er sie

ein; alle, welche an der Rechtmäßigkeit solcher Einrichtungen zweifeln würden, schalt er Leute von hartem Nacken und Kinder der Bosheit.[1] Es erfolgte, daß der Nepot sein Amt nur als eine Pfründe betrachtete, deren Ertrag er so hoch zu steigern habe als möglich.

In diesen Zeiten wurden bereits, wie wir sahen, die Bisthümer an den meisten Orten nicht ohne einen großen Antheil der weltlichen Gewalt vergeben: nach den Rücksichten der Familie, der Gunst des Hofes, als Sinecuren wurden sie vertheilt. Die römische Curie suchte nur bei den Vacanzen und der Besetzung den möglichsten Vortheil zu ziehen. Alexander nahm doppelte Annaten: er machte sich zwei, drei Zehnten aus: es fehlte nicht viel an einem völligen Verkaufe. Die Taxen der päpstlichen Canzlei stiegen von Tage zu Tage; der Regens derselben sollte den Klagen abhelfen, aber gewöhnlich übertrug er eben denen die Revision, welche die Taxen festgesetzt hatten.[2] Für jede Gunstbezeugung, welche das Amt der Dataria ausgehen ließ, mußte man ihr eine vorher bestimmte Summe zahlen. Der Streit zwischen Fürstenthum und Curie bezog sich in der Regel auf nichts anderes als auf diese

1. Bulle vom 9ten Mai 1484. Quoniam nonnulli iniquitatis filii, elationis et pertinaciae suae spiritu assumpto, potestatem majoris poenitentiarii nostri — in dubium revocare — praesumunt, — decet nos adversus tales adhibere remedia etc. Bullarum Romanum ed. Cocquelines III, p. 187.

2. Reformationes cancellariae apostolicae S^mi D^ni N^ri Pauli III 1540. MS der Bibl. Barberini zu Rom Nro. 2275 zählt alle seit Sixtus und Alexander eingeschlichenen Mißbräuche auf. Die Gravamina der deutschen Nation betreffen besonders diese „neuen Funde“ und Aemter der römischen Canzlei. §. 14. §. 38.

Leistungen. Die Curie wollte sie so weit als möglich ausdehnen: in jedem Lande wollte man sie so viel als möglich beschränken.

Mit Nothwendigkeit wirkte dieß Prinzip in den dergestalt Angestellten bis in die untern Grade nach. Man verzichtete wohl auf sein Bisthum, behielt sich aber die Einkünfte wenigstens zum größten Theile vor: zuweilen überdieß die Collation der von demselben abhängenden Pfarren. Selbst die Gesetze, daß niemals der Sohn eines Geistlichen das Amt seines Vaters erhalten, daß Niemand seine Stelle durch ein Testament vererben solle, wurden umgangen: da ein Jeder es dahin bringen konnte, wofern er sich nur das Geld nicht dauern ließ, zum Coadjutor zu bekommen, wen er wollte; so trat eine gewisse Art von Erblichkeit in der That ein.

Es folgte von selbst, daß hiebei die Erfüllung geistlicher Pflichten meistens unterblieb. Ich halte mich in dieser kurzen Darstellung an die Bemerkungen, die von wohlgesinnten Prälaten des römischen Hofes selber gemacht worden sind. „Welch ein Anblick, rufen sie aus, für einen Christen, der die christliche Welt durchwandert: diese Verödung der Kirche: alle Hirten sind von ihren Heerden gewichen, sie sind alle Söldnern anvertraut.“[1]

1. Consilium delectorum cardinalium et aliorum praelatorum de emendanda ecclesia Smo Dno Paulo III ipso jubente conscriptum anno 1538, gleich damals öfters gedruckt, und deshalb wichtig, weil es das Uebel, in so fern es in der Verwaltung lag, gründlich und unzweifelhaft anzeigt. In Rom hat man es, auch nachdem es längst gedruckt war, noch immer den Sammlungen curialistischer Handschriften einverleibt.

Aller Orten waren Untaugliche, Unberufene, ohne Prüfung, ohne Wahl zu der Verwaltung der kirchlichen Pflichten gelangt. Da die Besitzer der Pfründen nur bedacht waren, die wohlfeilsten Verweser zu finden, so fanden sie hauptsächlich die Bettelmönche bequem. Unter dem in dieser Bedeutung unerhörten Titel von Suffraganeen hatten diese die Bisthümer, als Vicare hatten sie die Pfarreien inne.

Schon an sich besaßen die Bettelorden außerordentliche Privilegien. Sixtus IV, selber ein Franciscaner, hatte sie ihnen noch vermehrt. Das Recht, Beichte zu hören, das Abendmahl auszutheilen, die letzte Oelung zu geben, auf dem Grund und Boden, ja in der Kutte des Ordens zu begraben. — Rechte die Ansehen und Vortheil brachten — hatte er ihnen in aller ihrer Fülle gewährt, und die Ungehorsamen, die Pfarrer, diejenigen welche die Orden namentlich in Hinsicht der Verlassenschaften beunruhigen würden, mit dem Verluste ihrer Aemter bedroht.[1]

Da sie nun zugleich auch die Bisthümer, die Pfarren selbst zu verwalten bekamen, so sieht man, welch einen unermeßlichen Einfluß sie ausübten. Alle höhere Stellen und bedeutende Würden, der Genuß der Einkünfte war in den Händen der großen Geschlechter und ihrer Anhänger, der

1. Amplissimae gratiae et privilegia fratrum minorum conventualium ordinis S. Francisci, quae propterea mare magnum nuncupantur, 31 Aug. 1474. Bullarium Rom. III, 3, 139. Für die Dominicaner war eine ähnliche Bulle gegeben. Auf dem Lateranconcilium von 1512 beschäftigte man sich viel mit diesem mare magnum: doch sind Privilegien — wenigstens waren sie es damals — leichter gegeben als genommen.

Begünstigten der Höfe und der Curie: die wirkliche Amtsführung war in den Händen der Bettelmönche. Die Päpste beschützten sie dabei. Waren sie es doch, die unter andern den Ablaß vertrieben, dem man in diesen Zeiten — erst Alexander VI erklärte offiziell, daß er aus dem Fegefeuer erlöse — eine so ungemeine Ausdehnung gab. Aber auch sie waren in völlige Weltlichkeit versunken. Welch ein Treiben in den Orden um die höheren Stellen! Wie war man zur Zeit der Wahlen so eifrig, sich der Ungünstigen, der Gegner zu entledigen. Jene suchte man als Prediger, als Pfarrverweser auszusenden: gegen diese scheute man selbst Dolch und Schwert nicht: oft griff man sie mit Gift an![1] Indessen wurden die geistlichen Gnaden verkauft. Um schlechten Lohn gedungen, waren die Bettelmönche auf den zufälligen Gewinn begierig.

„Wehe," ruft einer jener Prälaten aus, „wer giebt meinem Auge den Quell der Thränen. Auch die Verschlossenen sind abgefallen, der Weinberg des Herrn ist verwüstet. Gingen sie allein zu Grunde, so wäre es ein Uebel, aber man könnte es erdulden; allein da sie die ganze Christenheit, wie die Adern den Körper, durchziehen, so bringt ihr Verfall den Ruin der Welt nothwendig mit sich."

1. In einer großen Information Caraffa's an Clemens, welche bei Bromato Vita di Paolo IV nur verstümmelt vorkommt, heißt es in der Handschrift von den Klöstern: Si viene ad homicidi non solo col veneno, ma apertamente col coltello e con la spada, per non dire con schiopetti.

Geistige Richtung.

Könnten wir die Bücher der Geschichte, wie sie sich ereignet hat, aufschlagen, stünde uns das Vorübergehende Rede wie die Natur, wie oft würden wir, wie in dieser, in dem Verfalle, den wir betrauern, den neuen Keim wahrnehmen, aus dem Tode das Leben hervorgehen sehen.

So sehr wir diese Verweltlichung der geistlichen Dinge, diesen Verfall des religiösen Institutes beklagen, so hätte doch ohne denselben der menschliche Geist eine seiner eigenthümlichsten, folgenreichsten Richtungen schwerlich ergreifen können.

Läugnen dürfen wir wohl nicht, daß so sinnreich, mannigfaltig und tief die Hervorbringungen des Mittelalters auch sind, ihnen doch eine phantastische und der Realität der Dinge nicht entsprechende Weltansicht zu Grunde liegt. Hätte die Kirche in voller, bewußter Kraft bestanden, so würde sie dieselbe streng festgehalten haben. Allein wie sie nun war, so ließ sie dem Geiste die Freiheit einer neuen, nach einer ganz andern Seite hingerichteten Entwickelung.

Man darf sagen, es war ein enge begrenzter Horizont, der während jener Jahrhunderte die Geister mit Nothwendigkeit in seinem Umkreise beschlossen hielt: die erneuerte Kenntniß des Alterthums bewirkte, daß er durchbrochen, daß eine höhere, umfassendere, größere Aussicht eröffnet ward.

Nicht als hätten die mittleren Jahrhunderte die Alten nicht gekannt. Die Begierde, mit der die Araber, von denen so viel wissenschaftliches Bestreben hernach in das Abendland überging, die Werke der Alten zusammenbrachten und sich aneigneten, wird dem Eifer, mit dem die Italiener des funfzehnten Jahrhunderts das nemliche thaten, nicht viel nachstehen, und Calif Mamun läßt sich in dieser Hinsicht wohl mit Cosimo Medici vergleichen. Bemerken wir aber den Unterschied: so unbedeutend er scheinen möchte, so ist er, däucht mich, entscheidend. Die Araber übersetzten: sie vernichteten oft die Originale geradezu; da sie nun die Uebertragungen mit ihren eigenthümlichen Ideen durchdrangen, so geschah es, daß sie den Aristoteles, man möchte sagen, theosophirten, daß sie die Astronomie zur Sterndeuterei, diese auf die Medicin anwendeten, daß eben sie zur Bildung jener phantastischen Weltansicht vorzüglich beitrugen. Die Italiener dagegen lasen und lernten. Von den Römern gingen sie zu den Griechen fort: in unzähligen Exemplaren verbreitete die Buchdruckerkunst die Originale über die Welt. Der echte Aristoteles verdrängte den arabischen: aus den unveränderten Schriften der Alten lernte man die Wissenschaften, Geographie geradezu aus dem Ptolemäus, Botanik aus dem Dioskorides, die Wissenschaft der Medicin aus Galen und Hippokrates. Wie ward man da der Einbildungen, die bisher die Welt bevölkert, der Vorurtheile, welche den Geist befingen, so rasch erledigt!

Wir würden indeß zu viel sagen, wenn wir in dieser Zeit nun sofort von der Entwickelung eines selbstthätigen

wissenschaftlichen Geistes, von der Entdeckung neuer Wahrheiten und der Hervorbringung großer Gedanken reden wollten: man suchte nur die Alten zu verstehen, man ging nicht über sie hinaus; wirksam waren diese weniger weil sie eine productive wissenschaftliche Thätigkeit veranlaßt hätten, als durch die Nachahmung die sie hervorriefen.

In dieser Nachahmung liegt eins der wichtigsten Momente für die Entwickelung jener Zeit.

Man wetteiferte mit den Alten in ihrer Sprache. Ein besondrer Gönner dieses Bestrebens war Papst Leo X. Den wohlgeschriebenen Eingang der Geschichte des Jovius las er selber seiner Gesellschaft vor: er meinte, seit Livius sei so etwas nicht geschrieben worden. Wenn er sogar lateinische Improvisatoren begünstigte, so kann man erachten, wie sehr ihn das Talent des Vida hinriß, welcher Dinge, wie das Schachspiel, in den vollen Tönen glücklich fallender lateinischer Hexameter zu schildern wußte. Einen Mathematiker, von dem man rühmte, daß er seine Wissenschaft in elegantem Latein vortrage, berief er aus Portugal zu sich: so wünschte er Jurisprudenz und Theologie gelehrt, die Kirchengeschichte geschrieben zu sehen.

Indeß konnte man hiebei nicht stehen bleiben. So weit man diese unmittelbare Nachahmung der Alten in ihrer Sprache auch trieb, so konnte man damit doch nicht das gesammte Gebiet des Geistes umfassen. Sie hat in sich selber etwas Unzureichendes, und Allzuvielen theilte sie sich mit, als daß dieß nicht hätte in die Augen springen sollen. Es entwickelte sich der neue Gedanke, die Alten in der Muttersprache nachzuahmen: man fühlte sich

ihnen gegenüber wie die Römer den Griechen: nicht im Einzelnen mehr, in der gesammten Literatur wollte man mit ihnen wetteifern: mit jugendlicher Kühnheit warf man sich in dieß neue Feld.

Glücklicherweise gelangte eben damals die Sprache zu einer allgemein gültigen Ausbildung. Das Verdienst des Bembo wird weniger in seinem wohlstilisirten Latein, oder in den Proben italienischer Poesie liegen, die wir von ihm haben, als in dem wohlangelegten und glücklich durchgeführten Bemühen, der Muttersprache Correctheit und Würde zu geben, sie nach festen Regeln zu construiren. Das ist was Ariost an ihm rühmt: er traf gerade den rechten Zeitpunkt: seine Versuche dienten nur seinen Lehren zum Beispiel.

Betrachten wir nun den Kreis der Arbeiten, zu denen man dieß in flüssiger Geschmeidigkeit und Wohllaut unvergleichliche, und nunmehr mit so vieler Einsicht vorbereitete Material nach dem Muster der Alten anwandte, so drängt sich uns folgende Bemerkung auf.

Nicht da war man glücklich, wo man sich sehr enge an sie anschloß. Tragödien, wie die Rosmunda Rucellai's, die, wie die Herausgeber sagen, nach dem Modell der Antike gearbeitet waren, Lehrgedichte, wie dessen Bienen, in denen gleich von vorn herein auf Virgil verwiesen und dieser darnach tausendfältig benutzt wird, machten kein Glück und hatten keine wahre Wirkung. Freier bewegen sich schon die Comödien: der Natur der Sache nach müssen sie die Farbe und den Eindruck der Gegenwart annehmen: allein fast immer legte man eine Fabel

des Alterthums, ein plautinisches Stück zu Grunde,[1] und selbst so geistreiche Männer, wie Bibbiena und Machiavell, haben ihren comischen Arbeiten die volle Anerkennung der späteren Zeiten nicht sichern können. In Werken anderer Gattung finden wir zuweilen einen gewissen Widerstreit der inneren Bestandtheile. Wie sonderbar nimmt sich in der Arcadia des Sannazar die weitschweifige, lateinartige Periodologie der Prosa neben der Einfalt, Innigkeit und Musik der Verse aus.

Wenn es nun hier, so weit man es auch brachte, nicht völlig gelang, so kann man sich nicht verwundern. Immer ward ein großes Beispiel gegeben, ein Versuch gemacht, der unendlich fruchtbar geworden ist; allein in den classischen Formen bewegte sich das moderne Element nicht mit voller Freiheit. Der Geist wurde von einer außer ihm vorhandenen, nicht zum Canon seiner Natur gewordenen Regel beherrscht.

Wie könnte man auch überhaupt mit Nachahmung ausreichen? Es giebt eine Wirkung der Muster, der gro-

1. Marco Minio berichtet unter so vielem andern Merkwürdigen auch über eine der ersten Aufführungen einer Comödie in Rom an seine Signorie. Er schreibt 13 März 1519: Finita dita festa (es ist vom Carneval die Rede) se andò ad una comedia, che fece el reverend^{mo} Cibo, dove è stato bellissima cosa lo apparato tanto superbo che non si potria dire. La comedia fu questa, che fu fenta una Ferrara e in dita sala fu fata Ferrara preciso come la è. Dicono che Monsignor Rev^{mo} Cibo venendo per Ferrara e volendo una comedia li fu data questa comedia. E sta tratta parte de li Suppositi di Plauto e dal Eunucho di Terenzio molto bellisima. Er meint ohne Zweifel die Suppositi des Ariost, — doch man sieht: er bemerkt nicht den Namen des Autors, nicht den Titel des Stücks, sondern nur woher es gezogen sei.

ßen Werke, aber sie ist eine Wirkung des Geistes auf den Geist. Heut zu Tage kommen wir alle überein, daß die schöne Form erziehen, bilden, erwecken soll: unterjochen darf sie nicht.

Die merkwürdigste Hervorbringung mußte es geben, wenn ein der Bestrebungen der damaligen Zeit theilhafter Genius sich in einem Werke versuchte, wo Stoff und Form vom Alterthum abwich und nur die innerliche Wirkung desselben hervortreten konnte.

Das romantische Epos ist deshalb so eigenthümlich, weil dieß mit ihm der Fall war. Man hatte eine christliche Fabel geistlich heroischen Inhalts zum Stoff: die vornehmsten Gestalten, mit wenig großen und starken allgemeinen Zügen waren gegeben: bedeutende Situationen, wiewohl wenig entwickelt, fand man vor; auch die poetische Form war vorhanden, unmittelbar aus der Unterhaltung des Volkes war sie hervorgegangen. Dazu kam nun die Tendenz des Jahrhunderts, sich an die Antike anzuschließen. Gestaltend, bildend, vermenschlichend tritt sie ein. Welch ein anderer ist der Rinald Bojardo's, edel, bescheiden, voll freudiger Thatenlust, als der entsetzliche Haymonssohn der alten Sage. Wie ward das Gewaltige, Fabelhafte, Gigantische, das die alte Darstellung hatte, zu dem Begreiflichen, Anmuthigen, Reizenden umgebildet. Auch die ungeschmückten alten Erzählungen haben in ihrer Einfachheit etwas Anziehendes, Angenehmes: welch ein anderer Genuß aber ist es, sich von dem Wohllaut ariostischer Stanzen umspielen zu lassen, und in der Gesellschaft eines gebildeten heiteren Geistes von Anschauung zu Anschauung

fortzueilen. Das Unschöne und Gestaltlose hat sich zu Umriß und Form und Musik durchgebildet.[1]

Wenige Zeiten sind für die reine Schönheit der Form empfänglich: nur die begünstigtsten glücklichsten Perioden bringen sie hervor. Das Ende des funfzehnten, der Anfang des sechszehnten Jahrhunderts war eine solche. Wie könnte ich die Fülle von Kunstbestreben und Kunstübung, die darin lebte, auch nur im Umriß andeuten? Man kann kühnlich sagen, daß alles das Schönste, was in neuern Zeiten Architectur, Bildhauerkunst und Malerei hervorgebracht haben, in diese kurze Epoche fällt. Es war die Tendenz derselben, nicht im Raisonnement, sondern in der Praxis und Ausübung. Man lebte und webte darin. Ich möchte sagen: die Festung, die der Fürst dem Feinde gegenüber errichtet, die Note, die der Philologe an den Rand seines Autors schreibt, haben etwas Gemeinschaftliches. Einen strengen und schönen Grundzug haben alle Hervorbringungen dieser Zeit.

Dabei aber wird sich nicht verkennen lassen, daß, indem Kunst und Poesie die kirchlichen Elemente ergriffen, sie den Inhalt derselben nicht unangetastet ließen. Das romantische Epos, das eine kirchliche Sage vergegenwärtigt, setzt sich mit derselben in der Regel in Opposition. Ariosto fand es nöthig, seiner Fabel den Hintergrund zu nehmen, der ihre ursprüngliche Bedeutung enthält.

Früher hatte an allen Werken der Maler und Bild-

1. Ich habe dieß in einer besondern Abhandlung auszuführen gesucht, die ich in der K. Akademie der Wissenschaften vorgetragen habe.

ner die Religion so viel Antheil als die Kunst. Seit die Kunst von dem Hauche der Antike berührt worden, löste sie sich ab von den Banden der Glaubensvorstellungen. Wir können wahrnehmen, wie dieß selbst in Raphael von Jahr zu Jahr entschiedener der Fall ist. Man mag dieß tadeln wenn man will: aber es scheint fast, das profane Element gehörte mit dazu, um die Blüthe der Entwickelung hervorbringen.

Und war es nicht sehr bedeutend, daß ein Papst selbst unternahm, die alte Basilike St. Peter, Metropole der Christenheit, in der jede Stätte geheiligt, in der die Denkmale der Verehrung so vieler Jahrhunderte vereinigt waren, niederzureißen, und an ihrer Stelle einen Tempel nach den Maßen des Alterthums zu errichten? Es war ein rein künstlerisches Bestreben. Beide Factionen, welche damals die so leicht in Eifersucht und Hader zu setzende Künstlerwelt theilten, vereinigten sich, Julius II dazu zu bestimmen. Michel Angelo wünschte eine würdige Stelle für das Grabmal des Papstes zu haben, das er nach einem umfassenden Entwurf in alle der Großartigkeit auszuführen gedachte, wie er den Moses wirklich vollendet hat. Noch dringender ward Bramante. Er wollte den kühnen Gedanken ins Werk setzen, ein Nachbild des Pantheon in seiner ganzen Größe auf colossalen Säulen in die Luft zu erheben. Viele Cardinäle widersprachen: es scheint als hätte sich auch eine allgemeinere Mißbilligung gezeigt: es knüpft sich so viel persönliche Neigung an jede alte Kirche, unendlich viel mehr an dieß oberste Heiligthum der Christenheit.[1]

1. Aus dem ungedruckten Werke des Panvinius de rebus an-

Allein Julius II war nicht gewohnt auf Widerspruch zu achten. Ohne weitere Rücksicht ließ er die Hälfte der alten Kirche niederreißen: er legte selber den Grundstein zu der neuen.

So erhoben sich in dem Mittelpunkte des christlichen Cultus die Formen wieder, in denen sich der Geist der antiken Dienste so eigen ausgesprochen hatte. Bei S. Pietro in Montorio baute Bramante über dem Blute des Märtyrers eine Capelle in der heitern und leichten Form eines Peripteros.

Liegt nun hierin ein Widerspruch, so stellte er sich zugleich in diesem gesammten Leben und Wesen dar.

Man ging nach dem Vatican weniger um bei den Schwellen der Apostel anzubeten, als um in des Papstes Hause die großen Werke der antiken Kunst, den belvederischen Apollo, den Laocoon zu bewundern.

Wohl ward der Papst auch damals so gut wie sonst aufgefordert einen Krieg gegen die Ungläublichen zu veranstalten: ich finde das z. B. in einer Vorrede des Navagero;[1] allein des christlichen Interesses, der Eroberung des heiligen Grabes, gedenkt er hiebei nicht: seine Hoffnung ist, der Papst werde die verloren gegangenen

tiquis memorabilibus et de praestantia basilicae S. Petri Apostolorum Principis etc. theilt Fea Notizie intorno Rafaele p. 41 folgende Stelle mit: Qua in re (in der Absicht des Neubaues) adversos pene habuit cunctorum ordinum homines et praesertim cardinales, non quod novam non cuperent basilicam magnificentissimam extrui, sed quia antiquam toto terrarum orbe venerabilem, tot sanctorum sepulcris augustissimam, tot celeberrimis in ea gestis insignem funditus deleri ingemiscant.

1. Naugerii Praefatio in Ciceronis orationes T. 1.

Schriften der Griechen und selbst vielleicht der Römer wieder auffinden.

Mitten in dieser Fülle von Bestrebung und Hervorbringung, von Geist und Kunst, in dem Genuß der weltlichen Entwickelung der höchsten geistlichen Würde lebte nun Leo X. Man hat ihm die Ehre streitig machen wollen, daß er diesem Zeitalter den Namen giebt: und sein Verdienst mag es so sehr nicht sein. Allein er war nun der Glückliche. In den Elementen die diese Welt bildeten, war er aufgewachsen: er besaß Freiheit und Empfänglichkeit des Geistes genug, ihre schöne Blüthe zu befördern, zu genießen. Hatte er schon seine Freude an den lateinischen Arbeiten der unmittelbaren Nachahmer, so konnte er selbständigen Werken seiner Zeitgenossen seine Theilnahme nicht entziehen. In seiner Gegenwart hat man die erste Tragödie, und so vielen Anstoß bei dem plautinisch-bedenklichen Inhalt das gab, auch die ersten Comödien in italienischer Sprache aufgeführt. Es ist fast keine, die er nicht zuerst gesehen hätte. Ariost gehörte zu den Bekannten seiner Jugend; Machiavell hat eins und das andere ausdrücklich für ihn geschrieben; ihm erfüllte Raphael Zimmer, Gallerie und Capelle mit den Idealen menschlicher Schönheit und rein ausgesprochener Existenz. Leidenschaftlich liebte er die Musik, die sich in kunstreicherer Uebung eben damals in Italien ausbreitete: täglich hörte man den Palast von Musik erschallen: murmelnd sang der Papst ihre Melodien nach. Es mag sein, daß dieß eine Art geistiger Schwelgerei ist: es ist dann wenigstens die einzige, die einem Menschen ansteht. Uebrigens war Leo X

voller Güte und persönlicher Theilnahme: nie oder nur in den glimpflichsten Ausdrücken schlug er etwas ab, obgleich es freilich unmöglich war alles zu gewähren. „Er ist ein guter Mensch,“ sagt einer dieser aufmerksamen Gesandten, „sehr freigebig, von gutartiger Natur; wenn seine Verwandten ihn nicht dazu brächten, würde er alle Irrungen vermeiden.“[1] „Er ist gelehrt,“ sagt ein anderer, „ein Freund der Gelehrten, zwar religiös, doch will er leben.“[2] Wohl nicht immer behauptete er das päpstliche Decorum. Zuweilen verließ er Rom, zum Schmerze des Ceremonienmeisters, nicht allein ohne Chorhemd, sondern, wie dieser in seinem Tagebuche bemerkt hat, „was das Aergste ist, mit Stiefeln an seinen Füßen.“ Er brachte den Herbst mit ländlichen Vergnügungen zu, der Baize bei Viterbo, der Hirschjagd bei Corneto: der See von Bolsena gewährte das Vergnügen des Fischfangs: dann blieb er einige Zeit auf Malliana, seinem Lieblingsaufenthalte. Leichte rasche Talente, die jede Stunde zu erheitern vermögen, Improvisatoren, begleiteten ihn auch hier. Gegen den Winter kam man zur Stadt zurück. Sie war in großer Aufnahme. Die Zahl der Einwohner wuchs binnen wenigen Jahren um ein Drittheil. Das Handwerk fand hier seinen Vortheil, die Kunst ihre Ehre, Jedermann Sicherheit. Nie war der Hof belebter, anmuthiger, geistreicher gewesen: kein Aufwand für geistliche und weltliche Feste, Spiel und

1. Zorzi. Per il papa, non voria ni guerra ni fatiche, ma questi soi lo intriga.

2. Marco Minio: Relazione. E docto e amador di docti, ben religioso, ma vol viver. Er nennt ihn bona persona.

Theater, Geschenke und Gunstbezeugungen war zu groß: nichts ward gespart. Mit Freuden vernahm man, daß Juliano Medici mit seiner jungen Gemahlin seinen Wohnsitz in Rom zu nehmen gedenke. „Gelobt sei Gott“, schreibt ihm Cardinal Bibbiena, „denn hier fehlt uns nichts als ein Hof von Damen.“

Die Lüste Alexanders VI muß man ewig verabscheuen: den Hofhalt Leo's könnte man an sich nicht tadeln. Doch wird man freilich nicht in Abrede stellen, daß er der Bestimmung eines Oberhauptes der Kirche nicht entsprach.

Leicht verdeckt das Leben die Gegensätze, aber so wie man sich zusammennahm und sie überlegte, mußten sie hervortreten.

Von eigentlich christlicher Gesinnung und Ueberzeugung konnte unter diesen Umständen nicht weiter die Rede sein. Es erhob sich vielmehr ein gerader Widerspruch gegen dieselbe. Die Schulen der Philosophen kamen in Streit, ob die vernünftige Seele zwar immateriell und unsterblich, aber eine einzige in allen Menschen, oder ob sie geradezu sterblich sei. Das letzte zu behaupten, entschied sich der namhafteste der damaligen Philosophen, Pietro Pomponazzo. Er verglich sich mit dem Prometheus, dessen Herz der Geier fresse, weil er dem Jupiter sein Feuer stehlen wolle. Aber mit alle dieser schmerzvollen Anstrengung, mit alle diesem Scharfsinn gelangte er zu keinem andern Resultat, „als daß, wenn der Gesetzgeber festgestellt daß die Seele unsterblich, er dieß gethan habe ohne sich um die Wahrheit zu bekümmern.“[1]

1. Pomponazzo hatte hierüber sehr ernstliche Anfechtungen, wie

Man darf nicht glauben, diese Gesinnung sei nur Wenigen eigen gewesen oder verheimlicht worden. Erasmus ist erstaunt, welche Gotteslästerungen er anzuhören bekam: man suchte ihm, einem Fremden, aus Plinius zu beweisen, zwischen den Seelen der Menschen und der Thiere gebe es keinen Unterschied.[1]

Während das gemeine Volk in einen fast heidnischen Aberglauben verfiel, der in einem schlecht begründeten Werkdienste sein Heil sah, wandten sich die höheren Stände zu einer antireligiösen Richtung ab.

Wie erstaunte der junge Luther, als er nach Italien kam! In dem Moment, daß das Meßopfer vollzogen wurde, stießen die Priester blasphemische Worte aus, mit denen sie es leugneten.

In Rom gehörte es zum guten Ton der Gesellschaft, den Grundsätzen des Christenthums zu widersprechen. Man galt, sagt P. Ant. Bandino,[2] nicht mehr für einen ge-

unter andern aus einem Auszug päpstlicher Briefe von Contelori hervorgeht. Petrus de Mantua, heißt es darin, asseruit quod anima rationalis secundum propria philosophiae et mentem Aristotelis sit seu videatur mortalis, contra determinationem concilii Lateranensis: papa mandat ut dictus Petrus revocet: alias contra ipsum procedatur. 13 Junii 1518.

1. Burigny: Leben des Erasmus I, 139. Ich will hier noch folgende Stelle des Paul Canensius in der Vita Pauli II anführen: Pari quoque diligentia e medio romanae curiae nefandam nonnullorum juvenum sectam scelestamque opinionem substulit, qui depravatis moribus asserebant nostram fidem orthodoxam potius quibusdam sanctorum astutiis quam veris rerum testimoniis subsistere. — Einen sehr ausgebildeten Materialismus athmet der Triumph Carls des Großen, ein Gedicht von Ludovici, wie man aus den Citaten Daru's in dem 40sten Buche der histoire de Venise sieht.

2. In Caraccolio's Vita MS von Paul IV. In quel tempo

bildeten Mann, wenn man nicht irrige Meinungen vom Christenthum hegte. Am Hofe sprach man von den Satzungen der katholischen Kirche, von den Stellen der heiligen Schrift nur noch scherzhaft: die Geheimnisse des Glaubens wurden verachtet.

Man sieht, wie sich alles bedingt, eines das andere hervorruft: die kirchlichen Ansprüche der Fürsten die weltlichen des Papstes: der Verfall der kirchlichen Institute die Entwickelung einer neuen geistigen Richtung: bis zuletzt in der öffentlichen Meinung der Grund des Glaubens selber angetastet ist.

Opposition in Deutschland.

Ueberaus merkwürdig finde ich nun das Verhältniß, in welches Deutschland namentlich zu dieser geistigen Entwickelung trat. Es nahm an ihr Theil, aber auf eine durchaus abweichende Weise.

Wenn es in Italien Poeten, wie Boccaz und Petrarca waren, die zu ihrer Zeit dieses Studium beförderten und den nationalen Antrieb dazu gaben, so ging es in Deutschland von einer geistlichen Brüderschaft, den Hieronymiten des gemeinsamen Lebens, aus, einer Brüderschaft welche Arbeitsamkeit und Zurückgezogenheit verband. Es war eines ihrer Mitglieder, der tiefsinnige unschuldige Mystiker Thomas von Kempen, in dessen Schule alle die

non pareva fosse galantuomo e buon cortegiano colui che de' dogmi della chiesa non aveva qualche opinion erronea ed heretica.

würdigen Männer gebildet wurden, die von dem in Italien aufgegangenen Licht der alten Literatur zuerst dahin gezogen, dann zurückkehrten um es auch in Deutschland auszubreiten.[1]

Wie nun der Anfang, so unterschied sich auch der Fortgang.

In Italien studirte man die Werke der Alten, um die Wissenschaften aus ihnen zu erlernen: in Deutschland hielt man Schule. Dort versuchte man die Lösung der höchsten Probleme des menschlichen Geistes, wenn nicht auf selbständige Weise doch an der Hand der Alten: hier sind die besten Bücher der Unterweisung der Jugend gewidmet.

In Italien war man von der Schönheit der Form ergriffen und fing an die Alten nachzuahmen: man brachte es, wie wir berührten, zu einer nationalen Literatur. In Deutschland nahmen diese Studien eine geistliche Richtung. Man kennt den Ruhm des Reuchlin und des Erasmus. Fragt man nach, worin das vornehmste Verdienst des ersten besteht, so ist es, daß er die erste hebräische Grammatik schrieb, ein Denkmal, von dem er hofft, so gut wie die italienischen Poeten, „daß es dauernder sein werde als Erz.“ Hat er hiemit das Studium des alten Testaments zuerst möglich gemacht, so wendete Erasmus seinen Fleiß dem neuen zu: er ließ es zuerst griechisch

1. Meiners hat das Verdienst, diese Genealogie aus des Revius Daventria illustrata zuerst eruirt zu haben. Lebensbeschreibungen berühmter Männer aus den Zeiten der Wiederherstellung der Wissenschaften II, 308.

drucken; seine Paraphrase, seine Anmerkungen dazu haben eine Wirkung gehabt, welche selbst seine Absicht bei weitem übertraf.

Indem nun in Italien die Richtung, die man ergriff, sich von der Kirche trennte, sich ihr entgegensetzte, so geschah etwas ähnliches auch in Deutschland. Dort trat die Freigeisterei, welche niemals ganz unterdrückt werden kann, in die literarischen Elemente ein, und bildete sich hie und da zu einem entschiedenen Unglauben aus. Auch eine tiefere Theologie, aus unbekannten Quellen entsprungen, hatte von der Kirche zwar beseitigt, aber niemals unterdrückt werden können. Diese trat zu den literarischen Bemühungen in Deutschland. In dieser Hinsicht finde ich merkwürdig, daß sich schon im Jahre 1513 die böhmischen Brüder dem Erasmus näherten, der doch sonst eine ganz andere Richtung hatte.[1]

Und so führte die Entwickelung des Jahrhunderts jenseit und diesseit der Alpen zu einer Opposition wider die Kirche. Jenseit hing sie mit Wissenschaft und Literatur zusammen, diesseit entsprang sie aus geistlichen Studien und tieferer Theologie. Dort war sie negativ und ungläubig; hier war sie positiv und gläubig. Dort hob sie den Grund der Kirche vollends auf: hier stellte sie denselben wieder her. Dort war sie spöttisch, satirisch, und unterwarf sich der Gewalt: hier war sie voll Ernst und Ingrimm, und erhob sich zu dem kühnsten Angriff, der je auf die römische Kirche geschehen.

Man hat es zufällig gefunden, daß dieser zuerst dem

1. Füßlin: Kirchen- und Ketzergeschichte II, 82.

Mißbrauche galt, den man mit dem Ablaß trieb. Allein wie die Veräußerung des Innerlichsten, die der Ablaß in sich schloß, den schadhaften Punkt des ganzen Wesens, der in der Verweltlichung der geistlichen Elemente überhaupt bestand, gerade auf das schneidendste darstellte, so lief sie dem Begriffe, der sich in den tieferen deutschen Theologen gebildet, am schärfsten entgegen. Ein Mensch wie Luther, von innerlich erlebter Religion, erfüllt mit den Begriffen von Sünde und Rechtfertigung, wie sie in dem Buche deutscher Theologie bereits vor ihm ausgesprochen waren, darin bestärkt durch die Schrift, die er mit durstendem Herzen in sich aufgenommen, konnte an nichts in der Welt einen so großen Anstoß nehmen wie an dem Ablaß. Von einer für Geld zu habenden Sündenvergebung mußte Der auf das tiefste beleidigt werden, der eben von diesem Punkt aus das ewige Verhältniß zwischen Gott und Mensch inne geworden war und die Schrift selbst verstehen gelernt hatte.

Er setzte sich allerdings dem einzelnen Mißbrauche entgegen; aber schon der schlechtbegründete und einseitige Widerspruch, den er fand, führte ihn Schritt für Schritt weiter: nicht lange verbarg sich ihm der Zusammenhang, in welchem jenes Unwesen mit dem gesammten Verfalle der Kirche stand: er war eine Natur die vor keinem Aeußersten zurückbebt. Das Oberhaupt selbst griff er mit unerschrockener Kühnheit an. Aus der Mitte der ergebensten Anhänger und Verfechter des Papstthums, den Bettelmönchen, erhob sich ihm der kühnste gewaltigste Gegner, den es jemals gefunden. Da Luther einer so weit

von ihrem Prinzip abgekommenen Macht eben dieß mit großer Schärfe und Klarheit entgegenhielt, da er aussprach wovon schon Alle überzeugt waren, da seine Opposition, die noch nicht ihre gesammten positiven Momente entwickelt hatte, auch den Ungläubigen recht war, und doch, weil sie dieselben in sich enthielt, dem Ernste der Gläubigen genug that, so hatten seine Schriften eine unermeßliche Wirkung: in einem Augenblicke erfüllten sie Deutschland und die Welt.

Drittes Kapitel.

Politische Verwickelungen. Zusammenhang der Reformation mit denselben.

Mit den weltlichen Bestrebungen des Papstthums hatte sich dergestalt eine doppelte Bewegung erhoben: die eine auf dem eigentlich kirchlichen Gebiete, wo sich ein Abfall zu regen begann, der eine unermeßliche Zukunft in sich schloß; die andere von politischer Natur; die durch die Päpste in Kampf gesetzten Elemente waren noch in einer Gährung, welche neue Entwickelungen der allgemeinen Angelegenheiten erwarten ließ. Diese beiden Bewegungen, ihre Einwirkung auf einander, die Gegensätze die sie hervorriefen, haben dann die Geschichte des Papstthums Jahrhunderte lang beherrscht.

Wollte sich doch nie ein Fürst, ein Staat einbilden, daß ihm etwas zu Gute kommen könne, was er sich nicht selbst verdankt, was er nicht mit eigenen Kräften erworben hat!

Indem die italienischen Mächte mit Hülfe fremder Nationen eine die andere zu überwinden suchten, hatten sie die Unabhängigkeit, die sie während des funfzehnten Jahrhunderts besessen, selber zerstört, und ihr Land den Uebrigen als einen allgemeinen Kampfpreis dargestellt. Den Päpsten muß ein großer Antheil hieran zugeschrieben werden. Sie hatten nunmehr allerdings eine Macht erworben wie

der römische Stuhl sie nie besessen; allein nicht durch sich selber hatten sie das erreicht: sie verdankten es Franzosen, Spaniern, Deutschen, Schweizern. Ohne seinen Bund mit Ludwig XII würde Cesar Borgia schwerlich viel ausgerichtet haben. So großartig die Absichten Julius II, so heldenmüthig seine Anstrengungen auch waren, so hätte er ohne die Hülfe der Spanier und der Schweizer unterliegen müssen. Wie konnte es anders sein, als daß die, welche den Sieg erfochten, auch des Uebergewichtes zu genießen suchten, das ihnen dadurch zufiel.

Schon Julius II sah dieß kommen: er faßte die Absicht, die übrigen in einem gewissen Gleichgewicht zu erhalten und sich nur der Mindestmächtigen, der Schweizer, zu bedienen, die er zu leiten hoffen durfte: aber ganz anders als er dachte begaben sich die Dinge.

Zwei große Mächte bildeten sich, welche, wenn nicht um die Weltherrschaft, doch um das oberste Ansehen in Europa kämpften, und denen nun kein Papst mehr gewachsen war: — auf italienischer Erde fochten sie ihren Wettstreit aus.

Zuerst erhoben sich die Franzosen. Nicht lange nach der Thronbesteigung Leo's X erschienen sie mächtiger als sie bisher noch jemals die Alpen überstiegen, um Mailand wieder zu erobern: an ihrer Spitze in ritterlichem Jugendmuthe Franz I. Es kam alles darauf an, ob ihnen die Schweizer widerstehen würden. Die Schlacht von Marignano ist darum so wichtig, weil die Schweizer völlig geschlagen wurden, weil sie seit dieser Niederlage nie wieder einen selbständigen Einfluß in Italien ausgeübt haben.

Den ersten Tag war die Schlacht unentschieden gewesen, und schon hatte man auf die Nachricht von einem Siege der Schweizer in Rom Freudenfeuer abgebrannt. Die früheste Meldung von dem Erfolg des zweiten Tages und dem wahren Ausgang bekam der Botschafter der Venezianer, die mit dem König verbündet waren und selber zur Entscheidung nicht wenig beigetragen. In aller Frühe begab er sich nach dem Vatican, sie dem Papste mitzutheilen. Noch nicht völlig angekleidet kam dieser zur Audienz heraus. „Ew. Heiligkeit," sagte der Botschafter, „gab mir gestern eine schlimme und zugleich falsche Nachricht: heute bringe ich Derselben dafür eine gute und wahre: die Schweizer sind geschlagen." Er las ihm die Briefe vor, die hierüber an ihn gelangt waren: von Männern die der Papst kannte, die keinen Zweifel übrig ließen.[1] Der Papst verbarg seinen tiefen Schrecken nicht. „Was wird dann aus uns, was wird selbst aus euch werden?" „Wir hoffen für beide alles Gute." „Herr Botschafter," erwiederte der Papst, „wir müssen uns in die Arme des Königs werfen und Misericordia rufen."[2]

In der That bekamen die Franzosen durch diesen Sieg das entschiedene Uebergewicht in Italien. Hätten sie ihn

1. Summario de la relatione di Zorzi. E cussi desmissiato venne fuori non compito di vestir. L'orator disse: pater sante, eri v^ra^ sant^à^ mi dette una cattiva nuova e falsa, io la daro ozi una bona e vera, zoe Sguizari è rotti. Die Briefe waren von Pasqualigo, Dandolo und Andern.

2. Domine orator, vederemo quel fara il re christ^mo^ e ci metteremo in le so man dimandando misericordia. Lui, orator, disse: pater sante, vostra santità non avra mal alcuno.

ernstlich verfolgt, so würden ihnen weder Toscana noch der Kirchenstaat, die so leicht in Rebellion zu setzen waren, viel Widerstand geleistet haben, und es sollte den Spaniern schwer geworden sein sich in Neapel zu behaupten. „Der König," sagt Franz Vettori geradehin, „konnte Herr von Italien werden." Wie viel kam in diesem Augenblick auf Leo an!

Lorenzo Medici sagte von seinen drei Söhnen, Julian, Peter und Johann: der erste sei gut, der andere ein Thor, der dritte, Johann, der sei klug. Dieser dritte ist Papst Leo X; er zeigte sich auch jetzt der schwierigen Lage gewachsen, in die er gerieth.

Wider den Rath seiner Cardinäle begab er sich nach Bologna, um sich mit dem König zu besprechen.[1] Hier schlossen sie das Concordat, in welchem sie die Rechte der gallicanischen Kirche unter sich theilten. Auch mußte Leo Parma und Piacenza aufgeben: aber übrigens gelang es ihm, den Sturm zu beschwören, den König zum Rückzuge zu bewegen und unangetastet in dem Besitze seiner Länder zu bleiben.

Welch ein Glück dieß für ihn war, sieht man aus den Folgen, welche die bloße Annäherung der Franzosen unmittelbar nach sich zog. Es ist aller Anerkennung werth, daß Leo, nachdem seine Verbündeten geschlagen waren und ein Landestheil hatte abgetreten werden müssen, zwei kaum

1. Zorzi. Questo papa è savio e praticho di stato e si pensò con li suoi consultori di venir abocharsi a Bologna con vergogna di la sede (ap.): molti cardinali, tra i qual il cardinal Hadriano, lo disconsejava: pur vi volse andar.

erworbene, der Unabhängigkeit gewohnte, mit tausend Elementen der Empörung erfüllte Provinzen zu behaupten vermochte.

Man hatte ihm immer seinen Angriff auf Urbino zum Vorwurf gemacht, auf ein Fürstenhaus, bei dem sein eigenes Geschlecht in der Verbannung Zuflucht und Aufnahme gefunden hatte. Die Ursache war: der Herzog von Urbino hatte Sold von dem Papste genommen, und war ihm darauf im Augenblick der Entscheidung abtrünnig geworden. Leo sagte, „wenn er ihn nicht dafür bestrafe, so werde kein Baron im Kirchenstaate so ohnmächtig sein, um sich ihm nicht zu widersetzen. Er habe das Pontificat in Ansehen gefunden und wolle es dabei behaupten."[1] Da aber der Herzog wenigstens insgeheim Rückhalt an den Franzosen hatte, da er in dem ganzen Staate und selbst in dem Cardinalcollegium Verbündete fand, so war der Kampf noch immer gefährlich. Nicht so leicht war der kriegskundige Fürst zu verjagen: zuweilen sah man den Papst bei den schlechten Nachrichten erzittern, und außer sich gerathen: es soll darüber ein Complott entstanden sein, ihn bei der Behandlung eines Leibschadens, an dem er litt, zu vergiften.[2] Es gelang dem Papst, sich dieser Feinde zu erwehren:

1. Franc. Vettori (Sommario della storia d'Italia), mit den Medici sehr vertraut, giebt diese Erklärung. Der Vertheidiger Franz Maria's, Giov. Batt. Leoni (Vita di Francesco Maria), erzählt Dinge — p. 166 f. — die sehr nahe daran hinstreifen.

2. Fea hat in den Notizie intorno Rafaele p. 35 die Sentenz gegen die drei Cardinäle aus den Consistorialacten mitgetheilt, die ausdrücklich auf ihr Einverständniß mit dem Franz Maria hinweist.

allein man sieht, wie schwer es ihm ward. Daß seine Partei von den Franzosen geschlagen war, wirkte ihm bis in seine Hauptstadt, bis in seinen Palast nach.

Indeß aber hatte sich die zweite große Macht consolidirt. Wie sonderbar es schien, daß ein und derselbe Fürst in Wien, Brüssel, Valladolid, Saragossa und Neapel, und überdieß noch in einem andern Continent herrschen sollte, so war es doch durch eine leichte kaum bemerkte Verflechtung von Familieninteressen dahin gekommen. Diese Erhebung des Hauses Oestreich, die so verschiedene Nationen verknüpfte, war eine der größten und folgenreichsten Veränderungen, welche Europa überhaupt betroffen haben. In dem Moment, daß die Nationen sich von ihrem bisherigen Mittelpunkt absonderten, wurden sie durch ihre politischen Angelegenheiten in eine neue Verbindung, ein neues System verflochten. Die Macht von Oestreich setzte sich dem Uebergewicht von Frankreich auf der Stelle entgegen. Durch die kaiserliche Würde bekam Carl V gesetzliche Ansprüche auf ein oberherrliches Ansehen wenigstens in der Lombardei. Ueber diese italienischen Angelegenheiten eröffnete sich ohne viel Zögern der Krieg.

Wie gesagt, die Päpste hatten durch die Erweiterung ihres Staates zu voller Unabhängigkeit zu gelangen gehofft. Jetzt sahen sie sich von zwei bei weitem überlegenen Gewalten in die Mitte genommen. Ein Papst war nicht so unbedeutend, bei dem Kampfe derselben neutral bleiben zu dürfen: auch war er nicht mächtig genug, ein entscheidendes Gewicht in die Wagschale zu werfen: er mußte sein

Heil in geschickter Benutzung der Lage der Dinge suchen. Leo soll geäußert haben, wenn man mit der einen Partei abgeschlossen, so müsse man darum nicht ablassen, mit der andern zu unterhandeln.[1] Eine so zweizüngige Politik entsprang ihm aus der Stellung, in der er sich befand.

Im Ernste konnte jedoch selbst Leo schwerlich zweifelhaft sein, zu welcher Partei er sich zu schlagen habe. Hätte ihm auch nicht unendlich viel daran liegen müssen, Parma und Piacenza wiederzuerlangen, hätte ihn auch nicht das Versprechen Carls V, einen Italiener in Mailand einzusetzen, das so ganz zu seinen Gunsten war, zu bestimmen vermocht, so gab es noch einen andern, wie mich dünkt, entscheidenden Grund. Er lag in dem Verhältniß der Religion.

In der ganzen Periode, die wir betrachten, war den Fürsten in ihren Verwickelungen mit dem römischen Stuhle nichts so erwünscht gewesen, als demselben eine geistliche Opposition hervorzurufen. Wider Alexander VI hatte Carl VIII von Frankreich keinen zuverlässigeren Beistand als den Dominicaner Hieronymus Savonarola in Florenz. Als Ludwig XII jede Hoffnung zur Versöhnung mit Julius II aufgegeben, berief er ein Concilium zu Pisa: so wenig Succeß dasselbe hatte, so schien es doch zu Rom eine höchst gefährliche Sache. Wann aber stand dem Papst ein kühnerer glücklicherer Feind auf als Luther? Seine Erscheinung allein, seine Existenz gab ihm eine wichtige politische

1. Suriano, Relatione di 1533. Dicesi del papa Leone, che quando 'l aveva fatto lega con alcuno prima, soleva dir, che però non si dovea restar de trattar cum lo altro principe opposto.

Bedeutung. Von dieser Seite faßte Maximilian die Sache: er hätte nicht gelitten, daß dem Mönch Gewalt geschähe: er ließ ihn dem Churfürsten von Sachsen noch besonders empfehlen: „man möchte seiner einmal bedürfen." Und seitdem war die Wirkung Luthers von Tage zu Tage gewachsen. Der Papst hatte ihn weder zu überzeugen, noch zu schrecken, noch in seine Hände zu bekommen vermocht. Man glaube nicht, daß Leo die Gefahr mißkannte. Wie oft hat er die Talente, von denen er zu Rom umgeben war, auf diesen Kampfplatz zu ziehen versucht. Noch gab es aber auch ein anderes Mittel. So wie er, wenn er sich wider den Kaiser erklärte, zu fürchten hatte, eine so gefährliche Opposition beschützt und gefördert zu sehen, so konnte er hoffen, wenn er sich mit ihm verbinde, mit seiner Hülfe auch die religiöse Neuerung zu unterdrücken.

Auf dem Reichstag zu Worms im J. 1521 ward über die politischen und religiösen Verhältnisse unterhandelt. Leo schloß mit Carl V einen Bund zur Wiedereroberung Mailands. Von dem nemlichen Tage, von welchem dieß Bündniß ist, hat man auch die Achtserklärung datirt, welche über Luther erging. Es mögen zu dieser immerhin auch noch andere Beweggründe mitgewirkt haben: doch wird sich Niemand überreden wollen, daß sie nicht mit dem politischen Tractat im nächsten Zusammenhang gestanden habe.

Und nicht lange ließ sich der doppelseitige Erfolg dieses Bundes erwarten.

Luther ward auf der Wartburg gefangen und verbor=

gen gehalten.[1] Die Italiener wollten sogleich nicht glauben, daß Carl ihn aus Gewissenhaftigkeit, um das sichere Geleit nicht zu brechen, habe ziehen lassen: „da er bemerkte," sagen sie, „daß sich der Papst vor der Lehre Luthers fürchtete, so wollte er ihn mit derselben in Zaum halten."[2] Wie dem auch sei, so verschwand Luther allerdings auf einen Augenblick von der Bühne der Welt: er war gewissermaßen außer dem Gesetz, und der Papst hatte auf jeden Fall eine entscheidende Maßregel wider ihn zu Wege gebracht.

In dem waren auch die kaiserlich päpstlichen Waffen in Italien glücklich. Einer der nächsten Verwandten des Papstes, Sohn des Bruders seines Vaters, Cardinal Julius Medici, war selbst im Felde, und zog mit in dem eroberten Mailand ein. Man behauptete in Rom, der Papst denke ihm dies Herzogthum zu. Ich finde dafür doch keinen rechten Beweis, und schwerlich möchte sich der Kaiser so leicht dazu verstanden haben. Allein auch ohne dieß war der Vortheil nicht zu berechnen. Parma und Piacenza waren wieder erobert, die Franzosen entfernt: auf den neuen Fürsten in Mailand mußte der Papst unausbleiblich einen großen Einfluß erlangen.

Es war einer der wichtigsten Momente. Eine neue

1. Man hielt Luther für todt: man erzählte, wie er von den Päpstlichen ermordet worden sei. Pallavicini (Istoria del concilio di Trento I, c. 28) entnimmt aus den Briefen des Aleander, daß die Nuntien darüber in Lebensgefahr gerathen seien.

2. Vettori: Carlo si excusò di non poter procedere piu oltre rispetto al salvocondotto, ma la verità fu che conoscendo che il papa temeva molto di questa doctrina di Luthero, lo volle tenere con questo freno.

politische Entwickelung war begonnen: eine große kirchliche Bewegung eingetreten. Es war ein Augenblick, in welchem der Papst sich schmeicheln konnte, jene zu leiten, dieser Einhalt gethan zu haben. Er war noch jung genug, um zu hoffen, ihn ganz zu benutzen.

Sonderbares, trügerisches Geschick des Menschen! Leo war auf seiner Villa Malliana, als ihm die Nachricht von dem Einzug der Seinen in Mailand gebracht ward. Er gab sich dem Gefühl hin, in das ein glücklich zu Ende geführtes Unternehmen zu versetzen pflegt. Mit Vergnügen sah er den Festlichkeiten zu, welche seine Leute deshalb anstellten: bis tief in die Nacht ging er zwischen dem Fenster und dem brennenden Kamin — es war im November — hin und her.[1] Etwas erschöpft, aber überaus vergnügt kam er nach Rom. Da hatte man noch nicht das Siegesfest vollendet, als ihn der Anfall einer tödtlichen Krankheit ereilte. „Betet für mich," sagte er zu seinen Dienern, „ich mache euch noch alle glücklich." Er liebte das Leben, sehen wir, doch war seine Stunde gekommen. Er hatte nicht Zeit das Sacrament und die letzte Oelung zu empfangen. So plötzlich, in so frühen Jahren, mitten in großen Hoffnungen, starb er, „wie der Mohn hinwelkt."[2]

1. Copia di una lettera di Roma alli Sg^{ri} Bolognesi a dì 3 Dcbr. 1521 scritta per Bartholomeo Argilelli. Bei Sanuto im 32sten Bande. Die Nachricht traf den Papst 24 Nov. beim Benedicite. Er nahm dieß noch besonders für eine gute Vorbedeutung. Er sagte: Questa è una buona nuova che havete portato. Die Schweizer fingen sogleich an, Freude zu schießen. Der Papst ließ sie bitten, still zu sein, aber vergeblich.

2. Man redete sogleich von Gift. Lettera di Hieronymo Bon

Das römische Volk konnte ihm nicht vergeben, daß er ohne die Sacramente verschieden war, daß er so viel Geld ausgegeben hatte und doch Schulden genug zurückließ. Es begleitete seine Leiche mit Schmähungen. „Wie ein Fuchs," sagten sie, „hast du dich eingeschlichen, wie ein Löwe hast du regiert, wie ein Hund bist du dahingefahren."[1] Die Nachwelt dagegen hat ein Jahrhundert und eine große Entwickelung der Menschheit mit seinem Namen bezeichnet.

Glücklich haben wir ihn genannt. Nachdem er den ersten Unfall, der nicht sowohl ihn als andere Mitglieder seines Hauses traf, überstanden, trug ihn sein Geschick von Genuß zu Genuß, von Erfolg zu Erfolg. Gerade die Widerwärtigkeiten mußten dienen, ihn emporzubringen. In einer Art von geistiger Trunkenheit und immerwährender Erfüllung seiner Wünsche verfloß ihm sein Leben. Es gehörte dazu, daß er so gutmüthig und freigebig, so bildungsfähig und voll Anerkennung war. Eben diese Eigenschaften sind die schönsten Gaben der Natur, Glücksgüter, die man sich selten erwirbt, und die doch allen Genuß des Lebens bedingen. Die Geschäfte störten ihn darin wenig. Da er sich nicht um das Detail bekümmerte, da er sie

al suo barba a dì 5 Dec. bei Sanuto. Non si sa certo se 'l pontefice sia morto di veneno. Fo aperto. Maistro Ferando judica sia stato venenato: alcuno de li altri no: è di questa opinione Mastro Severino, che lo vide aprire, dice che non è venenato.

1. Capitoli di una lettera scritta a Roma 21 Dec. 1521. „Concludo che non è morto mai papa cum peggior fama dapoi è la chiesa di Dio."

nur im Großen ansah, so wurden sie ihm nicht drückend und beschäftigten ihm nur die edelsten Fähigkeiten des Geistes. Gerade darin, daß er ihnen nicht jeden Tag und alle Stunden widmete, mochte es für ihn liegen, daß er sie mit großer freier Uebersicht behandelte, daß er in allen Verwirrungen des Augenblicks die leitenden, den Weg vorzeichnenden Gedanken im Auge behielt. Die vornehmste Richtung gab er doch immer selber an. In seinem letzten Moment trafen alle Bestrebungen seiner Politik in freudigem Gelingen zusammen. Wir können es sogar für ein Glück halten, daß er dann starb. Es folgten andere Zeiten, und es ist schwer zu glauben, daß er der Ungunst derselben einen glücklichen Widerstand entgegengesetzt haben würde. Seine Nachfolger haben ihre ganze Schwere empfunden.

Das Conclave zog sich sehr in die Länge. „Herren,“ sagte einst der Cardinal Medici, den die Rückkehr der Feinde seines Hauses nach Urbino und Perugia in Schrecken setzte, so daß er selbst für Florenz fürchtete, „Herren,“ sagte er, „ich sehe daß von uns, die wir hier versammelt sind, Keiner Papst werden kann. Ich habe euch drei oder vier vorgeschlagen, doch habt ihr sie zurückgewiesen: diejenigen, die ihr in Vorschlag bringt, kann ich dagegen auch nicht annehmen. Wir müssen uns nach Einem umsehen, der nicht zugegen ist.“ Beistimmend fragte man ihn, wen er im Sinne habe. „Nehmt,“ rief er aus, „den Cardinal von Tortosa, einen ehrenwerthen bejahrten Mann,

den man allgemein für heilig achtet.“[1] Es war Adrian von Utrecht,[2] früher Professor in Löwen, der Lehrer Carls V, durch dessen persönliche Zuneigung er zu dem Amt eines Governators von Spanien, zu der Würde eines Cardinals befördert worden war. Cardinal Cajetan, der sonst nicht zu der mediceischen Partei gehörte, erhob sich, den Vorgeschlagenen zu loben. Wer hätte glauben sollen, daß die Cardinäle, von jeher gewohnt ihren persönlichen Vortheil bei einer Papstwahl in Anschlag zu bringen, auf einen Entfernten, einen Niederländer fallen würden, den die Wenigsten kannten, von dem sich Keiner einen Vortheil ausbedingen konnte? Sie ließen sich von dem unerwarteten Anstoß, den sie empfingen, dazu fortreißen. Als es geschehen war, wußten sie selbst nicht recht, wie sie dazu gekommen. Sie waren todt vor Schrecken, sagt einer unserer Berichterstatter. Man behauptet, sie hätten sich noch einen Augenblick überredet, er würde es nicht annehmen. Pasquin spottete ihrer: er stellte den Gewählten als Präceptor dar, die Cardinäle als die Schulknaben, die Dieser züchtige.

1. Lettera di Roma a dì 19. Zener. bei Sanuto. Medici, dubitando de li casi suoi, se la cosa fosse troppo ita in longo, deliberò mettere conclusione, et havendo in animo questo card[le] Dertusense per esser imperialissimo disse: etc.

2. So nennt er sich in einem Briefe von 1514, den man in Caspar Burmannus: Adrianus VI sive analecta historica de Adriano VI, p. 443 findet. In einheimischen Urkunden heißt er Meyster Aryän Floriße von Utrecht. Neuere haben ihn zuweilen Boyens genannt, weil der Vater sich Floris Boyens schrieb, doch heißt das aber auch nur Bodewins Sohn, und ist kein Familienname. S. Burmann in den Anmerkungen zu Moringi Vita Adriani p. 2.

Einen würdigeren Mann hatte aber die Wahl lange nicht getroffen. Adrian war von durchaus unbescholtenem Ruf: rechtschaffen, fromm, thätig: sehr ernsthaft, man sah ihn nie anders als leise mit den Lippen lächeln: aber voll wohlwollender, reiner Absichten: ein wahrer Geistlicher.[1] Welch ein Gegensatz, als er nun dort einzog, wo Leo so prächtig und verschwenderisch Hof gehalten. Es existirt ein Brief von ihm, in welchem er sagt: er möchte lieber in seiner Propstei zu Löwen Gott dienen, als Papst sein.[2] In dem Vatican setzte er in der That sein Professorenleben fort. Es bezeichnet ihn, und man erlaube es uns anzuführen, daß er sich sogar seine alte Aufwärterin mitgebracht hatte, die ihm nach wie vor seine häuslichen Bedürfnisse besorgte. Auch in seiner sonstigen Lebensweise änderte er nichts. Mit dem frühesten Morgen stand er auf: las seine Messe: und ging dann in der gewohnten Ordnung an seine Geschäfte, seine Studien, die er nur mit dem einfachsten Mittagsmahl unterbrach. Man kann nicht sagen, daß ihm die Bildung seines Jahrhunderts

1. Literae ex Victorial directivae ad Cardinalem de Flisco, in dem 33sten Bande des Sanuto, schildern ihn folgendermaßen: Vir est sui tenax: in concedendo parcissimus: in recipiendo nullus aut rarissimus. In sacrificio cotidianus et matutinus est. Quem amet aut si quem amet nulli exploratum. Ira non agitur, jocis non ducitur. Neque ob pontificatum visus est exultasse: quin constat graviter illum ad ejus famam nuntii ingemuisse. In der Sammlung von Burmann steht ein Itinerarium Adriani von Ortiz, der den Papst begleitete und genau kannte. Er versichert p. 223 nie etwas Tadelnswerthes an ihm bemerkt zu haben. Ein Spiegel aller Tugenden sei er gewesen.

2. An Florenz Dem Wyngaerden: Vittoria 15 Febr. 1522 bei Burmann p. 398.

fremd gewesen sei; er liebte die niederländische Kunst, und schätzte an der Gelehrsamkeit einen Anflug von Eleganz. Erasmus bekennt, vor allem von ihm gegen die Angriffe der zelotischen Scholastiker vertheidigt worden zu sein.[1] Nur die beinahe heidnische Richtung, der man sich damals zu Rom hingegeben, mißbilligte er: und von der Secte der Poeten wollte er nichts wissen.

Niemand konnte ernstlicher wünschen als Adrian VI — er behielt seinen Namen bei — die Uebelstände zu heilen, die er in der Christenheit antraf.

Der Fortgang der türkischen Waffen, der Fall von Belgrad und Rhodus gab ihm noch einen besondern Antrieb, um auf die Herstellung des Friedens zwischen den christlichen Mächten zu denken. Wiewohl er der Lehrer des Kaisers gewesen, nahm er doch sofort eine neutrale Stellung an. Der kaiserliche Gesandte, der ihn bei dem neu ausbrechenden Kriege zu einer entscheidenden Erklärung zu Gunsten seines Zöglings zu bewegen gehofft, mußte Rom unverrichteter Dinge verlassen.[2] Als man dem Papst die Nachricht von der Eroberung von Rhodus vorlas, sah er zur Erde: er sagte kein Wort: er seufzte tief.[3]

1. Erasmus sagt in einem seiner Briefe von ihm: libet scholasticis disciplinis faveret, satis tamen aequus in bonas literas. Burm. p. 15. Jovius erzählt mit Behagen, wie viel ihm der Ruf eines scriptor annalium valde elegans bei Adrian geholfen, besonders da er kein Poet gewesen.

2. Gradenigo, Relatione, nennt den Vicekönig von Neapel. Girolamo Negro, von dem sich in den Lettere di principe T. 1. einige ganz interessante Briefe über diese Zeit finden, sagt p. 109. von Johann Manuel: Se partì mezo disperato.

3. Negro, aus der Erzählung des venezianischen Secretärs. p. 110.

Die Gefahr von Ungarn war einleuchtend. Er fürchtete selbst für Italien und für Rom. Sein ganzes Bemühen war, wenn nicht sogleich einen Frieden, doch zunächst einen Stillstand auf drei Jahre zu Stande zu bringen, um indessen einen allgemeinen Feldzug gegen die Türken vorzubereiten.

Nicht minder war er entschlossen, den Forderungen der Deutschen entgegenzukommen. Ueber die Mißbräuche, die in der Kirche eingerissen waren, kann man sich nicht entschiedener ausdrücken, als er selbst es that. „Wir wissen," sagt er in der Instruktion für den Nuntius Chieregato, den er an den Reichstag sendete, „daß eine geraume Zeit daher viel Verabscheuungswürdiges bei dem heiligen Stuhle Statt gefunden hat: Mißbräuche in geistlichen Dingen: Ueberschreitung der Befugnisse: alles ist zum Bösen verkehrt worden. Von dem Haupte ist das Verderben in die Glieder, von dem Papste über die Prälaten ausgebreitet worden: wir sind alle abgewichen: es ist Keiner, der Gutes gethan, auch nicht Einer." Er dagegen versprach nun alles was einem guten Papst zukomme: die Tugendhaften und Gelehrten zu befördern, die Mißbräuche, wenn nicht auf einmal, doch nach und nach abzustellen; eine Reformation an Haupt und Gliedern, wie man sie so oft verlangt hatte, ließ er hoffen.[1]

Allein nicht so leicht ist die Welt ins Gleiche zu setzen. Der gute Wille eines Einzigen, wie hoch er auch

1. Instructio pro te Francisco Cherepato etc. etc., unter andern bei Rainaldus Tom. XI. p. 363.

stehe, reicht dazu lange nicht hin. Zu tiefe Wurzeln pflegt der Mißbrauch zu schlagen: mit dem Leben selbst ist er verwachsen.

Es fehlte viel, daß der Fall von Rhodus die Franzosen bewogen hätte Frieden einzugehen: sie sahen vielmehr, daß dieser Verlust dem Kaiser eine neue Beschäftigung geben werde, und faßten ihrerseits desto größere Absichten wider ihn. Nicht ohne Mitwissen desjenigen Cardinals, dem Adrian noch am meisten vertrauete, knüpften sie Verbindungen in Sicilien an, und machten einen Anschlag auf diese Insel. Der Papst fand sich bewogen, zuletzt noch selbst einen Bund mit dem Kaiser einzugehen, der wesentlich wider Frankreich gerichtet war.

Auch den Deutschen war mit dem, was man sonst eine Reformation an Haupt und Gliedern genannt, nicht mehr zu helfen. Und selbst eine solche, wie schwer, fast unausführbar war sie!

Wollte der Papst bisherige Gefälle der Curie aufheben, in denen er einen Schein von Simonie bemerkte, so vermochte er das nicht, ohne die wohlerworbenen Rechte derjenigen zu kränken, deren Aemter auf jene Gefälle gegründet waren, Aemter die sie in der Regel gekauft hatten.

Beabsichtigte er eine Veränderung in den Ehedispensen zu treffen und etwa einige bisherige Verbote aufzuheben, so stellte man ihm vor, daß die Kirchendisciplin damit nur verletzt und geschwächt werde.

Um dem Unwesen des Ablasses zu steuern, hätte er gern die alten Büßungen wieder hergestellt; allein die Pe-

nitenziaria machte ihn aufmerksam, daß er alsdann Gefahr laufe, indem er Deutschland zu behaupten suche, Italien zu verlieren.[1]

Genug, bei jedem Schritte sah er sich von tausend Schwierigkeiten umgeben.

Dazu kam, daß er sich zu Rom in einem fremden Element befand, das er schon darum nicht beherrschen konnte, weil er es nicht kannte, seine innern Lebenstriebe nicht verstand. Man hatte ihn mit Freuden empfangen: man erzählte sich, er habe bei 5000 erledigte Beneficien zu vergeben, und Jedermann machte sich Hoffnung. Niemals aber zeigte sich ein Papst hierin zurückhaltender. Adrian wollte wissen, wen er versorge, wem er die Stellen anvertraue: mit scrupulöser Gewissenhaftigkeit ging er hierin zu Werke;[2] er täuschte unzählige Erwartungen. Der erste Beschluß seines Pontificats war gewesen, die Anwartschaften abzustellen, die man bisher auf geistliche Würden ertheilt hatte: selbst die, welche schon verliehen worden, hatte er zurückgenommen. Es konnte nicht fehlen: als er diesen Beschluß in Rom publicirte, mußte er sich damit bittere Feindschaften in Menge zuziehen. Man hatte bisher an dem Hofe eine gewisse Freiheit des Redens, des Schreibens genossen: er wollte sie nicht ferner

1. In dem ersten Buche der Historia del concilio Tridentino von P. Sarpi Ausg. v. 1629 p. 23 findet man eine gute Auseinandersetzung dieser Lage der Dinge, entnommen aus einem Diario des Chieregato.

2. Ortiz Itinerarium c. 28. c. 39, vorzüglich glaubwürdig: wie er sagt, „cum provisiones et alia hujusmodi testis oculatus inspexerim."

gestatten.[1] Daß er bei der Erschöpfung der päpstlichen Cassen und dem wachsenden Bedürfniß einige neue Auflagen machte, fand man unerträglich von ihm, der so wenig aufwende. Alles ward mißvergnügt. Er empfand es wohl: es wirkte auf ihn zurück. Den Italienern traute er noch weniger als bisher: die beiden Niederländer, denen er Einfluß gestattete, Enkefort und Hezius, jener sein Datar, dieser sein Secretär, waren der Geschäfte und des Hofes nicht kundig; er selbst konnte sie unmöglich übersehen; auch wollte er noch immer studiren, nicht allein lesen, sondern sogar schreiben; zugänglich war er nicht sehr; die Sachen wurden aufgeschoben, in die Länge gezogen, ungeschickt behandelt.

So kam es denn, daß in den wichtigsten allgemeinen Angelegenheiten nichts ausgerichtet wurde. Der Krieg ging in Oberitalien wieder an. In Deutschland trat Luther aufs neue hervor. In Rom, das überdieß von der Pest heimgesucht worden war, bemächtigte sich ein allgemeines Mißvergnügen der Gemüther.

Adrian hat einmal gesagt: wie viel trägt es aus, in welche Zeiten auch der beste Mann fällt. Das ganze Gefühl seiner Stellung ist in diesem schmerzlichen Ausruf enthalten. Mit Recht hat man denselben auf seinem Denkmal in der deutschen Kirche zu Rom eingegraben.

---

1. Lettere di Negro. Capitolo del Berni:
   E quando un segue il libero costume
   Di sfogarsi scrivendo e di cantare,
   Lo minaccia di far buttare in fiume.

Wenigstens ist es nicht allein der Persönlichkeit Adrians zuzuschreiben, wenn seine Zeiten unfruchtbar an Erfolgen blieben. Das Papstthum war von großen weltbeherrschenden Nothwendigkeiten umgeben, die auch einem in den Geschäften desselben gewandteren, der Personen und der Mittel kundigeren Manne unendlich viel zu schaffen machen konnten.

Unter allen Cardinälen gab es Keinen, der für die Verwaltung des Papstthums geeigneter, dieser Last mehr gewachsen zu sein geschienen hätte, als Julius Medici. Unter Leo hatte er schon den größten Theil der Geschäfte, das ganze Detail in Händen gehabt. Selbst unter Adrian hatte er einen gewissen Einfluß behauptet.[1] Dießmal ließ er sich die höchste Würde nicht wieder entgehen. Er nannte sich Clemens VII.

Mit vieler Sorgfalt vermied der neue Papst die Uebelstände, die unter seinen beiden Vorgängern hervorgetreten waren: die Unzuverlässigkeiten, Vergeudungen und anstößigen Gewohnheiten Leo's, so wie den Widerstreit, in den sich Adrian mit den Richtungen seines Hofes eingelassen hatte: es ging alles vernünftig her: wenigstens an ihm selber nahm man nichts als Unbescholtenheit und Mäßigung wahr;[2] die pontificalen Cerimonien wurden sorgfältig vollzogen, die Audienzen unermüdlich von früh bis Abend

1. Relatione di Marco Foscari 1526 sagt von ihm in Bezug auf jene Zeiten: Stava con grandissima reputation e governava il papato et havia piu zente a la sua audientia che il papa.

2. Vettori sagt, seit 100 Jahren sei kein so guter Mensch Papst gewesen: non superbo, non simoniaco, non avaro, non libidinoso, sobrio nel victo, parco nel vestire, religioso, devoto.

abgewartet, Wissenschaften und Künste in der Richtung, die sie nun einmal eingeschlagen hatten, befördert. Clemens VII war sehr wohl unterrichtet. Mit eben so viel Sachkunde, wie über philosophische und theologische Fragen, wußte er sich über Gegenstände der Mechanik und Wasserbaukunst zu unterhalten. In allen Dingen zeigte er ungewöhnlichen Scharfsinn: er penetrirte die schwierigsten Angelegenheiten und sah ihnen bis auf den Grund: man konnte Niemand mit größerer Gewandtheit discurriren hören. Unter Leo hatte er sich in klugem Rath und umsichtiger Ausführung unübertrefflich erwiesen.

Allein erst im Sturme bewährt sich der Steuermann. Er übernahm das Papstthum, wenn wir es auch nur als italienisches Fürstenthum betrachten, in einer überaus bedenklichen Lage.

Die Spanier hatten zur Erweiterung und Behauptung des Kirchenstaates das Meiste beigetragen; sie hatten die Medici in Florenz hergestellt. In diesem Bunde mit den Päpsten, mit dem Hause Medici waren sie dann selber in Italien emporgekommen. Alexander VI hatte ihnen das untere Italien eröffnet; Julius hatte sie nach dem mittlern geführt; durch den mit Leo gemeinschaftlich unternommenen Angriff auf Mailand waren sie Herren in dem oberen geworden. Clemens selbst hatte sie hiebei mannigfach unterstützt. Es existirt eine Instruction von ihm für einen seiner Gesandten an dem spanischen Hofe, in der er die Dienste aufzählt, die er Carl V und seinem Hause geleistet habe. Er vor allem habe bewirkt, daß Franz I bei seiner ersten Ankunft nicht nach Neapel vorgedrungen;

durch ihn sei es geschehen, daß Leo der Wahl Carls V zum Kaiser nichts in den Weg gelegt, und die alte Constitution, vermöge deren kein König von Neapel zugleich Kaiser sein dürfe, aufgehoben habe; trotz aller Versprechungen der Franzosen habe er doch die Verbindung Leo's mit Carl zur Wiedereroberung von Mailand befördert, und zu diesem Unternehmen weder das Vermögen seines Vaterlandes und seiner Freunde, noch seine eigene Person gespart; er habe Adrian VI das Papstthum verschafft, und damals habe es fast kein Unterschied zu sein geschienen, ob man Adrian oder den Kaiser selbst zum Papst mache.[1] Ich will nicht untersuchen, wie viel von der Politik Leo's X dem Rathgeber und wie viel dem Fürsten angehört: gewiß ist es, daß Cardinal Medici immer auf Seiten des Kaisers war. Auch nachdem er Papst geworden, kam er den kaiserlichen Truppen mit Geld, Lebensmitteln und der Gewährung geistlicher Gefälle zu Hülfe: noch einmal verdankten sie ihren Sieg zum Theil seiner Unterstützung.

So enge war Clemens mit den Spaniern verbündet; wie es aber nicht selten geschieht, in den Erfolgen ihres Bundes traten ungemeine Uebelstände hervor.

Die Päpste hatten den Fortgang der spanischen Macht veranlaßt, doch niemals eigentlich beabsichtigt. Sie hatten Mailand den Franzosen entreißen, an die Spanier hatten sie es nicht bringen wollen. Vielmehr war eben deßhalb mehr als ein Krieg geführt worden, um Mailand und

1. Instruttione al Cárd. reverend^mo di Farnese, che fu poi Paulo III, quando andò legato all' Imperatore Carlo V doppo il sacco di Roma. Im Anhang.

Neapel nicht an den nemlichen Besitzer fallen zu lassen;[1] daß nun die Spanier, schon so lange Meister von Unteritalien, sich in der Lombardei täglich fester setzten, daß sie die Belehnung des Sforza verzögerten, empfand man zu Rom mit Ungeduld und Widerwillen.

Clemens war auch persönlich mißvergnügt: aus jener Instruction sehen wir, daß er schon als Cardinal oft nicht nach seinem Verdienste berücksichtigt worden zu sein glaubte: noch immer gab man wenig auf ihn, und ausdrücklich wider seinen Rath unternahm man den Angriff auf Marseille im Jahre 1524. Seine Minister — sie sagen es selbst — erwarteten immer größere Mißachtung des apostolischen Stuhles: sie nahmen in den Spaniern nichts als Herrschsucht und Insolenz wahr.[2]

Wie sehr schien Clemens durch den bisherigen Gang der Dinge und seine persönliche Stellung mit den Banden der Nothwendigkeit und des Willens an die Spanier gebunden zu sein! Nunmehr stellten sich ihm tausend Gründe dar, die Macht zu verwünschen, die er gründen helfen, sich eben denen zu widersetzen, die er bisher begünstigt und befördert hatte.

Von allen politischen Unternehmungen ist es vielleicht die schwerste, eine Linie zu verlassen, auf der man sich bisher bewegt, Erfolge rückgängig zu machen, die man selber hervorgerufen.

1. Es heißt in jener Instruction ausdrücklich: der Papst habe sich auch zu dem, was ihm mißfällig, bereit gezeigt: purche lo stato di Milano restasse al duca, al quale effetto si erano fatte tutte le guerre d'Italia.

2. M. Giberto datario a Don Michele di Silva. Lettere di principi I, 197 b.

Und wie viel kam dießmal darauf an! Die Italiener fühlten ganz, daß es eine Entscheidung auf Jahrhunderte galt. Es hatte sich in der Nation ein großes Gemeingefühl hervorgethan. Ich halte dafür, daß die literarisch-künstlerische Ausbildung, so weit hervorragend über alles was andere Nationen leisteten, dazu das Meiste beitrug. Auch zeigte sich die Hoffart und Habgier der Spanier, der Anführer so gut wie der Gemeinen, wahrhaft unerträglich. Es war eine Mischung von Verachtung und Ingrimm, mit der man diese fremdgeborenen halbbarbarischen Herrscher im Lande sah. Noch lagen die Dinge so, daß man sich ihrer vielleicht entledigen konnte. Aber man mußte sich nicht verbergen: wenn man es nicht mit allen nationalen Kräften unternahm, wenn man unterlag, so war man auf immer verloren.

Ich wünschte wohl, die Entwickelung dieser Periode in ihrer Fülle, den ganzen Kampf der aufgeregten Kräfte ausführlich darstellen zu können. Hier dürfen wir nur einige Hauptmomente desselben begleiten.

Man begann damit, und es schien überaus wohl ausgesonnen, daß man im Jahre 1525 den besten General des Kaisers, der allerdings sehr mißvergnügt war, an sich zu ziehen suchte. Was brauchte man weiter, wenn man, wie man hoffte, dem Kaiser mit dem General die Arme entzog, durch die er Italien beherrschte. Man ließ es an Versprechungen nicht fehlen: selbst eine Krone sagte man zu. Allein wie falsch war doch die Rechnung! wie scheiterte die ihrer Feinheit sich bewußte Klugheit an dem spröden Stoffe, auf den sie stieß, so gänzlich! Dieser

General, Pescara, war zwar in Italien geboren, aber aus spanischem Geblüt: er sprach nur spanisch: er wollte nichts sein als ein Spanier: an der italienischen Cultur hatte er keinen Theil: seine Bildung verdankte er den spanischen Romanen, die nichts als Loyalität und Treue athmen. Einer national italienischen Unternehmung war er von Natur entgegen.[1] Kaum hatte man ihm den Antrag gemacht, so zeigte er ihn seinen Cameraden, er zeigte ihn dem Kaiser an: er benutzte ihn nur um die Italiener auszuforschen und alle ihre Pläne zu hintertreiben.

Eben hiedurch aber — denn wie hätte nicht das gegenseitige Vertrauen nunmehr vollends verschwinden sollen — ward ein entscheidender Kampf mit dem Kaiser unvermeidlich.

Im Sommer 1526 sehen wir endlich die Italiener mit eigenen Kräften ans Werk gehen. Die Mailänder sind bereits im Aufstand wider die Kaiserlichen. Ein venezianisches und ein päpstliches Heer rücken heran, um ihnen beizustehen. Man hat das Versprechen schweizerischer Hülfe: man ist im Bunde mit Frankreich und England. „Dießmal“, sagt der vertrauteste Minister Clemens VII, Giberto, „gilt es nicht eine kleinliche Rache, einen Ehrenpunkt, eine einzelne Stadt: — dieser Krieg entscheidet die Befreiung oder die ewige Sklaverei von Italien.“ Er zweifelt nicht

1. Vettori hält ihm die schlechteste Lobrede von der Welt. Era superbo oltre modo, invidioso, ingrato, avaro, venenoso e crudele, senza religione, senza humanità, nato proprio per distruggere l'Italia. Auch Morone sagte einmal Guicciardini, es gebe keinen treuloseren boshafteren Menschen als Pescara sei (Hist. d'Italia XVI, 476), und machte ihm doch den Antrag. Ich führe diese Urtheile nicht an, als ob sie wahr wären: sie zeigen nur, daß Pescara gegen die Italiener nur Feindseligkeit und Haß hatte blicken lassen.

an dem glücklichen Ausgange. „Die Nachkommen werden neidisch sein, daß sie nicht in unsere Zeiten gefallen, um ein so großes Glück erlebt, daran Theil genommen zu haben.“ Er hofft, man werde der Fremden nicht bedürfen. „Unser allein wird der Ruhm, die Frucht um so süßer sein.“[1].

In diesen Gedanken und Hoffnungen unternahm Clemens seinen Krieg wider die Spanier.[2] Es war sein kühnster und großartigster, unglücklichster, verderblichster Gedanke.

Auf das engste sind die Sachen des Staats und der Kirche verflochten. Der Papst schien die deutschen Bewegungen ganz außer Acht gelassen zu haben. In diesen zeigte sich die erste Rückwirkung.

In dem Moment daß die Truppen Clemens VII in Oberitalien vorrückten, Juli 1526, hatte sich der Reichstag zu Speier versammelt, um über die kirchlichen Irrungen einen definitiven Beschluß zu fassen. Daß die kaiserliche Partei, daß Ferdinand von Oestreich, der des Kaisers Stelle vertrat, in einem Augenblick, in welchem sie jenseit der Alpen von dem Papst auf das ernstlichste angegriffen waren, — Ferdinand selbst hegte eine Absicht auf Mailand, — diesseit derselben die päpstliche Gewalt aufrecht zu erhalten sich sehr angelegen sein lassen sollten, läuft völlig wider die Natur der Dinge. Was man auch früher beabsich-

1. G. M. Giberto al vescovo di Veruli. Lettere di principi I, p. 192a.

2. Auch Foscari sagt: Quello fa a presente di voler far lega con Francia, fa per ben suo e d'Italia, non perchè ama Francesi.

tigt, angekündigt haben mochte,[1] durch den offenen Krieg, in den man mit dem Papst gerathen war, fielen alle Rücksichten weg, die man für ihn haben konnte. Niemals äußerten sich die Städte freier: niemals drangen die Fürsten ernstlicher auf eine Erledigung ihrer Beschwerden: man hat den Antrag gemacht, die Bücher, in denen die neuern Satzungen enthalten, lieber geradezu zu verbrennen, und nur die heilige Schrift zur Regel zu nehmen; obwohl sich ein gewisser Widerstand regte, so wurde doch niemals ein selbständigerer Beschluß gefaßt. Ferdinand unterzeichnete einen Reichsabschied, kraft dessen es den Ständen freigestellt ward, sich in Sachen der Religion so zu verhalten, wie es ein Jeder gegen Gott und den Kaiser zu verantworten gedenke, d. i. nach ihrem Ermessen zu verfahren. Ein Beschluß, in welchem des Papstes auch nicht einmal gedacht wird, der als der Anfang der eigentlichen Reformation, der Einrichtung einer neuen Kirche in Deutschland betrachtet werden kann. In Sachsen, Hessen und den benachbarten Ländern schritt man ohne längeres Zögern zu dieser Einrichtung. Die legale Existenz der protestantischen Partei im Reiche gründet sich vor allem auf den Beschluß von Speier im Jahre 1526.

Wir dürfen sagen, daß diese Stimmung von Deutschland auch für Italien entscheidend wurde. Es fehlte viel, daß die Italiener sämmtlich für ihre große Unternehmung begeistert, daß nur diejenigen, die an derselben Theil nahmen, unter einander einig gewesen wären. Der Papst, so

1. Die Instructionen des Kaisers, die den Protestanten einige Furcht einflößten, sind vom März 1526, einer Zeit, in welcher sich der Papst noch nicht mit Frankreich verbündet hatte.

geistreich, so italienisch gesinnt er auch sein mochte, war doch kein Mann, wie ihn das Schicksal fordert um von ihm gefesselt zu werden. Sein Scharfsinn schien ihm zuweilen zu schaden. Mehr als gut ist, schien er zu wissen daß er der Schwächere war; alle Möglichkeiten, die Gefahren von allen Seiten stellten sich ihm dar und verwirrten ihn. Es giebt eine praktische Erfindungsgabe, die in den Geschäften das Einfache wahrnimmt, das Thunliche oder Rathsame in Sicherheit ergreift. Er besaß sie nicht.[1] In den wichtigsten Momenten sah man ihn zaudern, schwanken, auf Geldersparniß denken. Da ihm nun auch seine Verbündeten nicht Wort hielten, so war es zu den Erfolgen, die man gehofft, bei weitem nicht gekommen, und noch immer hielten sich die Kaiserlichen in der Lombardei, — als im November 1526 Georg Frundsberg mit einem stattlichen Heer von Landsknechten die Alpen überstieg, um diesen Kampf zu Ende zu bringen. Sie waren sämmtlich lutherisch gesinnt, er und seine Leute. Sie kamen, den Kaiser am Papst zu rächen. Dessen Bundesbrüchigkeit hatte man ihnen als die Ursache alles Unheils, des fortdauernden Krieges der Christenheit und des Glückes der Osmanen, die eben damals Ungarn überwanden, dargestellt. „Komm ich nach Rom," sagte Frundsberg, „so will ich den Papst henken."

Mit Besorgniß sieht man das Ungewitter aufsteigen,

1. Suriano Rel. di 1533 findet in ihm „core frigidissimo: el quale fa la Beat^ne S. esser dotata di non vulgar timidità, non dirò pusillanimità. Il che pero parmi aver e trovato comunemente in la natura fiorentina. Questa timidità causa che S. Sà è molto irresoluta."

den Horizont einnehmen und heranziehen. Dieses Rom so voll, es mag sein, von Lastern, aber nicht minder von edlem Bestreben, Geist und Bildung, productiv, geschmückt mit unübertrefflichen Kunstwerken, wie sie die Welt nicht wieder hervorgebracht, einem Reichthum, durch das Gepräge des Geistes geadelt, und von lebendiger Fortwirkung, ist von dem Verderben bedroht. Wie sich die Massen der Kaiserlichen gesammelt, zerstieben vor ihnen die italienischen Schaaren: die einzige Armee, die es noch giebt, folgt ihnen von ferne. Der Kaiser, der sein Heer schon lange nicht bezahlen können, vermag ihm, wenn er auch will, keine andere Richtung zu geben. Es zieht einher unter den kaiserlichen Fahnen, doch folgt es seinem eigenen stürmischen Antriebe. Der Papst hofft noch, unterhandelt, fügt sich, schließt ab: aber das einzige Mittel das ihn retten kann — das Heer mit dem Gelde zu befriedigen das es fordern zu dürfen glaubt — will er oder kann er nicht ergreifen. Wird man sich dann wenigstens mit den Waffen, die man hat, dem Feinde ernstlich entgegensetzen? Viertausend Mann hätten hingereicht die Pässe von Toscana zu schließen; jedoch macht man nicht einmal den Versuch dazu. Rom zählte vielleicht 30000 waffenfähige Männer; viele von ihnen hatten den Krieg gesehen: sie gingen mit Schwertern an den Seiten, schlugen sich unter einander, und vermaßen sich hoher Dinge. Aber um dem Feinde, der die gewisse Zerstörung brachte, zu widerstehen, brachte man aus der Stadt nie über 500 Mann zusammen. Der erste Angriff überwand den Papst und seine Macht. Am 6. Mai 1527

zwei Stunden vor Sonnenuntergang, drangen die Kaiserlichen in Rom ein. Der alte Frundsberg war nicht mehr bei ihnen: als er einst bei einem Auflauf den gewohnten Gehorsam nicht fand, war er vom Schlag gerührt worden und krank zurückgeblieben: Bourbon, der das Heer so weit geführt, war beim ersten Anlegen der Sturmleitern umgekommen; von keinem Anführer in Zaum und Mäßigung gehalten, ergoß sich der blutdürstige, durch lange Entbehrungen verhärtete, von seinem Handwerk verwilderte Soldat über die Stadt. Nie fiel eine reichere Beute einer gewaltsameren Truppe in die Hände: nie gab es eine längere, anhaltendere, verderblichere Plünderung.[1] Der Glanz von Rom erfüllt den Anfang des 16ten Jahrhunderts: er bezeichnet eine bewunderungswürdige Periode menschlicher Geistesentwickelung: mit diesem Tage ging sie zu Ende.

Und so sah sich der Papst, der Italien befreien wollen, in der Engelsburg belagert und gleichsam gefangen. Wir können sagen: durch diesen großen Schlag war das Uebergewicht der Spanier in Italien unwiderruflich begründet.

Ein neuer Angriff der Franzosen, vielversprechend im Anfang, mißlang doch zuletzt vollständig: sie bequemten

1. Vettori: La uccisione non fu molta, perche rari si uccidono quelli che non si vogliono difendere, ma la preda fu inestimabile in danari contanti, di gioie, d'oro e d'argento lavorato, di vestiti, d'arazzi, paramenti di casa, mercantie d'ogni sorte e di taglie. Nicht der Papst sei an dem Unglück Schuld: es habe an den Einwohnern gelegen: superbi, avari, homicidi, invidiosi, libidinosi e simulatori nennt er sie: solch eine Bevölkerung könne sich nicht halten.

sich, auf alle ihre italienischen Ansprüche Verzicht zu leisten.

Nicht minder wichtig ward ein anderes Ereigniß. Noch ehe Rom erobert worden, als man nur sah daß Bourbon den Weg dahin genommen, hatten zu Florenz die Feinde der Medici die Verwirrungen des Augenblicks benutzt und das Haus des Papstes aufs neue verjagt. Fast noch schmerzlicher empfand Clemens den Abfall seiner Vaterstadt, als die Einnahme von Rom. Mit Verwunderung bemerkte man, daß er nach so schweren Beleidigungen doch wieder mit den Kaiserlichen anknüpfte. Es kam daher, weil er in der Hülfe der Spanier das einzige Mittel sah, seine Verwandten, seine Partei nach Florenz zurückzuführen. Es schien ihm besser, die Uebermacht des Kaisers, als die Widersetzlichkeit seiner Rebellen zu dulden. Je schlechter es den Franzosen ging, desto mehr näherte er sich den Spaniern. Als jene endlich völlig geschlagen waren, schloß er mit diesen seine Abkunft zu Barcelona: so ganz änderte er seine Politik, daß er sich der nemlichen Armee, die Rom vor seinen Augen erobert und ihn so lange belagert gehalten, daß er sich dieser, die nur verjüngt und erneuert worden, nunmehr selber bediente, um sich seine Vaterstadt wieder zu unterwerfen.

Seitdem war Carl mächtiger in Italien als seit vielen Jahrhunderten ein anderer Kaiser. Die Krone, die er zu Bologna empfing, hatte einmal wieder ihre volle Bedeutung. Mailand gehorchte ihm allmählich nicht weniger als Neapel: auf Toscana hatte er eben deshalb, weil er die Medici in Florenz hergestellt, sein Lebenlang unmittel-

baren Einfluß: die übrigen schlossen sich an oder fügten sich: zugleich mit den Kräften von Spanien und von Deutschland; von dem südlichen Meer und den Alpen her, mit siegreichen Waffen und den Rechten des Kaiserthums hielt er Italien in Unterwerfung.

Dahin führte der Gang der italienischen Kriege. Seitdem haben die auswärtigen Nationen nicht aufgehört, in Italien zu regieren. Betrachten wir noch, wie die religiösen Irrungen sich entwickelten, die mit den politischen so genau zusammenhängen.

Wenn der Papst sich darein ergab, rings um sich her die Spanier mächtig zu sehen, so hoffte er wenigstens durch diesen gewaltigen Kaiser, den man ihm katholisch und devot schilderte, seine Autorität in Deutschland hergestellt zu sehen. Gleich ein Artikel des Friedens in Barcelona enthielt dieß. Der Kaiser versprach, aus allen seinen Kräften die Reduction der Protestanten zu befördern. Auch schien er dazu entschlossen. Den protestantischen Gesandten, die ihn in Italien aufsuchten, gab er eine sehr ungnädige Antwort. An seine Reise nach Deutschland, im Jahre 1530, knüpften einige Mitglieder der Curie, besonders der Legat, den man ihm mitgegeben, Cardinal Campeggi, kühne und für unser Vaterland höchst gefährliche Entwürfe.

Es existirt eine Eingabe von ihm an den Kaiser, zur Zeit des Reichstages von Augsburg, in der er sie ausspricht. Mit Widerwillen und ungern, aber der Wahrheit zur Steuer, muß ich von derselben ein Wort sagen.

Cardinal Campeggi begnügte sich nicht, die religiösen Verwirrungen zu beklagen: er bemerkte besonders die politischen Folgen: wie in den Reichsstädten der Adel durch die Reformation herabgekommen, wie weder ein geistlicher noch selbst ein weltlicher Fürst rechten Gehorsam mehr finde; sogar auf die Majestät des Kaisers nehme man keine Rücksicht mehr. Er giebt dann an, wie man dem Uebel begegnen könne.

Nicht sehr tief liegt das Geheimniß seiner Mittel. Es bedarf nichts, meint er, als daß ein Bund zwischen dem Kaiser und den wohlgesinnten Fürsten geschlossen werde; hierauf versucht man die abgeneigten umzustimmen, mit Versprechungen oder mit Drohungen: was thut man aber wenn sie hartnäckig bleiben? Man hat das Recht, „dieses giftige Gewächs mit Feuer und Schwert zu vertilgen."[1] Die Hauptsache ist, daß man ihre Güter einzieht, weltliche und geistliche, in Deutschland so gut wie in Ungarn und Böhmen. Denn gegen Ketzer ist dieß Rechtens. Ist man ihrer nur erst Herr geworden, so setzt man heilige Inquisitoren ein, die ihren Ueberresten nachspüren, die wider sie verfahren, wie man in Spanien wieder die Marranen verfährt. Ueberdieß wird man die Universität Wittenberg in Bann thun, und die, welche daselbst studirt, kaiserlicher und päpstlicher Gnaden für unwürdig erklären, die Bücher der Ketzer wird man verbrennen, die ausgetretenen

1. Se alcuni ve ne fossero, che dio nol voglia, li quali obstinatamente perseverassero in questa diabolica via, quella (S. M.) potrà mettere la mano al ferro et al foco et radicitus extirpare questa mala venenosa pianta.

Mönche in ihre Klöster zurückschicken, an keinem Hofe einen Irrgläubigen dulden. Zuerst aber ist eine muthige Execution nothwendig. „Auch wenn Ew. Majestät," sagt der Legat, „sich nur an die Oberhäupter hält, kann sie denselben eine große Summe Geldes entreißen, die ohnehin wider die Türken unentbehrlich ist."

So lautet dieser Entwurf:[1] das sind seine Grundsätze. Wie athmet jedes Wort Unterdrückung, Blut und Beraubung! Man kann sich nicht wundern, wenn man in Deutschland von einem Kaiser, der unter solchem Geleite eintraf, das Aeußerste erwartete, und die Protestanten über den Grad der Nothwehr, der ihnen rechtlich verstattet sei, zu Rathe gingen.

Glücklicherweise standen die Sachen anders, als daß der Versuch einer solchen Unternehmung zu fürchten gewesen wäre.

So mächtig war der Kaiser bei weitem nicht, um dieß ausführen zu können. Erasmus hat es gleich damals überzeugend auseinandergesetzt.

Allein wäre er es auch gewesen, so hätte er schwerlich den Willen dazu gehabt.

Er war von Natur eher gutmüthig, bedächtig, voll Nachdenken und langsam, als das Gegentheil. Je näher er diese Irrungen in das Auge faßte, desto mehr berührten sie eine Ader seines eignen Geistes. Gleich seine An-

1. Einen solchen Entwurf wagte man eine Instruction zu nennen: Instructio data Caesari a reverendmo Campeggio in dieta Augustana 1530. Ich fand das Actenstück in einer römischen Bibliothek in gleichzeitigen Schriftzügen, über alle Zweifel erhaben.

kündigung des Reichstages lautete dahin, daß er die verschiedenen Meinungen hören, erwägen und zu einer einigen christlichen Wahrheit zu bringen suchen wolle: von jenen gewaltsamen Absichten war er weit entfernt.

Auch wer sonst an der Reinheit menschlicher Gesinnung zu zweifeln gewohnt ist, kann dieß nicht in Abrede stellen: es wäre Carls Vortheil nicht gewesen, sich der Gewalt zu bedienen.

Sollte er, der Kaiser, sich zum Executor päpstlicher Decrete machen? sollte er dem Papst, und nicht allein dem damaligen, sondern jedem künftigen, die Feinde unterwerfen, die demselben am meisten zu schaffen machen mußten? Hiezu war er der Freundschaft der päpstlichen Gewalt doch bei weitem nicht sicher genug.

Vielmehr lag in den Verhältnissen ein Vortheil für ihn, ungesucht, natürlich, den er nur zu ergreifen brauchte, um zu einer noch unbedingteren Superiorität zu gelangen, als er sie bereits besaß.

Ob mit Recht oder Unrecht will ich nicht untersuchen: genug es war allgemein angenommen, daß nur eine Kirchenversammlung im Stande sein werde, so große Irrungen beizulegen. Auch deshalb hatten sich die Concilien in Credit erhalten, weil die Päpste einen natürlichen Widerwillen dagegen zeigten: alle Oppositionen erhoben von jeher diesen Ruf. Im Jahre 1530 ging Carl ernstlich auf diesen Gedanken ein. Er versprach ein Concilium in einer bestimmten kurzen Frist.

Hatten die Fürsten schon lange in ihren Verwickelungen mit dem päpstlichen Stuhle nichts so sehr gewünscht

als einen geistlichen Rückhalt, so bekam Carl in einem Concilium, unter diesen Umständen versammelt, den gewaltigsten Verbündeten. Auf seine Veranlassung wäre es zusammengetreten, unter seinem Einfluß gehalten worden, er hätte die Beschlüsse desselben zu exequiren bekommen. Nach zwei Seiten hin würden diese gegangen sein: eben so gut den Papst, wie dessen Gegner würden sie betroffen haben: der alte Gedanke einer Reformation an Haupt und Gliedern wäre zur Ausführung gekommen: welch ein Uebergewicht mußte dieß der weltlichen Macht, vor allem dem Kaiser selber verschaffen!

Es war vernünftig: es war, wenn man will, unvermeidlich; aber es war zugleich sein großes Interesse.

Dem Papst dagegen und seinem Hof konnte nichts Bedenklicheres begegnen. Ich finde, daß bei der ersten ernstlichen Erwähnung eines Conciliums der Preis der sämmtlichen käuflichen Aemter des Hofes um ein bedeutendes fiel.[1] Man sieht, welche Gefahr darin für den ganzen Zustand zu liegen schien, in dem man sich befand.

Aber überdieß hatte Clemens VII auch persönliche Rücksichten: daß er nicht von gesetzmäßiger Geburt, daß er nicht auf ganz reinem Wege zu der höchsten Würde emporgestiegen war, und sich von persönlichen Zwecken hatte bestimmen lassen gegen sein Vaterland mit den Kräften der Kirche einen kostspieligen Krieg zu führen, alles Dinge die einem

1. Lettera anonima all' arcivescovo Pimpinello (Lettere di principi III, 5): Gli ufficii solo con la fama del concilio sono inviliti tanto che non se ne trovano danari. Ich sehe, auch Pallavicini citirt diesen Brief III, 7, 1; ich weiß nicht, wie er dazu kommt, ihn dem Sanga zuzuschreiben.

Papst hoch angerechnet werden mußten, flößte ihm eine gerechte Furcht ein: schon der Erwähnung eines Conciliums, sagt Soriano, wich Clemens so weit als möglich aus.

Obwohl er den Vorschlag nicht geradezu verwarf, — schon um der Ehre des päpstlichen Stuhles willen durfte er es nicht, — so kann man doch nicht zweifeln, mit welchem Herzen er darauf einging.

Ja er giebt nach: er fügte sich; aber auf das stärkste führte er zugleich die Gegengründe aus: alle Schwierigkeiten und Gefahren, die mit einem Concilium verknüpft seien, stellt er auf das lebhafteste dar: den Erfolg findet er mehr als zweifelhaft.[1] Dann macht er Bedingungen einer Mitwirkung aller andern Fürsten, einer vorläufigen Unterwerfung der Protestanten, die sich zwar im Systeme der päpstlichen Doctrin hören lassen, aber bei der Lage der Verhältnisse nimmermehr zu erfüllen sind. Wie wäre es von ihm zu erwarten gewesen, daß er in der vom Kaiser gesetzten Frist nicht allein scheinbar und mit Demonstrationen, sondern ernstlich und entschlossen ans Werk gegangen wäre? Oft hat ihm Carl vorgeworfen, diese seine Zögerung sei an allem weitern Unheil Schuld. Ohne Zweifel hoffte er, der Nothwendigkeit, die über ihm schwebte, noch zu entgehen.

Aber gewaltig hielt sie ihn fest. Als Carl im Jahre 1533 wieder nach Italien kam, noch erfüllt von dem was

1. Z. B. all' imperatore: di man propria di papa Clemente. Lettere di principi II, 197: Al contrario nessun (rimedio) è piu pericoloso e per partorir maggiori mali (del concilio) quando non concorrono le debite circonstanze.

er in Deutschland gesehen und entworfen, drang er mündlich — er hielt mit dem Papst einen Congreß zu Bologna — und mit erneuerter Lebhaftigkeit auf das Concilium, das er so oft schriftlich gefordert hatte. Die verschiedenen Meinungen begegneten sich unmittelbar: der Papst blieb bei seinen Bedingungen stehen: der Kaiser stellte ihm die Unmöglichkeit ihrer Erfüllung vor. Sie konnten sich nicht vereinigen. In den Breven, die über diese Sache erlassen wurden, nimmt man sogar eine gewisse Verschiedenheit wahr. In den einen schloß sich der Papst mehr als in den andern der Meinung des Kaisers an.[1] Aber wie dem auch sei, er mußte zu einer erneuerten Ankündigung schreiten. Wollte er sich nicht ganz verblenden, so durfte er nicht zweifeln, daß es bei der Rückkunft des Kaisers, der nach Spanien gegangen, nicht mehr bei bloßen Worten sein Bewenden haben: daß jene Gefahr, die er fürchtete und die ein Concilium unter diesen Umständen für den römischen Stuhl in der That mit sich führte, über ihn hereinbrechen werde.

1. Ueber die Verhandlungen zu Bologna findet man in einem der besten Capitel des Pallavicini, lib. III, c. XII, gute Nachricht — gezogen aus dem vaticanischen Archiv. Er berührt jene Verschiedenheit, und erzählt, daß sie auf ausdrücklicher Verhandlung beruhe. In der That finden wir in dem Schreiben an die katholischen Stände bei Rainaldus XX, 659, Hortleder I, XV, die Bedingung einer allgemeinen Theilnahme wiederholt: der Papst verspricht, über den Erfolg seiner Bemühungen zu berichten; in den Punkten, die von Protestanten vorgelegt wurden, heißt es dagegen Artikel 5 ausdrücklich: quod si forsan aliqui principes velint tam pio negotio deesse, nihilominus summus D^{s} n^{r} procedet cum saniori parte consentiente. Es scheint doch als ob diese Verschiedenheit es sei, welche Pallavicini im Sinne hat, obwohl er noch eine andere Abweichung meldet.

Es war eine Lage, in der der Inhaber einer Gewalt, welche sie auch sein mag, wohl entschuldigt werden kann, wenn er selbst einen verwegenen Entschluß ergreift, sich sicher zu stellen. Schon war der Kaiser politisch so übermächtig. Wenn gleich sich der Papst hiefür resignirt hatte, so mußte er doch oft fühlen, wohin er gekommen war. Daß Carl V die alten Streitigkeiten der Kirche mit Ferrara zu Gunsten des letztern entschied, beleidigte ihn tief: er nahm es so hin, aber unter seinen Freunden beklagte er sich. Wie viel drückender war es aber, wenn nun dieser Fürst, von dem man die unverweilte Unterwerfung der Protestanten gehofft hatte, statt dessen sich vielmehr, auf den Grund der ausgebrochenen Irrungen, auch zu einem kirchlichen Uebergewicht erhob, wie man es seit Jahrhunderten nicht mehr kannte, wenn er auch das geistliche Ansehen des römischen Stuhles in Gefahr setzte! Sollte Clemens erleben, ganz und gar in die Hände desselben zu gerathen und seinem Gutbefinden überlassen zu sein?

Noch dort in Bologna faßte er seinen Entschluß. Schon öfter hatte Franz I dem Papst Bündniß und Blutsverwandtschaft angetragen. Clemens hatte es immer abgelehnt. In der Bedrängniß, in der er sich jetzt sah, ging er darauf ein. Man versichert uns ausdrücklich, der eigentliche Grund, daß Clemens dem Könige von Frankreich wieder Gehör schenkte, sei die Forderung des Conciliums gewesen.[1]

1. Soriano Relatione 1535. Il papa andò a Bologna contra sua voglia e quasi sforzato, come di buon logo ho inteso, e fu assai di cio evidente segno che S. Sà. consumò di giorni cento

Was dieser Papst rein politischer Zwecke halber vielleicht nie wieder versucht hätte, das Gleichgewicht der beiden großen Mächte herzustellen und ihnen eine gleiche Gunst zu widmen, dazu entschloß er sich in Betracht der kirchlichen Gefahren, denen er ausgesetzt war.

Kurz hierauf hielt Clemens auch eine Zusammenkunft mit Franz I. Sie fand in Marseille Statt, und die engste Verbindung ward geschlossen. Ganz wie der Papst früher in den florentinischen Gefahren seine Freundschaft mit dem Kaiser dadurch befestigt hatte, daß er dessen natürliche Tochter mit einem von seinen Neffen verheirathete, so besiegelte er jetzt in den kirchlichen Bedrängnissen den Bund den er mit Franz I einging, durch eine Vermählung seiner jungen Nichte Catharina Medici mit dem zweiten Sohne des Königs. Damals hatte er die Franzosen und ihren indirecten Einfluß auf Florenz, jetzt hatte er den Kaiser und seine Intentionen bei einer Kirchenversammlung zu fürchten.

Auch bemühte er sich nun nicht weiter seinen Zweck zu verhehlen. Wir besitzen einen Brief von ihm an Ferdinand I, in dem er erklärt, mit seiner Bemühung, eine Theilnahme aller christlichen Fürsten an dem Concilium zu Wege zu bringen, sei es ihm nicht gelungen: König Franz I, den er

in tale viaggio il quale potea far in sei dì. Considerando dunque Clemente questi tali casi suoi e per dire cosi la servitù nella quale egli si trovava per la materia del concilio, la quale Cesare non lasciava di stimolare, cominciò a rendersi piu facile al christianissimo. E quivi si trattò l'andata di Marsilia et insieme la pratica del matrimonio, essendo gia la nipote nobile et habile. Früher hätte der Papst ihre Herkunft und ihr Alter zum Vorwand seiner Ausflüchte genommen.

gesprochen, halte die gegenwärtige Zeit nicht für geeignet zu einer solchen Versammlung, und sei nicht darauf eingegangen: er, der Papst, hoffe aber noch immer, ein ander Mal eine günstige Stimmung der christlichen Fürsten hervorgehen zu sehen.[1] Ich weiß nicht, wie man über die Absichten Clemens VII in Zweifel sein kann. Noch in seinem letzten Schreiben an die katholischen Fürsten von Deutschland hatte er die Bedingung einer allgemeinen Theilnahme wiederholt: daß er nun erklärt, eine solche nicht bewerkstelligen zu können, enthält eine unzweideutige Weigerung, jener seiner Ankündigung Folge zu geben.[2] In seiner Verbindung mit Frankreich fand er wie den Muth, so auch den Vorwand dazu. Ich kann mich nicht überreden, daß das Concilium jemals unter ihm zu Stande gekommen wäre.

Jedoch war dieß nicht die einzige Folge jener Verbindung. Auf der Stelle entwickelte sich noch eine andere, unerwartete, die besonders für uns Deutsche von der größten Wichtigkeit ist.

Sehr sonderbar war sogleich die Combination, die bei der Verflechtung kirchlicher und weltlicher Interessen daraus hervorging. Franz I war damals in dem besten Verständniß mit den Protestanten: indem er sich nun zugleich so enge mit dem Papst verbündete, vereinigte er gewissermaßen Protestanten und Papst in das nemliche System.

1. 20 März 1534. Pallavicini III, XVI, 3.

2. Soriano. La Sertà Vra dunque in materia del concilio può esser certissima che dal canto di Clemente fu fuggita con tutti li mezzi e con tutte le vie.

Und hier erkennen wir, was die politische Stärke der Stellung ausmachte, welche die Protestanten eingenommen hatten. Der Kaiser konnte nicht beabsichtigen, sie dem Papst so geradehin aufs neue zu unterwerfen: er bediente sich vielmehr ihrer Bewegung, um diesen damit in Schach zu halten. Allmählich zeigte sich, daß auch der Papst nicht wünschte, sie auf Gnade oder Ungnade dem Kaiser unterworfen zu sehen: nicht so ganz unbewußt war sogar die Verbindung Clemens VII mit ihnen: er hoffte, ihre Opposition wider den Kaiser zu benutzen, um diesem hinwiederum zu schaffen zu geben.

Es ist gleich damals bemerkt worden, der König von Frankreich habe den Papst glauben gemacht, die vornehmsten protestantischen Fürsten seien von ihm abhängig: er habe ihn hoffen lassen, sie dahin zu bringen, auf das Concilium Verzicht zu leisten.[1] Allein wenn wir nicht sehr irren, gingen diese Verbindungen noch weiter. Kurz nach der Zusammenkunft mit dem Papste hielt Franz I eine andere mit Landgraf Philipp von Hessen. Sie vereinigten sich zur Herstellung des Herzogs von Würtemberg, der damals von dem Hause Oestreich verdrängt worden war. Franz I bequemte sich, Hülfsgelder zu zahlen. In kurzem Kriegszug, mit überraschender Schnelligkeit setzte hierauf Landgraf Philipp das Unternehmen ins Werk. Es ist

1. Sarpi: Historia del concilio Tridentino lib. I, p. 68. Nicht alles was Sarpi hat, aber einen wichtigen Theil desselben bestätigt Soriano. Dieser Gesandte sagt: avendo fatto credere a Clemente che da S. M. Ch^ma^ dipendessero quelli S^ri^ principalissimi e capi della fattione luterana — si che almeno si fuggisse il concilio. — Nur dieß habe ich mich getraut zu behaupten.

gewiß, daß er in die östreichischen Erblande hätte vordringen sollen:[1] allgemein vermuthete man, der König wolle Mailand einmal auch von deutscher Seite her angreifen lassen.[2] Eine noch weitere Aussicht eröffnet uns Marino Giustinian, in jenen Zeiten Botschafter der Venezianer in Frankreich. Er versichert geradehin, diese deutsche Bewegung sei von Clemens und Franz zu Marseille beschlossen worden; er fügt hinzu, es habe allerdings nicht außer dem Plane gelegen, diese Truppen nach Italien kommen zu lassen: insgeheim würde der Papst dazu mitgewirkt haben.[3] Es würde etwas rasch sein, diese Behauptung, so sicher sie auch ausgesprochen wird, als beglaubigte Thatsache zu betrachten: noch andere Beweise wären erforderlich: — allein wenn wir sie auch nicht annehmen, stellt sich doch eine sehr merkwürdige Erscheinung unbezweifelt dar. Wer hätte es vermuthen sollen? In dem Augenblick, daß Papst und Protestanten einander mit einem un-

1. In der Instruction an seine Gesandten nach Frankreich August 1532 (Rommel Urkundenbuch 61) entschuldigt er sich, „daß wir nit furtzugen, den König in seinen Erblanden anzugreifen.“

2. Jovius Historiae sui temporis, lib. XXXII, p. 129; Paruta Storia Venez. p. 389.

3. Relatione del clarissimo M. Marino Giustinian el K^r venuto d'ambasciator al christianissimo re di Francia del 1535. (Archivio Venez.) Francesco fece l'aboccamento di Marsilia con Clemente, nel qual vedendo loro che Cesare stava fermo — conchiusero il movimento delle armi in Germania sotto pretesto di voler metter il duca di Virtenberg in casa: nel quale se Iddio non avesse posto la mano con il mezzo di Cesare, il quale all' improviso e con gran prestezza senza saputa del X^mo con la retitution del ducato di Virtenberg fece la pace, tutte quelle genti venivano in Italia sotto il favor secreto di Clemente. Man wird, denke ich, wohl noch einmal ge-

versöhnlichen Hasse verfolgen, daß sie sich einen geistlichen Krieg machen, der die Welt mit Zwietracht erfüllt, sind sie auf der andern Seite durch gleiche politische Interessen verbunden.

War aber früher, in der Verwickelung der italienischen Angelegenheiten, dem Papst nichts so verderblich gewesen wie die zweideutige allzufeine Politik die er befolgte, so trugen ihm diese Maßregeln auf dem geistlichen Gebiete noch bitterere Früchte.

König Ferdinand, bedroht in seinen erblichen Provinzen, eilte den Frieden von Kadan zu schließen, in welchem er Würtemberg fahren ließ, und sogar in ein engeres Verständniß mit dem Landgrafen selber trat. Es waren die glücklichsten Tage Philipps von Hessen. Daß er einem verjagten deutschen Fürsten mit gewaltiger Hand zu seinem Recht verholfen, machte ihn zu einem der angesehensten Oberhäupter des Reiches. Er hatte aber damit auch noch einen andern wichtigen Erfolg erkämpft. Dieser Friede enthielt zugleich eine tiefgreifende Bestimmung

nauere Nachrichten hierüber finden. Soriano enthält noch folgendes: Di tutti li desiderii (del re) s'accommodò Clemente con parole tali che lo facevano credere, S. S. esser disposta in tutto alle sue voglie, senza pero far provisione alcuna in scrittura. Das von einer italienischen Unternehmung die Rede war, läßt sich nicht läugnen. Der Papst behauptete, sie abgelehnt zu haben, — non avere bisogno di moto in Italia. Der König hatte ihm gesagt, er solle ruhig bleiben: con le mani accorte nelle maniche. Wahrscheinlich behaupteten die Franzosen, was die Italiener läugneten: so daß der Gesandte in Frankreich positiver ist als der Gesandte in Rom. Sagte aber der Papst, eine Bewegung in Italien könne er nicht brauchen, so sieht man, wie wenig das eine Bewegung in Deutschland ausschließt.

über die religiösen Streitigkeiten. Das Kammergericht ward angewiesen, über die eingezogenen geistlichen Güter keine Klagen weiter anzunehmen.

Ich weiß nicht, ob irgend ein anderes einzelnes Ereigniß für das Uebergewicht des protestantischen Namens in Deutschland so entscheidend eingewirkt hat wie diese hessische Unternehmung. In jener Weisung des Kammergerichts liegt eine juridische Sicherung der neuen Partei, die von ungemeiner Bedeutung ist. Auch ließ sich die Wirkung nicht lange erwarten. Den Frieden von Kadan, dünkt mich, können wir als die zweite große Epoche der Erhebung einer protestantischen Macht in Deutschland betrachten. Nachdem sie eine Zeitlang mindere Fortschritte gemacht, fing sie aufs neue an sich auf das glänzendste auszubreiten. Würtemberg, welches man eingenommen, ward ohne Weiteres reformirt. Die deutschen Provinzen von Dänemark, Pommern, die Mark Brandenburg, die zweite Linie von Sachsen, eine Linie von Braunschweig, die Pfalz folgen in kurzem nach. Binnen wenigen Jahren breitete sich die Reformation der Kirche über das gesammte niedere Deutschland aus, und setzte sich in dem oberen auf immer fest.

Und um eine Unternehmung, die dahin führte, die den begonnenen Abfall so unermeßlich beförderte, hatte Papst Clemens gewußt, er hatte sie vielleicht gebilligt.

Das Papstthum war durchaus in einer falschen unhaltbaren Position. Seine weltlichen Tendenzen hatten in ihm selbst einen Verfall hervorgerufen, aus dem ihm unzählige Widersacher und Abtrünnige entsprangen: aber die Fortsetzung

derselben, die fernere Verflechtung geistlicher und weltlicher Interessen richtete es vollends zu Grunde.

Auch das Schisma von England hängt noch wesentlich hievon ab.

Es ist sehr bemerkenswerth, daß Heinrich VIII, so feindselig er sich auch gegen Luther erklärt hatte, so enge er mit dem römischen Stuhle auch verbunden war, doch bei der ersten Differenz in rein politischen Geschäften, schon im Anfang des Jahres 1525, dem römischen Stuhle mit kirchlichen Neuerungen drohte.[1] Damals ward zwar alles beigelegt; der König machte mit dem Papst gemeinschaftliche Sache wider den Kaiser; als Clemens in dem Castell eingeschlossen, von Jedermann verlassen war, fand Heinrich VIII Mittel ihm eine Unterstützung zukommen zu lassen; Clemens war ihm deshalb persönlich vielleicht geneigter als irgend einem anderen Fürsten.[2] Seitdem aber war nun die Ehescheidungssache des Königs in Gang gekommen. Es ist nicht zu leugnen, daß ihm der Papst noch im Jahr 1528 eine günstige Erledigung derselben, wenn nicht zusagte, doch möglich erscheinen ließ, „sobald nur erst die Deutschen und die Spanier aus Italien ver-

1. Wolsey hatte drohend geschrieben, „che ogni provincia doventarà Lutherana“; eine Aeußerung, die man wohl als die erste Regung des Abfalls von Rom in der englischen Staatsgewalt betrachten muß. (S. Giberto a i nuntii d'Inghilterra: Lettere di principi I, p. 147.)

2. Contarini Relatione di 1530 versichert das ausdrücklich. Auch Soriano 1533 sagt: Anglia S. Santità ama et era conjunctissimo prima. Die Absicht des Königs sich scheiden zu lassen erklärt er ohne weiteres für eine „pazzia“.

jagt sein würden."[1] Es erfolgte hievon, wie wir wissen, das Gegentheil. Die Kaiserlichen setzten sich nun erst recht fest: wir sahen, in welch engen Bund Clemens mit ihnen trat: unter so veränderten Umständen konnte er eine Hoffnung nicht erfüllen, die er überdieß nur flüchtig angedeutet hatte.[2] Kaum war der Friede von Barcelona geschlossen, so avocirte er den Proceß nach Rom. Die Frau, von der sich Heinrich scheiden wollte, war die Tante des Kaisers; von einem früheren Papst war die Ehe ausdrücklich gut geheißen worden: wie hätte, sobald die Sache einmal in den processualischen Gang vor den Gerichtshöfen der Curie geleitet worden, zumal unter dem immerwährenden Einfluß der Kaiserlichen, die Entscheidung zweifelhaft sein können? Hierauf schlug nun Heinrich den schon ehemals ins Auge gefaßten Weg ohne Weiteres ein. In der Hauptsache, dem Dogma, war und blieb er ohne Zweifel katholisch gesinnt; diese Angelegenheit

1. Aus den Depeschen des Doctor Knight von Orvieto, 1sten und 9ten Januar 1528: Herbert Life of Henry VIII, p. 218.

2. Die ganze Lage erkennt man aus folgender Stelle eines Schreibens des päpstlichen Secretärs Sanga an Campeggi, Viterbo 2 Sept. 1528, in dem Augenblick daß die neapolitanische Unternehmung mißlungen war (ein Erfolg, dessen in dem Briefe gedacht wird) und Campeggi nach England gehen wollte. Come vostra Sign. Rev^{ma} sa, tenendosi N. Signore obligatissimo come fa a quel Seren^{mo} re, nessuna cosa è sì grande della quale non desideri compiacerli, ma bisogna ancora che sua Beatitudine, vedendo l'imperatore vittorioso e sperando in questa vittoria non trovarlo alieno della pace, — non si precipiti a dare all' imperatore causa di nuova rottura, la quale leveria in perpetuo ogni speranza di pace: oltre che al certo metteria S. S^{à} a fuoco et a totale eccidio tutto il suo stato. (Lettere di diversi autori Venetia 1556 p. 39.)

aber, die in Rom so offenbar mit politischen Rücksichten in Verbindung gebracht wurde, rief nun in ihm eine immer lebhaftere Opposition gegen die weltliche Gewalt des Papstthums hervor. Jeden Schritt, der in Rom zu seinem Nachtheile geschah, erwiederte er mit einer Maßregel gegen die Curie: immer förmlicher sagte er sich von derselben los. Als jene endlich im Jahre 1534 ihre definitive Sentenz ergehen ließ, bedachte auch er sich nicht weiter, und sprach die vollständige Trennung seines Reiches von dem Papste aus. So schwach waren bereits die Bande, welche den römischen Stuhl und die verschiedenen Landeskirchen verknüpften, daß es nichts als den Entschluß eines Fürsten bedurfte, um sein Reich von demselben loszureißen.

Diese Ereignisse erfüllten das letzte Lebensjahr Clemens VII. Sie waren ihm um so bitterer, da er nicht ohne alle Schuld daran war, und seine Unfälle in einem qualvollen Zusammenhange mit seinen persönlichen Eigenschaften standen. Und von Tage zu Tage gefährlicher entwickelte sich der Gang der Dinge. Schon drohte Franz I Italien aufs neue anzufallen: er behauptete hiezu zwar nicht die schriftliche, aber doch die mündliche Genehmigung des Papstes erhalten zu haben. Der Kaiser wollte sich nicht länger mit Ausflüchten abweisen lassen, und drang immer nachdrücklicher auf die Einberufung des Conciliums. Häusliche Mißhelligkeiten kamen hinzu: nachdem es so viele Mühe gekostet Florenz zu unterwerfen, mußte der Papst erleben, daß die beiden Neffen, die er hatte, sich über die Herrschaft in dieser Stadt entzweiten und in wilde Feind-

schaft geriethen: die Gedanken die er sich hierüber machte, die Furcht vor den kommenden Dingen, — Schmerz und geheime Qual, sagt Soriano, führten ihn zum Tode.[1]

Glücklich haben wir Leo genannt: vielleicht besser, auf jeden Fall fehlerfreier, thätiger, und im Einzelnen selbst scharfsinniger, aber in alle seinem Thun und Lassen unglückselig war Clemens. Wohl der unheilvollste aller Päpste, die je auf dem römischen Stuhle gesessen. Der Ueberlegenheit feindlicher Kräfte, die ihn von allen Seiten bedrängte, trat er mit einer unsichern, von den Wahrscheinlichkeiten des Augenblicks abhängigen Politik entgegen, die ihn vollends zu Grunde richtete. Die Versuche, eine selbständige weltliche Macht zu bilden, denen sich seine namhaftesten Vorgänger hingegeben, mußte er zu einem ganz entgegengesetzten Erfolge umschlagen sehen: er mußte sich darein finden, daß die, denen er Italien entreißen wollen, ihre Herrschaft daselbst auf immer befestigten. Der große Abfall der Protestanten entwickelte sich unaufhaltsam vor seinen Augen: welches Mittel er auch wider denselben ergreifen mochte, sie trugen alle zu seiner Ausbreitung bei. In Reputation unendlich herabgekommen, ohne geistliche, ohne weltliche Autorität hinterließ er den päpstlichen Stuhl. Jenes Nord-

1. Soriano. L'imperatore non cessava di sollecitar il concilio. — S. M. Christ^ma dimandò che da S. S^à li fussino osservate le promesse essendo le conditioni poste fra loro. Percio S. S^à si pose a grandissimo pensiero, e fu questo dolore et affanno che lo condusse alla morte. Il dolor fu accresciuto dalle pazzie del cardinal de Medici, il quale allora piu che mai intendeva a rinuntiare il capello per la concurrenza alle cose di Fiorenza.

deutschland, das für das Papstthum von jeher so bedeutend war, durch dessen erste Bekehrung vor Zeiten die Macht der Päpste im Abendlande vorzüglich mit begründet worden, — dessen Empörung gegen Kaiser Heinrich IV ihnen zur Vollendung der Hierarchie so große Dienste geleistet hatte, — war wider sie selber aufgestanden. Unser Vaterland hat das unsterbliche Verdienst, das Christenthum in reinerer Gestalt, als es seit den ersten Jahrhunderten bestanden, wiederhergestellt, die wahre Religion wieder entdeckt zu haben. Mit dieser Waffe war es unüberwindlich gerüstet. Seine Ueberzeugungen brachen sich bei allen Nachbarn Bahn. Scandinavien hatten sie bereits eingenommen: wider die Absicht des Königs, aber unter dem Schutze der Maßregeln die er ergriffen, breiteten sie sich in England aus: in der Schweiz erkämpften sie sich, unter wenigen Modificationen, eine unantastbare Existenz: in Frankreich drangen sie vor: in Italien, selbst in Spanien finden wir noch unter Clemens ihre Spuren. Immer näher wälzen sich diese Fluthen heran. In diesen Meinungen lebt eine Kraft, die Jedermann heranzieht und fortreißt. Der Widerstreit geistlicher und weltlicher Interessen, in den sich das Papstthum gesetzt hat, scheint recht dazu gemacht, ihnen die vollständige Herrschaft zu verschaffen.

Zweites Buch.

Anfänge einer Regeneration des Katholicismus.

Nicht erst heutzutage hat die öffentliche Meinung Einfluß in der Welt bekommen: in allen Jahrhunderten des neueren Europa hat sie ein wichtiges Lebenselement ausgemacht. Wer möchte sagen, woher sie entspringt, wie sie sich bildet. Wir dürfen sie als das eigenthümlichste Product unserer Gemeinschaftlichkeit betrachten, als den nächsten Ausdruck der inneren Bewegungen und Umwandelungen des allgemeinen Lebens. Aus geheimen Quellen steigt sie auf und nährt sie sich: ohne vieler Gründe zu bedürfen, durch unwillkürliche Ueberzeugung bemächtigt sie sich der Geister. Aber nur in den äußersten Umrissen ist sie mit sich selber in Uebereinstimmung: in unzähligen größern und kleinern Kreisen wird sie auf eigenthümliche Weise wieder hervorgebracht und auf das mannigfaltigste modificirt. Da ihr dann immer neue Wahrnehmungen und Erfahrungen zuströmen, da es immer selbständige Geister giebt, welche von ihr zwar berührt, aber nicht so geradezu in dem Strome mit fortgerissen, energisch auf sie zurückwirken, so ist sie in unaufhörlicher Metamorphose begriffen: flüchtig, vielgestaltig: mit der Wahrheit und dem Recht zuweilen mehr, zuweilen minder im Einklange: mehr eine Tendenz des Augenblicks als eine fixirte Lehre. Häufig begleitet sie nur das Ereigniß, das sie mit hervorbringt, — bildet und

entwickelt sich daran: dann und wann aber, wenn ihr ein einseitiger Wille, den sie doch nicht übermeistern kann, entgegentritt, schwillt sie zu gewaltsamer Forderung an. Man muß zugestehn, daß sie von den Bedürfnissen, den Mängeln in der Regel ein richtiges Gefühl hat; davon aber, was auszurichten und ins Werk zu setzen wäre, kann sie ihrer Natur nach kein reines festes Bewußtsein hervorbringen. Daher kommt es, daß sie im Laufe der Zeit sogar oft in ihr Gegentheil umschlägt. Sie hat das Papstthum gründen, sie hat es auch auflösen helfen. In den Zeiten, die wir betrachten, war sie einmal völlig profan: sie wurde durchaus geistlich. Bemerkten wir, wie sie sich in ganz Europa dem Protestantismus zuneigte, so werden wir auch sehen, wie sie in einem großen Theile desselben eine andere Farbe empfing.

Gehen wir davon aus, wie sich zunächst die Lehren der Protestanten auch in Italien Bahn machten.

Analogien des Protestantismus in Italien.

Literarische Vereinigungen haben auch in Italien auf wissenschaftliche und künstlerische Entwickelung einen unberechenbaren Einfluß ausgeübt. Bald um einen Fürsten, bald um einen ausgezeichneten Gelehrten, bald um irgend einen literarisch-gesinnten bequem-eingerichteten Privatmann her, zuweilen auch in freier gleicher Geselligkeit bilden sie sich: am meisten pflegen sie werth zu sein, wenn sie frisch und formlos aus dem unmittelbaren Bedürfniß hervorgehen: mit Vergnügen verfolgen wir ihre Spuren.

Zu der nemlichen Zeit, als die protestantische Bewe-

gung in Deutschland hervortrat, erschienen in Italien literarische Reunionen, die eine religiöse Farbe annahmen.

Eben als es unter Leo X der Ton der Gesellschaft geworden war, das Christenthum zu bezweifeln, zu läugnen, erhob sich in geistreicheren Männern, in Solchen, welche die Bildung ihrer Zeit besaßen, ohne sich an dieselbe verloren zu haben, eine Rückwirkung dagegen. Es ist so natürlich, daß sie sich zusammenfanden. Der menschliche Geist bedarf der Beistimmung, wenigstens liebt er sie immer: unentbehrlich aber ist sie ihm in religiösen Ueberzeugungen, deren Grund das tiefste Gemeingefühl ist.

Noch zu Leo's Zeiten wird ein Oratorium der göttlichen Liebe erwähnt, das einige ausgezeichnete Männer in Rom zu gemeinschaftlicher Erbauung gestiftet hatten. In Trastevere, in der Kirche S. Silvestro und Dorotea, unfern von dem Orte, wo man glaubte, daß der Apostel Petrus gewohnt und die ersten Zusammenkünfte der Christen geleitet habe, versammelten sie sich zu Gottesdienst, Predigt und geistlichen Uebungen. Es waren ihrer funfzig bis sechzig. Contarini, Sadolet, Giberto, Caraffa, die nachmals sämmtlich Cardinäle geworden, Gaetano da Thiene, den man canonisirt hat, Lippomano, ein geistlicher Schriftsteller von viel Ruf und Wirksamkeit, und einige andere namhafte Männer waren darunter. Julian Bathi, Pfarrer jener Kirche, diente ihnen zum Mittelpunkt ihrer Vereinigung.[1]

1. Ich schöpfe diese Notiz aus Caracciolo: Vita di Paolo IV MS. Quei pochi huomini da bene ed eruditi prelati che erano in Roma in quel tempo di Leone X, vedendo la città di Roma e tutto il resto d'Italia, dove per la vicinanza alla sede apostolica doveva piu fiorire l'osservanza de' riti, essere cosi maltrat-

Es fehlte viel, daß die Richtung derselben, wie man leicht aus dem Orte der Versammlung schließen könnte, dem Protestantismus entgegengelaufen wäre: sie war ihm vielmehr in gewissem Sinne gleichartig — in der Absicht, dem allgemeinen Verfalle der Kirche durch Erneuerung der Lehre und des Glaubens entgegenzutreten, wovon auch Luther und Melanchthon ausgegangen waren. Sie bestand aus Männern, welche später sehr verschiedene Ansichten entwickelt haben: damals begegneten sie sich in der nemlichen allgemeinen Gesinnung.

Gar bald aber traten bestimmtere und verschiedenartige Tendenzen hervor.

Einem Theile der römischen Gesellschaft begegnen wir nach Verlauf einiger Jahre in Venedig wieder.

Rom war geplündert, Florenz erobert worden, Mailand war fortwährend der Tummelplatz der Kriegsheere gewesen: in diesem allgemeinen Ruin hatte sich Venedig unberührt von den Fremden, von den Kriegsheeren behauptet: es wurde als eine allgemeine Zufluchtsstätte betrachtet. Da fanden sich die zersprengten römischen Literatoren, die florentinischen Patrioten, denen ihr Vaterland auf immer geschlossen war, zusammen. Namentlich in den letzten zeigte sich, wie wir an dem Geschichtschreiber Nardi, dem Uebersetzer der Bibel Bruccioli sehen, nicht ohne Nach-

tato il culto divino, — si unirono in un' oratorio chiamato del divino amore circa sessanta di loro per fare quivi quasi in una torre ogni sforzo per guardare le divine leggi. In der Vita Cajetani Thienaei (AA. SS. Aug. II) c. 1, 7—10 hat dieß Caracciolo wiederholt und noch weiter ausgeführt, jedoch zählt er hier nur funfzig Mitglieder. Die Historia clericorum regularium vulgo Theatinorum von Joseph Silos bestätigt es in vielen Stellen, die in dem Commentarius praevius zu der Vita Cajetani abgedruckt sind.

wirkung der Lehren des Savonarola, eine sehr starke geistliche Richtung. Auch andere Flüchtlinge, wie Reginald Poole, welcher England verlassen hatte, um sich den Neuerungen Heinrichs VIII zu entziehen, theilten dieselbe. In ihren venezianischen Gastfreunden fanden sie ein bereitwilliges Entgegenkommen. Bei Peter Bembo in Padua, der ein offenes Haus hielt, fragte man allerdings am meisten nach gelehrten Sachen, nach ciceronianischem Latein. Tiefer verlor man sich bei dem gelehrten und verständigen Gregorio Cortese, Abt von San Giorgio Maggiore bei Venedig. In die Gebüsche und Lauben von S. Giorgio verlegt Bruccioli einige seiner Gespräche. Unfern Treviso hatte Luigi Priuli seine Villa genannt Treville.[1] Er ist einer der rein ausgebildeten venezianischen Charactere, wie wir ihnen noch heute dann und wann begegnen, voll ruhiger Empfänglichkeit für wahre und große Gefühle und uneigennütziger Freundschaft. Hier beschäftigte man sich hauptsächlich mit geistlichen Studien und Gesprächen. Da war der Benedictiner Marco von Padua, ein Mann von tieferer Frömmigkeit, der es wahrscheinlich ist, an dessen Brüsten Poole Nahrung gesogen zu haben behauptet. Als das Haupt von allen mochte Gaspar Contarini anzusehen sein, von welchem Poole sagt, es sei ihm nichts unbekannt, was der menschliche Geist durch eigene Forschung entdeckt, oder was die göttliche Gnade ihm mitgetheilt habe, und dazu füge er den Schmuck der Tugend.

Fragen wir nun, in welcher Grundansicht diese Män=

1. Epistolae Reginaldi Poli ed. Quirini Tom. II. Diatriba ad epistolas Schelhornii CLXXXIII.

ner sich berührten, so ist das hauptsächlich dieselbe Lehre von der Rechtfertigung, welche in Luther der ganzen protestantischen Bewegung ihren Ursprung gegeben hatte. Contarini schrieb einen eigenen Tractat darüber, den Poole nicht genug zu rühmen weiß. „Du hast", sagt er ihm, „diesen Edelstein hervorgezogen, den die Kirche in halber Verborgenheit bewahrte." Poole selber findet, daß die Schrift in ihrem tieferen Zusammenhange nichts als diese Lehre predige: er preist seinen Freund glücklich, daß er diese „heilige, fruchtbringende, unentbehrliche Wahrheit" ans Licht zu bringen angefangen.[1] Zu dem Kreise von Freunden, der sich an sie anschloß, gehörte M. A. Flaminio. Er wohnte eine Zeitlang bei Poole: Contarini wollte ihn mit nach Deutschland nehmen. Man höre, wie entschieden er jene Lehre verkündigt. „Das Evangelium," sagt er in einem seiner Briefe,[2] „ist nichts anderes als die glückliche Neuigkeit, daß der eingeborne Sohn Gottes, mit unserm Fleisch bekleidet, der Gerechtigkeit des ewigen Vaters für uns genug gethan hat. Wer dieß glaubt, geht in das Reich Gottes ein: er genießt die allgemeine Vergebung: er wird von einer fleischlichen Creatur eine geistliche, von einem Kind des Zorns ein Kind der Gnade: er lebt in einem süßen Frieden des Gewissens." Man kann sich hierüber kaum lutherisch-rechtgläubiger ausdrücken.

Ganz wie eine literarische Meinung oder Tendenz breitete sich diese Ueberzeugung über einen großen Theil von Italien aus.[3]

1. Epistolae Poli Tom. III, p. 57.

2. An Theodorina Sauli 12 Febr. 1542. Lettere volgari (Raccolta del Manuzio) Vinegia 1553, II, 43.

3. Unter andern ist das Schreiben Sadolets an Contarini (Epi-

Bemerkenswürdig ist es doch, wie so plötzlich der Streit über eine Meinung, von der früher nur dann und wann, in den Schulen die Rede war, ein Jahrhundert einnehmen und erfüllen, die Thätigkeit aller Geister desselben herausfordern kann. In dem sechzehnten Jahrhundert brachte die Lehre von der Rechtfertigung die größten Bewegungen, Entzweiungen, ja Umwälzungen hervor. Man möchte sagen, es sei im Gegensatz gegen die Verweltlichung des kirchlichen Institutes, welches die unmittelbare Beziehung des Menschen zu Gott fast ganz verloren hatte, geschehen, daß eine so transcendentale, das tiefste Geheimniß dieses Verhältnisses anbetreffende Frage die allgemeine Beschäftigung der Geister wurde.

Selbst in dem lebenslustigen Neapel ward sie, und zwar von einem Spanier, einem Secretär des Vicekönigs, Johann Valdez, verbreitet. Die Schriften des Valdez sind leider ganz verschollen: darüber aber, was die Gegner an ihm tadelten, haben wir ein sehr bestimmtes Zeugniß. Um das Jahr 1540 kam ein kleines Buch „von der Wohlthat Christi“ in Umlauf, welches, wie sich ein Bericht der Inquisition ausdrückt, „auf einschmeichelnde Weise von der Rechtfertigung handelte, Werke und Verdienste herabsetzte, dem Glauben allein alles zuschrieb, und weil eben

stolae Sadoleti Lib. IX, p. 365) über seinen Commentar an die Römer sehr merkwürdig: „in quibus commentariis,“ sagt Sadolet, „mortis et crucis Christi mysterium totum aperire atque illustrare sum conatus.“ Doch hatte er Contarini nicht ganz befriedigt. Auch war er nicht ganz einer Meinung mit demselben. Er verspricht indeß in die neue Ausgabe eine deutliche Erklärung über Erbsünde und Gnade aufzunehmen: „de hoc ipso morbo naturae nostrae et de reparatione arbitrii nostri a spiritu sancto facta.“

dieß der Punkt war, an dem damals viele Prälaten und Klosterbrüder anstießen, eine ungemeine Verbreitung fand." Man hat dem Autor dieses Buches öfter nachgefragt. Jener Bericht bezeichnet ihn mit Bestimmtheit. „Es war", sagt derselbe, „ein Mönch von San Severino, ein Schüler des Valdez: Flaminio hat es revidirt."[1] Auf einen Schüler und einen Freund des Valdez führt sich demnach

1. Schelhorn, Gerdesius und Andere, auch Tiraboschi, haben dieß Buch dem Aonius Palearius zugeschrieben, der in einer Rede vor dem Senat von Siena 1542 sagt: Ex Christi morte quanta commoda sint allata humano generi cum hoc anno Tusce scripsissem etc. Das Compendium der Inquisitoren, das ich in Caracciolo Vita di Paolo IV MS fand, drückt sich dagegen folgendergestalt aus: Quel libro del beneficio di Christo, fu il suo autore un monaco di Sanseverino in Napoli discepolo del Valdes, fu revisore di detto libro il Flaminio, fu stampato molte volte ma particolarmente a Modena de mandato Moroni, ingannò molti, perche trattava della giustificatione con dolce modo ma hereticamente. — Hier ist ein gutes Zeugniß mit einem andern in Widerstreit. Da die Worte des Palearius das Buch doch nicht dergestalt bezeichnen, daß nicht auch eines von ähnlichem Inhalt und Titel gemeint sein könnte, da Palearius sagt, er sei noch das nemliche Jahr darüber in Anspruch genommen worden, das Compendium der Inquisitoren dagegen sich unzweifelhaft ausdrückt und hinzufügt: quel libro fu da molti approbato, solo in Verona fu conosciuto e reprobato, dopo molti anni fu posto nell' indice, — so habe ich die Meinung jener Gelehrten doch für irrig halten, der Angabe der Inquisitoren folgen zu müssen geglaubt. Aber ich läugne nicht, daß auch diese sich irren konnten. Das Buch ist in seiner Ursprache, italienisch, vergeblich gesucht worden. Aber es war ins Französische und aus dem Französischen in den siebziger Jahren des sechzehnten Jahrhunderts ins Englische übersetzt worden. Diese Uebersetzung: The benefit of Christ's death ist in der Ausgabe von 1638 wieder aufgefunden, und von der Religious tracts Society vor einigen Jahren wieder gedruckt worden. Die Streitfrage über die Autorschaft wird dadurch nicht entschieden. Enquire not of the author, heißt es in der Vorrede, he is unknown. Wie damals, so ist auch jetzt das Büchlein zu unmittelbarer Erbauung bestimmt worden.

dieses Buch zurück, das in der That einen unglaublichen Succeß hatte, und die Lehre von der Rechtfertigung auf eine Zeitlang in Italien populär machte. Dabei war jedoch die Tendenz des Valdez nicht ausschließend theologisch, wie er denn ein bedeutendes weltliches Amt bekleidete; er hat keine Secte gestiftet, aus einer liberalen Beschäftigung mit dem Christenthume war dieses Buch hervorgegangen. Mit Wonne dachten seine Freunde an die schönen Tage, die sie mit ihm an der Chiaja und dem Posilippo genossen hatten, dort bei Neapel, „wo die Natur in ihrer Pracht sich gefällt und lächelt.“ Valdez war sanft, angenehm, nicht ohne Schwung des Geistes. „Ein Theil seiner Seele,“ sagen seine Freunde von ihm, „reichte hin, seinen schwachen magern Körper zu beleben: mit dem größern Theil, dem ungetrübten hellen Verstand, war er immer zur Betrachtung der Wahrheit erhoben.“

Bei dem Adel und den Gelehrten von Neapel hatte Valdez außerordentlichen Einfluß: lebhaften Antheil an dieser religiös geistigen Bewegung nahmen auch die Frauen.

Unter andern Vittoria Colonna. Nach dem Tode ihres Gemahls Pescara hatte sie sich ganz den Studien hingegeben. In ihren Gedichten, wie in ihren Briefen, ist eine selbstgefühlte Moral, eine ungeheuchelte Religion. Wie schön tröstet sie eine Freundin über den Tod ihres Bruders, „dessen friedfertiger Geist in den ewigen wahren Frieden eingegegangen: sie müsse nicht klagen, da sie nun mit ihm reden könne, ohne daß seine Abwesenheit, wie sonst so häufig, sie hindere von ihm verstanden zu werden.“[1]

1. Lettere volgari I, 92. Lettere di diversi autori p. 604. Besonders die erste eine sehr nützliche Sammlung.

Poole und Contarini gehörten zu ihren vertrautesten Freunden. Ich sollte nicht glauben, daß sie sich geistlichen Uebungen auf klösterliche Weise unterzogen habe. Mit vieler Naivetät schreibt ihr wenigstens Aretin: „ihre Meinung sei gewiß nicht, daß es auf das Verstummen der Zunge, das Niederschlagen der Augen, die rauhe Kleidung ankomme, sondern auf die reine Seele.“

Ueberhaupt war das Haus Colonna, namentlich Vespasiano Herzog zu Palliano, und dessen Gemahlin Julia Gonzaga, dieselbe, die für die schönste Frau in Italien gegolten hat, dieser Bewegung gewogen. Ein Buch des Valdez war der Julia gewidmet.

Aber überdieß hatte diese Lehre in den mittlern Ständen einen ungemeinen Fortgang. Der Bericht der Inquisition scheint fast zu übertreiben, wenn er 3000 Schullehrer zählen will, die derselben angehangen. Doch auch eine mindere Anzahl, wie tief mußte sie auf Jugend und Volk wirken!

Um nicht viel geringer mochte die Theilnahme sein, die diese Lehre in Modena fand. Der Bischof selbst, Morone, ein genauer Freund von Poole und Contarini, begünstigte sie: auf sein ausdrückliches Geheiß ward das Buch von der Wohlthat Christi gedruckt und in vielen Exemplaren verbreitet; sein Capellan, Don Girolamo da Modena, war der Vorsteher einer Akademie, in welcher die nemlichen Grundsätze herrschten.[1]

1. In Schelhorns Amoenitatt. literar. tom. XII, p. 564 findet man die articuli contra Moronum, welche Vergerio im Jahre 1558 herausgab, wieder abgedruckt, in denen auch diese Beschuldigungen nicht fehlen. Die genauern Notizen nahm ich aus dem Compendium der Inquisitoren.

Es ist von Zeit zu Zeit von den Protestanten in Italien die Rede gewesen, und wir haben schon mehrere Namen genannt, die in den Verzeichnissen derselben vorkommen. Und gewiß hatten in diesen Männern einige Meinungen Wurzel gefaßt, welche in Deutschland herrschend wurden: sie suchten die Lehre auf das Zeugniß der Schrift zu gründen, in dem Artikel von der Rechtfertigung streiften sie nahe an die lutherische Auffassung hin. Allein daß sie dieselbe auch in allen andern Stücken getheilt hätten, kann man nicht sagen: allzutief war das Gefühl der Einheit der Kirche, die Verehrung für den Papst ihren Gemüthern eingeprägt, und gar manche katholische Gebräuche hingen zu genau mit der nationalen Sinnesweise zusammen, als daß man sich so leicht von ihnen entfernt hätte.

Flaminio verfaßte eine Psalmenerklärung, deren dogmatischer Inhalt von protestantischen Schriftstellern gebilligt worden ist: aber eben dieselbe versah er mit einer Zueignung, in welcher er den Papst „den Wächter und Fürsten aller Heiligkeit, den Statthalter Gottes auf Erden" nannte.

Giovan Battista Folengo schreibt die Rechtfertigung allein der Gnade zu: er redet sogar von dem Nutzen der Sünde, was nicht weit von der Schädlichkeit der guten Werke entfernt ist: lebhaft eifert er wider das Vertrauen auf Fasten, häufiges Gebet, Messe und Beichte, ja auf den Priesterstand selber, Tonsur und Mitra;[1] dennoch ist er in dem nemlichen Benedictinerkloster, in welchem er

1. Ad Psalm. 67, f. 246. Man findet einen Auszug aus diesen Erklärungen in des Gerdesius Italia reformata p. 257—261.

in seinem sechzehnten Jahre eingekleidet worden, ungefähr in dem sechzigsten ruhig gestorben.[1]

Nicht viel anders stand es lange Zeit mit Bernardino Ochino. Glauben wir seinen eigenen Worten, so war es von Anfang ein tiefes Verlangen, wie er sich ausdrückt, „nach dem himmlischen Paradiese, das durch die göttliche Gnade erworben wird," was ihn dahin brachte Franciscaner zu werden. Sein Eifer war so gründlich, daß er gar bald zu den strengeren Bußübungen der Capuziner übertrat. In dem dritten und noch einmal in dem vierten Capitel dieses Ordens ward er zum General desselben ernannt: ein Amt, das er mit außerordentlichem Beifall verwaltete. So streng aber auch sein Leben war, — er ging immer zu Fuß: er schlief auf seinem Mantel: nie trank er Wein: auch andern schärfte er vor allem das Gebot der Armuth ein, als das vornehmste Mittel die evangelische Vollkommenheit zu erwerben, — so ward er doch nach und nach von dem Lehrsatz der Rechtfertigung durch die Gnade überzeugt und durchdrungen. Auf das eindringlichste trug er sie in dem Beichtstuhl und auf der Kanzel vor. „Ich eröffnete ihm mein Herz," sagt Bembo, „wie ich es vor Christo selber thun würde: mir kam es vor, als hätte ich nie einen heiligeren Mann gesehen." Zu seinen Predigten strömten die Städte zusammen: die Kirchen waren zu klein: die Gelehrten und das Volk, beide Geschlechter, alt und jung, alle wurden befriedigt. Seine rauhe Kleidung, sein bis auf die Brust herabhängender Bart,

1. Thuani Historiae ad a. 1559. I, 473.

seine grauen Haare, sein bleiches mageres Gesicht und die Schwäche die von seinem hartnäckigen Fasten herkam, gaben ihm den Ausdruck eines Heiligen.[1]

Und so gab es noch eine Linie innerhalb des Katholicismus, welche von den Analogien der neuen Meinungen nicht überschritten wurde. Mit Priesterthum und Mönchswesen setzte man sich in Italien nicht geradezu in Streit: das Primat des Papstes anzugreifen, war man weit entfernt. Wie hätte auch z. B. ein Poole nicht daran festhalten sollen, nachdem er aus England geflüchtet war, um nicht in seinem Könige das Haupt der englischen Kirche verehren zu müssen? Sie meinten, wie Ottonel Vida, ein Schüler Vergerio's, diesem selber erklärt, „in der christlichen Kirche habe jeder sein Amt: der Bischof die Seelsorge der Einwohner seiner Diöces, die er vor der Welt und dem Bösen zu beschützen habe: der Metropolitan müsse darauf achten, daß von den Bischöfen Residenz gehalten werde: die Metropolitane seien dann wieder dem Papst unterworfen, dem die allgemeine Verwaltung der Kirche aufgetragen sei, die er mit heiligem Geiste leiten solle. Seines Amtes müsse ein Jeder warten.“[2] Die Absonderung von der Kirche hielten diese Männer für das äußerste Uebel. Isidoro Clario, ein Mann, der mit Hülfe protestantischer Arbeiten die Vulgata verbessert und dazu eine Einleitung geschrieben hat, welche einer Expurgation unterworfen wor-

1. Boverio: Annali di frati minori Capuccini I, 375. Gratiani: Vie de Commendone p. 143.

2. Ottonello Vida Dot. al Vescovo Vergerio; lettere volgari I, 80.

den ist, mahnte die Protestanten in einer eigenen Schrift von einem solchen Vorhaben ab. „Kein Verderben," sagt er, „könne so groß sein, um zu einem Abfall von dem geheiligten Verein zu berechtigen. Sei es nicht besser, dasjenige, was man habe, zu restauriren, als sich unsicheren Versuchen, etwas anderes hervorzubringen, anzuvertrauen? Nur darauf solle man sinnen, wie das alte Institut zu verbessern und von seinen Fehlern zu befreien sei."

Unter diesen Modificationen gab es eine große Anzahl von Anhängern der neuen Lehre in Italien. Antonio dei Pagliarici zu Siena, der selbst für den Urheber des Buchs von der Wohlthat Christi gehalten worden, Carnesecchi aus Florenz, welcher als ein Anhänger und Verbreiter desselben in Anspruch genommen ward, Giovan Battista Rotto zu Bologna, welcher an Morone, Poole und Vittoria Colonna Beschützer hatte und Mittel fand die Aermsten unter seinen Anhängern mit Geld zu unterstützen, Fra Antonio von Volterra, und fast in jeder Stadt von Italien irgend ein bedeutender Mensch, schlossen sich ihr an.[1] Es war Eine Meinung, entschieden religiös, kirchlich gemäßigt, welche das ganze Land von einem Ende bis zu dem andern in allen Kreisen in Bewegung setzte.

1. Der Auszug aus dem Compendium der Inquisitoren ist hierüber unsere Quelle: „Bologna," heißt es da, „fu in molti pericoli, perche vi furono heretici principali, fra quali fu un Gio B^a Rotto, il quale haveva amicizia et appoggio di persone potentissime, come di Morone, Polo, Marchesa di Pescara, e raccoglieva danari a tutto suo potere e gli compartiva tra gli heretici occulti e poveri che stavano in Bologna, abjurò poi nelle mani del padre Salmerone (des Jesuiten) per ordine del legato di Bologna" (Compend. fol. 9, c. 94). So werden alle Städte durchgegangen.

Versuche innerer Reformen und einer Aussöhnung mit den Protestanten.

Man legt Poole die Aeußerung in den Mund, der Mensch habe sich mit der inneren Einsicht zu begnügen, ohne sich viel darum zu kümmern, ob es in der Kirche Irrthümer und Mißbräuche gebe.[1] Aber gerade von einer Seite, der er selber angehörte, kam der erste Versuch einer Verbesserung.

Es ist vielleicht die rühmlichste That Pauls III, mit der er gleich seine Thronbesteigung bezeichnete, daß er einige ausgezeichnete Männer, ohne andere Rücksicht als auf ihr Verdienst, in das Collegium der Cardinäle berief. Mit jenem Venezianer Contarini begann er, und dieser soll die übrigen in Vorschlag gebracht haben. Es waren Männer von unbescholtenen Sitten, die im Rufe von Gelehrsamkeit und Frömmigkeit standen, denen die Bedürfnisse der verschiedenen Länder bekannt sein mußten: Caraffa, der sich lange in Spanien und den Niederlanden aufgehalten: Sadolet, Bischof zu Carpentras in Frankreich: Poole, flüchtig aus England: Giberto, der, nachdem er lange an der Leitung der allgemeinen Angelegenheiten Theil gehabt, sein Bisthum Verona musterhaft verwaltete: Federigo Fregoso, Erzbischof von Salerno: fast alle, wie wir sehen, Mitglieder jenes Oratorium der göttlichen Liebe:

1. Stelle aus Atanagi bei M'Crie: Reformation in Italien. D. Uebers. S. 172.

mehrere in der nach dem Protestantismus neigenden religiösen Richtung.[1]

Eben diese Cardinäle waren es nun, welche auf Befehl des Papstes einen Entwurf kirchlicher Reformen ausarbeiteten. Er wurde den Protestanten bekannt und sie haben ihn nicht ohne Wegwerfung verspottet. Sie freilich waren indessen um vieles weiter geschritten. Aber für die katholische Kirche lag, es ist schwerlich zu läugnen, eine außerordentliche Bedeutung darin, daß man das Uebel in Rom selbst angriff, daß man einem Papst gegenüber den Päpsten vorwarf, wie es in dem Eingange zu dieser Schrift heißt, „sich häufig Diener gewählt zu haben, nicht um von ihnen zu lernen, was ihre Pflicht erheische, sondern um sich das für erlaubt erklären zu lassen, wonach ihre Begierden getrachtet,“ daß man einen solchen Mißbrauch der höchsten Gewalt für die vornehmste Quelle des Verderbens erklärte.[2]

Und hiebei blieb man nicht stehen. Es sind einige kleine Schriften von Gaspar Contarini übrig, in denen er vor allen denjenigen Mißbräuchen, welche der Curie Gewinn brachten, den lebhaftesten Krieg macht. Den Gebrauch der Compositionen — daß man nemlich für die Verleihung selbst geistlicher Gnaden sich Geld zahlen ließ —

1. Vita Reginaldi Poli in der Ausgabe der Briefe desselben von Quirini tom. I, p. 12. Florebelli de vita Jacobi Sadoleti commentarius vor den Epp. Sadoleti Col. 1590 vol. 3.

2. Es ist das schon angeführte Consilium delectorum Cardinalium et aliorum praelatorum de emendanda ecclesia. Von Contarini, Caraffa, Sadolet, Poole, Fregoso, Giberto, Cortese und Aleander unterzeichnet.

erklärt er für Simonie, die man für eine Art von Ketzerei halten könne. Man fand es übel gethan, daß er frühere Päpste tadle. „Wie," ruft er aus, „sollen wir uns so sehr um den Namen von drei, vier Päpsten kümmern, und nicht lieber verbessern was verunstaltet ist, und uns selber einen guten Namen erwerben? In der That, es wäre viel gefordert, alle Thaten aller Päpste zu vertheidigen!" Den Mißbrauch der Dispensationen greift er auf das ernstlichste, nachdrücklichste an. Er findet es götzendienerisch, zu sagen, was wirklich behauptet wurde, der Papst habe für Festsetzung und Aufhebung des positiven Rechts keine andere Norm als seinen Willen. Es ist der Mühe werth, ihn hierüber zu hören. „Christi Gesetz," sagt er, „ist ein Gesetz der Freiheit und verbietet eine so grobe Knechtschaft, welche die Lutheraner ganz Recht hätten mit der babylonischen Gefangenschaft zu vergleichen. Aber auch überdieß kann wohl das eine Regierung heißen, deren Regel der Wille eines Menschen ist, der von Natur zum Bösen neigt und von unzähligen Affecten bewegt wird? Nein! alle Herrschaft ist eine Herrschaft der Vernunft. Sie hat den Zweck, diejenigen, die ihr unterworfen sind, durch die rechten Mittel zu ihrem Ziele, dem Glück zu führen. Auch die Autorität des Papstes ist eine Herrschaft der Vernunft: Gott hat sie dem heiligen Peter und dessen Nachfolgern verliehen, um die ihnen anvertraute Heerde zur ewigen Seligkeit zu leiten. Ein Papst muß wissen, daß es freie Menschen sind, über die er sie ausübt. Nicht nach Belieben soll er befehlen oder verbieten oder dispensiren, sondern nach der Regel der Vernunft, der

göttlichen Gebote und der Liebe: einer Regel, die alles auf Gott und das gemeine Beste bezieht. Denn nicht die Willkür giebt die positiven Gesetze. Sie werden gegeben, indem man das natürliche Recht und die göttlichen Gebote mit den Umständen zusammenhält; nur nach denselben Gesetzen und der unabweislichen Forderung der Dinge können sie geändert werden." — „Deine Heiligkeit," ruft er Paul III zu, „trage Sorge, von dieser Regel nicht abzuweichen. Wende dich nicht zu der Ohnmacht des Willens, welche das Böse wählt, zu der Knechtschaft die der Sünde dient. Dann wirst du mächtig, dann frei werden: dann wird in dir das Leben der christlichen Republik enthalten sein."[1]

Ein Versuch, wie wir sehen, ein rationelles Papstthum zu gründen. Um so merkwürdiger, weil es von derselben Lehre über die Justification und den freien Willen ausgeht, die dem protestantischen Abfall zur Grundlage gedient hat. Wir vermuthen dieß nicht allein, weil Contarini diese Meinungen hegte: er sagt es ausdrücklich. Er führt aus, daß der Mensch zum Bösen neige: dieß komme von der Ohnmacht des Willens her, welcher sobald er sich zu dem Bösen wende, mehr im Leiden als im Thun begriffen sei: nur durch Christi Gnade werde er frei. Er erkennt demnach wohl die päpstliche Gewalt an, doch fordert er von ihr die Richtung auf Gott und das allgemeine Beste.

1. G. Contarini Cardinalis ad Paulum III P. M. de potestate pontificis in compositionibus. Gedruckt bei Roccaberti Bibliotheca Pontificia Maxima tom. XIII. In meinen Händen ist noch ein Tractatus de compositionibus datarii Rev[mi] D. Gasparis Contareni, 1536, von dem ich nicht finden kann, daß er irgendwo gedruckt sei.

Contarini legte seine Schriften dem Papste vor. Im November 1538 fuhr er mit ihm an einem heitern Tage nach Ostia. „Da auf dem Wege," schreibt er an Poole, „hat mich dieser unser gute Alte bei Seite genommen und mit mir allein über die Reform der Compositionen geredet. Er sagte, den kleinen Aufsatz, den ich darüber geschrieben, habe er bei sich, und in den Morgenstunden habe er ihn gelesen. Ich hatte bereits alle Hoffnung aufgegeben. Jetzt hat er aber so christlich mit mir geredet, daß ich neue Hoffnung gefaßt habe, Gott werde etwas Großes ausrichten und die Pforten der Hölle seinen Geist nicht überwältigen lassen."[1]

Es ist leicht zu erachten, daß eine durchgreifende Verbesserung der Mißbräuche, an die sich so viel persönliche Rechte und Ansprüche, so viele Gewohnheiten des Lebens knüpften, das Schwerste von allem war, was man unternehmen konnte. Indeß schien Papst Paul nach und nach ernstlich daran gehen zu wollen.

So ernannte er Commissionen zur Ausführung der Reformen[2] — für Kammer, Ruota, Canzlei und Penitenziaria; auch Giberto berief er wieder zu sich. Es erschienen reformatorische Bullen; zu dem allgemeinen Concilium, das Papst Clemens so sehr gefürchtet und geflohen hatte, das auch Paul III in seinen Privatverhältnissen manchen Anlaß finden konnte zu vermeiden, machte man Anstalt.

1. Gaspar C. Contarenus Reginaldo C. Polo. Ex ostiis Tiberinis XI Nov. 1538. (Epp. Poli II, 142.)

2. Acta consistorialia (6. Aug. 1540) bei Reinaldus Annales ecclesiastici Tom. XXI, p. 146.

Wie nun, wenn in der That die Verbesserungen Statt fanden, der römische Hof sich reformirte, die Mißbräuche der Verfassung abgestellt wurden? Wenn dann das nemliche Dogma, von welchem Luther ausgegangen, das Prinzip einer Erneuerung in Leben und Lehre ward? Wäre da nicht eine Aussöhnung möglich gewesen? Denn auch die Protestanten rissen sich nur langsam und widerstrebend von der Einheit der Kirche los.

Vielen schien es möglich: auf die Religionsgespräche setzten nicht Wenige eine ernstliche Hoffnung.

Der Theorie nach hätte sie der Papst nicht billigen sollen, da man darin nicht ohne Einwirkung der weltlichen Gewalt Religionsstreitigkeiten zu entscheiden suchte, über die er selber das oberste Erkenntniß in Anspruch nahm. Auch verwahrte er sich wohl; jedoch ließ er sie vor sich gehen und sendete seine Abgeordneten dazu.

Er ging dabei mit vieler Behutsamkeit zu Werke: er wählte immer gemäßigte Männer: Leute die später in vielen Fällen selbst in den Verdacht des Protestantismus gerathen sind. Für ihr Leben und politisches Verhalten gab er ihnen überdieß verständige Anweisungen.

Als er z. B. Morone, der noch jung war, im Jahre 1536 nach Deutschland schickte, versäumte er nicht, ihm anzuempfehlen, „er solle keine Schulden machen, in den angewiesenen Herbergen bezahlen, sich ohne Luxus, so wie ohne Armseligkeit kleiden: zwar die Kirche besuchen, aber ja ohne den Schein der Heuchelei.“ Er sollte die römische Reform, von der so viel die Rede gewesen, in seiner Person darstellen: eine durch Heiterkeit gemäßigte Würde

empfahl man ihm an.[1] Im Jahre 1540 hatte der Bischof von Wien zu einem äußersten Schritte gerathen. Man sollte, meinte derselbe, den Neugläubigen die für ketzerisch erklärten Artikel Luthers und Melanchthons vorlegen, und sie kurzweg fragen, ob sie von denselben abzustehen geneigt seien. Zu einer solchen Maßregel jedoch wies der Papst seinen Nunzius mit nichten an. „Sie würden eher sterben, fürchten wir," sagt er, „als einen solchen Widerruf leisten."[2] Er wünscht nur, eine Hoffnung der Aussöhnung zu sehen. Bei dem ersten Strahl derselben will er eine nicht beleidigende Formel senden, die von weisen und würdigen Männern bereits hiezu entworfen worden. „Wäre es doch schon dahin! Kaum dürfen wir es erwarten!"

Niemals aber war man näher bei einander als bei dem Regensburger Gespräch im Jahre 1541. Die politischen Verhältnisse lagen ausnehmend vortheilhaft. Der Kaiser, welcher sich der Kraft des Reiches zu einem Türkenkrieg oder wider Frankreich zu bedienen hatte, wünschte nichts dringender als eine Aussöhnung. Er wählte die verständigsten, gemäßigtsten Männer unter den katholischen Theologen, Gropper und Julius Pflug, zu dem Gespräch

1. Instructio pro causa fidei et concilii data episcopo Mutinae 24. Oct. 1536 MS.

2. Instructiones pro Rev^mo^ D. ep. Mutinensi apostolico nuncio interfuturo conventui Germanorum Spirae 12 Maji 1540 celebrando. „Timendum est atque adeo certo sciendum, ista quae in his articulis pie et prudenter continentur non solum fretos salvo conductu esse eos recusaturos, verum etiam ubi mors praesens immineret, illam potius praeelecturos."

aus. Auf der andern Seite stand Landgraf Philipp wieder gut mit Oestreich: er hoffte die oberste Anführung in dem Kriege, zu dem man sich rüstete, zu erhalten: mit Bewunderung und Vergnügen sah ihn der Kaiser auf seinem prächtigen Hengst, kräftig wie der, in Regensburg einreiten. Der friedfertige Bucer, der beugsame Melanchthon erschienen von der protestantischen Seite.

Wie sehr auch der Papst einen glücklichen Erfolg wünsche, zeigte schon die Wahl des Legaten, den er sendete, eben jenes Gaspar Contarini, den wir in die neue Richtung, welche Italien genommen, so tief verflochten, den wir bei dem Entwurfe allgemeiner Reformen so thätig gesehen. Jetzt trat er in eine noch bedeutendere Stelle, in die Mitte zwischen zwei Meinungen und Parteien welche die Welt spalteten: in einem vortheilhaften Moment: mit dem Auftrag und der Aussicht sie zu versöhnen; — eine Stelle, die uns wenn nicht die Pflicht auflegt, doch die Erlaubniß giebt seine Persönlichkeit näher zu betrachten.

Messer Gaspar Contarini, der älteste Sohn aus einem adlichen Hause in Venedig, das nach der Levante handelte, hatte sich besonders philosophischen Studien gewidmet. Es ist nicht unmerkwürdig, wie er dieß that. Er bestimmte den Tag drei Stunden für die eigentlichen Studien: nie wandte er weniger, nie auch mehr darauf: er begann alle Mal mit genauer Wiederholung: er brachte es in jeder Disciplin bis zu ihrem Ende: nie übersprang er eine.[1]

1. Joannis Casae Vita Gasparis Contarini: in Jo. Casae Monimentis latinis ed. Hal. 1708. p. 88.

Von den Subtilitäten der Ausleger des Aristoteles ließ er sich nicht zu ähnlichen Spitzfindigkeiten fortreißen: er fand, nichts sei scharfsinniger als die Unwahrheit.

Er zeigte das entschiedenste Talent, doch noch größere Festigkeit. Nach dem Schmuck der Rede trachtete er nicht: er drückte sich einfach aus, wie die Sache es forderte.

Wie die Natur in regelrechter Folge hervorbringt, Jahresring an Jahresring reihend, so entwickelte er sich.

Als er, in ziemlich jungen Jahren, in den Rath der Pregadi, den Senat seiner Vaterstadt, aufgenommen ward, wagte er eine Zeitlang nicht zu sprechen: er hätte es gewünscht, er hätte etwas zu sagen gehabt; doch konnte er sich das Herz nicht fassen; als er es endlich über sich gewann, sprach er, zwar weder sehr anmuthig, noch witzig, noch heftig und lebhaft, aber so einfach und gründlich, daß er sich das größte Ansehen verschaffte.

In die bewegtesten Zeiten war er gefallen. Er erlebte wie seine Vaterstadt ihr Gebiet verlor, und trug selbst dazu bei, daß sie es wieder erwarb. Bei der ersten Ankunft Carls V in Deutschland ward er als Gesandter an ihn geschickt; hier nahm er den Anfang der Kirchentrennung wahr. Er langte mit demselben in Spanien an, als das Schiff Vittoria von der ersten Weltumsegelung zurückkam:[1] das Räthsel, daß es einen Tag später eintraf, als es nach seinem Tagebuche hätte geschehen sollen, wußte er, so viel ich finde, zuerst zu lösen. Den Papst, zu dem er nach

1. Beccatello: Vita del C. Contarini (Epp. Poli III) p. CIII. Es giebt auch eine besondere Ausgabe, die aber nur aus dem Bande der Briefe herausgenommen ist und dieselben Seitenzahlen hat.

der Eroberung von Rom abgeordnet wurde, half er mit dem Kaiser versöhnen. Von seiner treffenden, eindringenden Ansicht der Welt und seiner wohlverstandenen Vaterlandsliebe ist das Büchelchen über die venezianische Verfassung — ein sehr unterrichtetes und wohl gefaßtes Werkchen — und sind die Relazionen über seine Gesandtschaften, welche sich hie und da handschriftlich finden, helle Zeugnisse.[1]

Eines Sonntags, im Jahre 1535, als gerade der große Rath versammelt war und Contarini, der indeß in die wichtigsten Aemter gekommen, bei den Wahlurnen saß, traf die Nachricht ein, Papst Paul, den er nicht kannte, zu dem er keinerlei Verhältniß hatte, habe ihn zum Cardinal ernannt. Alles eilte herbei, um ihn, den Ueberraschten, der es nicht glauben wollte, zu beglückwünschen. Aluise Mocenigo, der ihm bisher in den Staatsgeschäften die Widerpart gehalten, rief aus, die Republik verliere ihren besten Bürger.[2]

Für ihn jedoch hatte dieß ehrenvolle Glück auch eine minder erfreuliche Seite. Sollte er die freie Vaterstadt verlassen, die ihm ihre höchsten Würden und auf jeden Fall einen Wirkungskreis in völliger Gleichheit mit den Häuptern des Staates darbot, um in den Dienst eines

1. Die erste ist von 1525, die andere von 1530. Vornehmlich ist die erste für die frühere Zeit Carls V sehr wichtig. Ich habe von derselben weder in Wien noch Venedig eine Spur gefunden. In Rom entdeckte ich ein Exemplar: ein anderes habe ich nie zu sehen bekommen.

2. Daniel Barbaro an Domenico Veniero: Lettere volgari I, 3.

oft leidenschaftlichen, durch keine bindenden Gesetze eingeschränkten Papst zu treten? Sollte er sich aus seiner altväterischen Republik entfernen, deren Sitten den seinen entsprachen, um sich in dem Luxus und Glanz des römischen Hofes mit den übrigen zu messen? Hauptsächlich hat ihn, wie man versichert, die Betrachtung, daß in so schwierigen Zeiten das Beispiel der Verachtung einer so hohen Würde eine schädliche Wirkung haben werde, dazu bestimmt sie anzunehmen.[1]

Den ganzen Eifer nun, den er bisher seiner Vaterstadt gewidmet, wandte er seitdem auf die allgemeinen Angelegenheiten der Kirche. Oft hatte er die Cardinäle gegen sich, die es seltsam fanden, daß ein kaum Angekommener, ein Venezianer den römischen Hof reformiren wolle: zuweilen auch den Papst. Er widersetzte sich einst der Ernennung eines Cardinals. „Wir wissen," sagte der Papst, „wie man in diesen Gewässern schifft: die Cardinäle lieben es nicht, daß ihnen ein anderer an Ehre gleich werde." Betroffen sagte Contarini: „ich glaube nicht, daß der Cardinalshut meine größte Ehre ist".

Auch hier behauptete er sich in seiner Strenge, Einfachheit, Thätigkeit: in der Würde und Milde seiner Gesinnung.

Die Natur läßt das einfach gegliederte Gewächs nicht ohne den Schmuck der Blüthe, in dem sein Dasein athmet und sich mittheilt. In dem Menschen ist es die Gesinnung, welche von allen höheren Kräften seines Lebens zusammen hervorgebracht wird, und ihm dann seine moralische Hal-

1. Casa p. 102.

tung, seiner Erscheinung ihren Ausdruck verleiht. In Contarini war es Milde: innere Wahrheit: keusche Sittlichkeit: besonders die tiefere religiöse Ueberzeugung, die den Menschen beglückt, indem sie ihn erleuchtet.

Voll von dieser Gesinnung, gemäßigt, mit den Protestanten in dem wichtigsten Lehrstück fast von der gleichen Ansicht, erschien Contarini in Deutschland; mit einer Regeneration der Lehre von eben diesem Punkte aus, und der Abstellung der Mißbräuche, hoffte er die Spaltung beilegen zu können.

Ob sie aber nicht bereits zu weit gediehen war, ob die abweichenden Meinungen nicht bereits zu mächtig Wurzel gefaßt hatten? Ich möchte darüber doch nicht sofort entscheiden.

Ein anderer Venezianer, Marin Giustiniano, der unser Vaterland kurz vor diesem Reichstag verließ und die Lage der Dinge sorgfältig beobachtet zu haben scheint, schildert es wenigstens als sehr möglich.[1] Nur seien, findet er, einige bedeutende Zugeständnisse unerläßlich. Er macht folgende namhaft. „Der Papst dürfe nicht mehr als Christi Stellvertreter im Weltlichen wie im Geistlichen angesehen werden wollen, — den ungelehrten und lasterhaften Bischöfen und Priestern müsse man Substituten setzen, untadelhaft in ihrem Leben und fähig das Volk zu unterrichten, — weder Verkauf der Messe noch Anhäufung der Pfründen noch den Mißbrauch der Compositionen dürfe man länger dulden,

1. Relazione del clar^{mo} M. Marino Giustinian Kav^{r} (ritornato) dalla legazione di Germania sotto Ferdinando re di Romani. Bibl. Corsini zu Rom n. 481.

— die Uebertretung der Fastengesetze höchstens mit leichten Strafen belegen; — werde dann die Communion unter beiden Gestalten und die Priesterehe gestattet, so werde man in Deutschland sofort aller Zwietracht absagen, dem Papst in geistlichen Dingen Obedienz leisten, die Messe geschehen lassen, die Ohrenbeichte zugeben, und sogar die Nothwendigkeit der guten Werke, als einer Frucht des Glaubens, insofern sie nemlich aus dem Glauben folgen, anerkennen. Wie die Zwietracht aus den Mißbräuchen entsprungen, so werde sie durch eine Abstellung derselben zu heben sein."

Hiebei erinnern wir uns, daß Landgraf Philipp von Hessen schon das Jahr vorher erklärt hatte, die weltliche Macht der Bischöfe könne geduldet werden, wofern man ein Mittel finde auch die geistliche gebührend zu handhaben: in Hinsicht der Messe könne man sich wohl vergleichen, wenn nur beiderlei Gestalt nachgelassen bleibe.[1] Den päpstlichen Primat, ohne Zweifel unter gewissen Bedingungen, anzuerkennen erklärt sich Joachim von Brandenburg bereitwillig. Indessen näherte man sich auch von der andern Seite. Der kaiserliche Botschafter wiederholte, man müsse von beiden Seiten nachlassen, so weit es nur immer mit Gottes Ehre möglich sei. Auch die Nicht-Protestirenden hätten es gern gesehen, wenn die geistliche Ge-

1. Schreiben des Landgrafen in Rommels Urkundenbuche p. 85. Vergl. das Schreiben des Bischofs von Lunden bei Seckendorf p. 299. Contarini al Cl Farnese 1541 28 April (Epp. Poli III, p. CCLV). Der Landgraf und der Churfürst forderten beide Priesterehe und beiderlei Gestalt; in Hinsicht des Primats zeigte sich jener, in Hinsicht der Lehre de missa quod sit sacrificium zeigte sich dieser schwieriger.

walt den Bischöfen, die zu eigentlichen Fürsten geworden waren, in ganz Deutschland abgenommen und an Superintendenten übertragen, wenn in Hinsicht der Verwendung der Kirchengüter eine allgemein gültige Veränderung beliebt worden wäre. Man fing bereits an von neutralen Dingen zu reden, die man thun oder lassen könne: selbst in geistlichen Churfürstenthümern wurden Gebete für den günstigen Gang des Aussöhnungswerkes veranstaltet.

Wir wollen über den Grad der Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit dieses Gelingens nicht streiten: sehr schwer blieb es allemal; aber wenn sich auch nur eine geringe Aussicht zeigte, so war es doch einen Versuch werth: so viel sehen wir, daß sich noch einmal eine große Neigung zu einem solchen entwickelt hatte, daß sich ungemeine Hoffnungen daran knüpften.

Nur fragte sich, ob auch der Papst, ohne den nichts geschehen konnte, von der Strenge seiner Forderungen nachzulassen geneigt sei. Sehr merkwürdig ist in dieser Hinsicht besonders eine Stelle der Instruction, mit der er Contarini entließ.[1]

Die unumschränkte Vollmacht, auf welche von kaiserlicher Seite gedrungen worden, hatte er demselben nicht gegeben. Er vermuthet, es könnten in Deutschland Forderungen vorkommen, die kein Legat, die nicht einmal er, der Papst selbst, ohne Beirath der anderen Nationen zugestehen dürfe. Doch weist er darum nicht alle Unter-

1. Instructio data Rev^mo C^li Contareno in Germaniam legato d. 28 mensis Januarii 1541. In vielen Bibliotheken handschriftlich; gedruckt in Quirini: Epp. Poli III, CCLXXXVI.

handlung von sich. Wir müssen erst sehen, sagte er, ob die Protestanten in den Prinzipien mit uns übereinkommen, z. B. über den Primat des heiligen Stuhles, die Sacramente, und einiges andere. Fragt man nun, was dieß andere sei, so drückt sich der Papst darüber nicht ganz deutlich aus. Er bezeichnet es als das, was sowohl durch die heilige Schrift als durch den immerwährenden Gebrauch der Kirche gebilligt worden: dem Legaten sei es bekannt. Auf diese Grundlage, fügt er hinzu, könne man sich dann über alle Streitpunkte zu verständigen suchen.[1]

Es ist wohl keine Frage, daß diese unbestimmte Art des Ausdrucks mit Absicht gewählt worden war: Paul III mochte versuchen wollen, wie weit Contarini es bringe, und sich für die Ratification nicht im Voraus die Hände zu binden Lust haben. Zunächst ließ er dem Legaten einen gewissen Spielraum. Ohne Zweifel würde es diesem neue Anstrengungen gekostet haben, dasjenige der hartnäckigen Curie annehmlich zu machen, was man in Regensburg, unmöglich zu ihrer vollen Zufriedenheit, erreicht hätte; aber

1. Videndum inprimis est an Protestantes et ii qui ab ecclesiae gremio defecerunt, in principiis nobiscum conveniant, cujusmodi est hujus sanctae sedis primatus tanquam a deo et salvatore nostro institutus, sacrosanctae ecclesiae sacramenta, et alia quaedam quae tum sacrarum litterarum autoritate tum universalis ecclesiae perpetua observatione hactenus observata et comprobata fuere et tibi nota esse bene scimus, quibus statim initio admissis omnis super aliis controversiis concordia tentaretur. Man muß hiebei nur immer die höchst orthodoxe, ihrer Natur nach inflexible Stellung eines Papstes im Auge haben, um zu bemerken, wie viel in einer solchen Wendung liegt.

hierauf, auf eine Versöhnung und Vereinigung der versammelten Theologen, kam doch fürs Erste alles an. Allzu schwankend war noch die vermittelnde Tendenz, sie konnte noch nicht bei Namen genannt werden: erst wenn sie einen festen Punkt gewann, konnte sie hoffen, sich weiter geltend zu machen.

An dem 5ten April 1541 begann man die Verhandlungen; einen von dem Kaiser mitgetheilten, von Contarini nach einigen leichten Abänderungen gebilligten Entwurf legte man dabei zu Grunde. Gleich hier hielt es der Legat für rathsam, von seiner Instruction einen Schritt abzuweichen. Der Papst hatte vor allem andern die Anerkennung seines Primates gefordert. Contarini sah wohl, daß an dieser Frage, welche die Leidenschaften so leicht in Bewegung setzen konnte, der Versuch in seinem Beginn scheitern könne. Er ließ geschehen, daß von den zur Besprechung vorgelegten Artikeln der das päpstliche Primat betreffende vielmehr der letzte wurde. Er hielt für besser, mit solchen anzufangen, in denen er und seine Freunde sich den Protestanten näherten, ohnehin Punkten von der höchsten Wichtigkeit, welche die Grundlage des Glaubens betrafen. An den Verhandlungen hierüber hatte er den größten Antheil. Sein Secretär versichert, daß von den katholischen Theologen nichts beschlossen, selbst keine einzelne Aenderung vorgenommen worden sei, ohne daß man ihn vorher befragt hätte.[1] Morone, Bischof von Modena, Tomaso da Modena, Maestro di sacro palazzo, beides Männer die in dem Artikel der Justification der nem=

1. Beccatelli: Vita del Cardinal Contarini p. CXVII.

lichen Meinung waren, standen ihm zur Seite.[1] Die Hauptschwierigkeit setzte ein deutscher Theologe, jener alte Widersacher Luthers, Doctor Eck, entgegen. Allein indem man denselben nöthigte Punkt für Punkt zu besprechen, brachte man auch ihn zuletzt zu genügenden Erklärungen. In der That vereinigte man sich — wer hätte es zu hoffen gewagt — in Kurzem über die vier wichtigen Artikel von der menschlichen Natur, der Erbsünde, der Erlösung und selbst der Justification. Contarini gestand den Hauptpunkt der lutherischen Lehre zu, daß die Rechtfertigung des Menschen ohne Verdienst durch den Glauben allein erfolge; er fügte nur hinzu, daß dieser Glaube lebendig und thätig sein müsse. Melanchthon bekannte, daß eben dieß die protestantische Lehre selber sei.[2] Kühnlich behauptet Bucer, in den verglichenen Artikeln sei alles einbegriffen, „was dazu gehöre um vor Gott und in der Gemeinde gottselig, gerecht und heilig zu leben.“[3] Eben so zufrieden war man auf der andern Seite. Der Bischof von Aquila nennt dieß Colloquium heilig: er zweifelt nicht, daß es die Versöhnung der Christenheit herbeiführen werde. Mit Freuden hörten die gleichgesinnten Freunde Contarini's, wie weit er gekommen sei. „Wie ich diese Uebereinstimmung

1. Pallavicini IV, XIV, p. 433. aus den Briefen Contarini's.

2. Melanchthon an Camerar. 10 Mai (Epp. p. 360): „adsentiuntur justificari homines fide et quidem in eam sententiam ut nos docemus.“ Vgl. Planck: Geschichte des protestantischen Lehrbegriffs III, II, 93.

3. Alle Handlungen und Schriften, zu Vergleichung der Religion durch die Kaiserl. Majestät 2c. verhandelt ao. 1541 durch Martinum Bucerum, bei Hortleder Buch I, Cap. 37, S. 280.

der Meinung bemerkt," schreibt ihm Poole, „habe ich ein Wohlgefühl empfunden, wie es mir keine Harmonie der Töne hätte verschaffen können. Nicht allein weil ich Friede und Eintracht kommen sehe, sondern auch weil diese Artikel die Grundlage des gesammten christlichen Glaubens sind. Zwar scheinen sie von mancherlei zu handeln, von Glauben, Werken und Rechtfertigung: auf diese jedoch, die Rechtfertigung, gründet sich alles übrige, und ich wünsche dir Glück, ich danke Gott, daß die Theologen beider Parteien sich darüber vereinigt haben. Wir hoffen, er, der so barmherzig angefangen hat, wird es auch vollenden."[1]

Ein Moment, wenn ich nicht irre, für Deutschland, ja für die Welt von wesentlicher Bedeutung. Für jenes: die Punkte die wir berührt haben, schließen die Absicht ein, die gesammte geistliche Verfassung der Nation zu ändern, und ihr dem Papst gegenüber eine freiere, seiner weltlichen Eingriffe überhobene, selbständige Stellung zu geben. Die Einheit der Kirche, und mithin der Nation, wäre behauptet worden. Unendlich viel weiter aber würde der Erfolg nachgewirkt haben. Wenn die gemäßigte Partei, von welcher diese Versuche ausgingen und geleitet wurden, in Rom und Italien die Oberhand zu behaup-

1. Polus Contareno. Capranicae 17 Maji 1541. Epp. Poli T. III, p. 25. Merkwürdig sind auch die Briefe jenes Bischofs von Aquila bei Rainaldus 1541 Nr. 11. 12. Man meinte, wenn man nur noch über den Punkt vom Abendmahl wegkomme, so werde sich alles andere beseitigen lassen. Id unum est quod omnibus spem maximam facit, assertio Caesaris se nullo pacto nisi rebus bene compositis discessurum, atque etiam quod omnia scitu consiliisque rev^{mi} legati in colloquio a nostris theologis tractantur et disputantur.

ten verstand, welch eine ganz andere Gestalt hätte auch die katholische Welt annehmen müssen!

Allein ein so ungemeines Resultat ließ sich nicht ohne lebhaften Kampf erreichen.

Was zu Regensburg beschlossen worden, mußte auf der einen Seite durch die Billigung des Papstes, auf der andern durch die Beistimmung Luthers, an den man sogar eine eigene Gesandtschaft abordnete, bestätigt werden.

Aber schon hier zeigten sich viele Schwierigkeiten. Luther, der sich im ersten Augenblicke nicht ganz verwerfend erklärte, gerieth doch bald auf den Verdacht, daß alles auf Täuschung abgesehen, eine Posse seiner Feinde sei. Er konnte sich nicht überzeugen, daß auch auf der andern Seite die Lehre von der Justification Wurzel gefaßt habe. In den verglichenen Artikeln sah er am Ende nichts als ein Stückwerk, zusammengesetzt aus beiden Meinungen: — er, der sich immer im Kampfe zwischen Himmel und Hölle erblickte, glaubte auch hier das Treiben des Satans zu erkennen. Seinem Herrn, dem Churfürsten, rieth er auf das dringendste ab, den Reichstag persönlich zu besuchen. „Gerade er sei der, den der Teufel suche."[1] Auf das Erscheinen und die Beistimmung des Churfürsten wäre in der That unendlich viel angekommen.

Indessen waren diese Artikel auch nach Rom gelangt. Sie erregten ein ungemeines Aufsehen. An der Erklärung über die Rechtfertigung nahmen besonders die Cardinäle Caraffa und San Marcello großen Anstoß, und nur mit

1. Corpus Ref. IV, p. 397. Luther an Johann Friedrich in de Wette's Sammlung V, 353. 377.

Mühe konnte ihnen Priuli den Sinn derselben deutlich machen.[1] So entschieden jedoch drückte sich der Papst nicht sogleich aus wie Luther. Cardinal Farnese ließ an den Legaten schreiben, Seine Heiligkeit billige weder noch mißbillige sie diesen Schluß. Aber alle anderen, die ihn gesehen, seien der Meinung, vorausgesetzt daß der Sinn desselben mit dem katholischen Glauben übereinstimme, so könnten die Worte doch deutlicher sein.

So stark auch diese theologische Opposition sein mochte, so war sie doch weder die einzige noch vielleicht die wirksamste. Noch eine andere kam von der politischen Seite her.

Eine Versöhnung, wie man sie vorhatte, würde Deutschland eine ungewohnte Einheit, und dem Kaiser, der sich deren hätte bedienen können, eine außerordentliche Macht verliehen haben.[2] Als das Oberhaupt der gemäßigten Partei hätte er besonders alsdann, wenn es zu einem Concilium gekommen wäre, ein oberstes Ansehen in ganz Europa erlangen müssen. Hiewieder erhoben sich wie natürlich alle gewohnten Feindseligkeiten.

Franz I glaubte sich unmittelbar bedroht, und versäumte nichts um die Vereinigung zu hintertreiben. Leb-

1. Ich kann es Quirini nicht vergeben, daß er den Brief Priuli's über diese Verhältnisse, den er in Händen hatte, nicht vollständig mitgetheilt hat.

2. Es gab immer eine kaiserliche Partei, welche diese Tendenz verfocht. Darin liegt unter andern das ganze Geheimniß der Unterhandlungen des Erzbischofs von Lunden. Er hatte dem Kaiser vorgestellt: che se S. M. volesse tolerare che i Lutherani stessero nelli loro errori, disponeva a modo e voler suo di tutta la Germania. Instruzione di Paolo III a Montepulciano 1539. Auch jetzt wünschte der Kaiser eine Toleranz.

haft beklagte er sich über die Zugeständnisse, die der Legat zu Regensburg mache.[1] „Sein Betragen nehme den Guten den Muth und erhöhe ihn den Bösen: er werde es aus Nachgiebigkeit gegen den Kaiser noch so weit kommen lassen, daß der Sache nicht weiter zu helfen sei. Man hätte doch auch andere Fürsten zu Rathe ziehen sollen.“ Er nahm die Miene an, als sehe er Papst und Kirche in Gefahr. Er versprach, sie mit seinem Leben, mit allen Kräften seines Reiches zu vertheidigen.

Und schon hatten zu Rom nicht allein die angedeuteten geistlichen Bedenklichkeiten Wurzel gefaßt. Ueberdieß bemerkte man, daß der Kaiser bei der Eröffnung des Reichstags, wo er eines allgemeinen Concilium Meldung gethan, dabei nicht gesagt hatte, der Papst allein habe es zu berufen. Man glaubte Andeutungen zu finden, daß er selbst dieß Recht in Anspruch nehme. In den alten Artikeln, mit Clemens VII zu Barcelona abgeschlossen, wollte man eine dahin zielende Stelle bemerken. Und sagten nicht die Protestanten fortwährend, ein Concilium zu berufen stehe

1. Er sprach darüber mit dem päpstlichen Gesandten an seinem Hofe: Il C[l] di Mantova al C[l] Contarini bei Quirini III, CCLXXVIII: Loces 17 Maggio 1541. S. M[à] Ch[mi] diveniva ogni dì piu ardente nelle cose della chiesa, le quali era risoluto di voler difendere e sostenere con tutte le forze sue e con la vita sua e de' figliuoli, giurandomi che da questo si moveva principalmente a far questo officio. Dagegen hatte Granvella andere Notizen: „m'affermò,“ sagt Contarini in einem Briefe an Farnese, ibid. CCLV, „con giuramento havere in mano lettere del re christ[mo], il quale scrive a questi principi protestanti che non si accordino in alcun modo e che lui aveva voluto veder l'opinioni loro le quali non spiacevano.“ Zu beiden Seiten hätte hienach Franz I die Versöhnung gehindert.

dem Kaiser zu? Wie leicht konnte er ihnen da nachgeben, wo sein Vortheil mit ihrer Lehre so augenscheinlich zusammenfiel.[1] Es hätte dieß die größte Gefahr einer Spaltung eingeschlossen.

Indessen regte man sich auch in Deutschland. Schon Giustinian versichert, die Macht, welche der Landgraf dadurch erworben, daß er sich an die Spitze der protestantischen Partei gestellt, erwecke in Anderen den Gedanken sich eine ähnliche an der Spitze der Katholischen zu verschaffen. Ein Theilnehmer dieses Reichstags zeigt uns an, daß die Herzöge von Baiern jeder Uebereinkunft abhold seien. Auch der Churfürst von Mainz war entschieden dagegen. Er warnt den Papst in einem eigenen Schreiben vor einem Nationalconcilium, ja vor jedem Concilium das in Deutschland gehalten werde: „allzuviel würde man darin zugestehen müssen."[2] Es finden sich noch andere Schreiben, in denen sich deutsche Katholiken unmittelbar bei dem Papst über den Fortgang, den der Protestantismus auf dem Reichstag nehme, die Nachgiebigkeit Groppers und Pflugs, die Entfernung der katholischen Fürsten von dem Gespräche beklagen.[3]

Genug, in Rom, Frankreich und Deutschland erhob sich unter den Feinden Carls V, unter den, sei es in

1. Ardinghello al nome del C[l] Farnese al C[l] Contarini 29 Maggio 1541.

2. Literae Cardinalis Moguntini bei Rainaldus 1541 n. 27.

3. Anonym, ebenfalls bei Rainaldus Nr. 25. Von welcher Seite sie kamen, läßt sich daraus entnehmen, weil es darin von Eck heißt: unus duntaxat peritus theologus adhibitus est. Sie sind voll Insinuationen gegen den Kaiser: „nihil," heißt es darin, „ordinabitur pro robore ecclesiae, quia timetur, illi (Caesari) displicere."

Wahrheit oder zum Schein, eifrigsten Katholiken eine scharfe Opposition wider das vermittelnde Vorhaben desselben. In Rom bemerkte man eine ungewohnte Vertraulichkeit des Papstes mit dem französischen Botschafter: es hieß, er wolle seine Enkelin Vittoria Farnese mit einem Guise vermählen.

Es konnte nicht anders kommen: diese Bewegungen mußten eine lebhafte Rückwirkung auf die Theologen äußern. Eck hielt sich ohnehin zu Baiern. „Die Feinde des Kaisers," sagt der Secretär Contarini's, „innerhalb Deutschlands und außerhalb, die seine Größe fürchteten, wofern er ganz Deutschland vereinige, fingen an Unkraut unter jene Theologen zu säen. Der Neid des Fleisches unterbrach dieß Colloquium."[1] Bei den Schwierigkeiten des Gegenstandes an sich ist es kein Wunder, wenn man sich seitdem über keinen Artikel weiter vergleichen konnte.[2]

Man übertreibt die Gerechtigkeit, wenn man die Schuld hievon den Protestanten allein oder auch nur hauptsächlich zuschreibt. In Kurzem ließ der Papst dem Legaten als seine feste Willensmeinung ankündigen, er solle weder öffentlich noch als Privatmann einen Beschluß billigen, in

1. Beccatelli Vita p. CXIX. Hora il diavolo, che sempre alle buone opere s'attraversa, fece sì che sparsa questa fama della concordia che tra catholici e protestanti si preparava, gli invidi dell' imperatore in Germania e fuori, che la sua grandezza temevano quando tutti gli Alemani fussero stati uniti, cominciarono a seminare zizania tra quelli theologi collocutori.

2. Das Gespräch zerschlug sich, als man auf den Artikel vom Abendmahl gekommen war. Contarini hielt an dem Begriff der Transsubstantiation fest: die Protestanten entschlossen sich in einer hiezu besonders berufenen Versammlung denselben nicht anzunehmen.

welchem die katholische Meinung anders als in solchen Worten, die keiner Zweideutigkeit Raum geben, enthalten sei. Die Formeln, in denen Contarini die verschiedenen Meinungen über den Primat des Papstes und die Gewalt der Concilien zu vereinigen gedacht hatte, verwarf man zu Rom unbedingt.[1] Der Legat mußte sich zu Erklärungen bequemen, die mit seinen früheren Aeußerungen selbst in Widerspruch zu stehen schienen.

Damit doch etwas geschehen wäre, wünschte der Kaiser wenigstens, daß man sich bis auf Weiteres in den verglichenen Artikeln an die gefundenen Formeln halten, in den übrigen die Abweichungen zu beiden Seiten toleriren möge. Allein dazu war weder Luther zu bewegen noch der Papst. Man meldet dem Cardinal, das ganze Collegium habe einstimmig beschlossen, auf eine Toleranz in so wesentlichen Artikeln unter keiner Bedingung einzugehen.

Nach so großen Hoffnungen, so glücklichem Anfang kehrte Contarini unverrichteter Dinge zurück. Er hätte gewünscht den Kaiser nach den Niederlanden zu begleiten, doch ward es ihm versagt. In Italien mußte er die Afterreden vernehmen, die über sein Betragen, über die angeblichen Concessionen, welche er den Protestanten gemacht habe, von Rom aus in dem ganzen Lande waren verbreitet worden. Er war hochgesinnt genug das Mißlingen so umfassender Absichten noch schmerzlicher zu empfinden.

Welch eine großartige Stellung war es, welche die gemäßigte katholische Meinung in ihm eingenommen hatte. Da es ihr aber nicht gelang ihre Welt-Intention durch-

1. Ardinghello a Contarini. Ebend. p. CCXXIV.

zusetzen, so war es die Frage, ob sie sich auch nur behaupten würde. Jede große Tendenz trägt in sich selber die unabweisliche Aufgabe sich geltend zu machen und durchzusetzen. Kann sie die Herrschaft nicht erlangen, so schließt dieß ihren nahen Ruin ein.

Neue Orden.

Schon hatte sich indeß eine andere Richtung entwickelt, der geschilderten ursprünglich nahe verwandt, aber immer abweichender, und obwohl auch auf eine Reform angelegt, mit dem Protestantismus durchaus in Gegensatz.

Wenn Luther das bisherige Priesterthum in seinem Prinzip und Begriff verwarf, so erhob sich dagegen in Italien eine Bewegung, um eben dieses Prinzip herzustellen und durch strengere Festhaltung aufs neue in der Kirche in Ansehen zu bringen. Auf beiden Seiten nahm man das Verderben der geistlichen Institute wahr. Aber während man in Deutschland nur mit der Auflösung des Mönchsthums befriedigt wurde, suchte man es in Italien zu verjüngen; während dort der Clerus sich von so vielen Fesseln befreite die er bisher getragen, dachte man hier darauf, ihm eine strengere Verfassung zu geben. Einen durchaus neuen Weg schlugen wir diesseit der Alpen ein: jenseit dagegen wiederholte man Versuche, wie sie seit Jahrhunderten von Zeit zu Zeit Statt gefunden.

Denn von jeher hatten sich die kirchlichen Institute zur Verweltlichung geneigt und dann nicht selten wieder von neuem an ihren Ursprung erinnert und zusammenge-

nommen werden müssen. Wie fanden es schon die Carolinger so nothwendig, den Clerus, nach der Regel des Chrodegang, zu gemeinschaftlichem Leben, zu freier Unterordnung anzuhalten! Den Klöstern selbst genügte nicht lange die einfache Regel Benedicts von Nursia: während des 10ten und 11ten Jahrhunderts sehen wir allenthalben enge geschlossene Congregationen, mit besonderen Regeln, nach dem Vorgang von Clugny, nothwendig werden. Auf der Stelle hatte dieß seine Rückwirkung auf die Weltgeistlichkeit; durch die Einführung des Cölibats ward sie, wie berührt, beinahe selber einer Ordensregel unterworfen. Nichts desto minder und trotz des großen geistlichen Impulses, welchen die Kreuzzüge den Nationen gaben, so daß sogar die Ritter und Herren ihr Kriegshandwerk den Formen mönchischer Gesetze unterwarfen, waren alle diese Institute in tiefen Verfall gerathen, als sich die Bettelmönche erhoben. In ihrem Anfang haben sie ohne Zweifel zur Herstellung ursprünglicher Einfachheit und Strenge beigetragen, allein wir sahen, wie auch sie allmählich verwildert und verweltlicht waren, wie gerade in ihnen ein Hauptmoment des Verderbens der Kirche wahrgenommen wurde.

Schon seit dem Jahre 1520, und seitdem immer lebhafter, je weitere Fortschritte der Protestantismus in Deutschland machte, regte sich in den Ländern die von demselben noch nicht ergriffen worden, das Gefühl der Nothwendigkeit einer neuen Verbesserung der hierarchischen Institute. In den Orden selbst, bald in dem einen, bald in dem andern, trat es hervor.

Trotz der großen Abgeschiedenheit des Ordens von

Camaldoli fand ihn Paolo Giustiniani in das allgemeine Verderben verflochten. Im Jahre 1522 stiftete er eine neue Congregation desselben, die von dem Berge, auf welchem sie hernach ihren vornehmsten Sitz hatte, den Namen Monte Corona empfing.[1] Zur Erreichung geistlicher Vollkommenheit hielt Giustiniani drei Dinge für wesentlich: Einsamkeit, Gelübde, und die Trennung der Mönche in verschiedene Zellen. Dieser kleinen Zellen und Bethäuser, wie man sie noch hie und da findet, auf den höchsten Bergen, in reizender Wildniß, welche die Seele zugleich zu erhabenem Schwung und tiefer Ruhe einzuladen scheinen, gedenkt er in einem seiner Briefe mit besonderer Genugthuung.[2] In alle Welt hat sich die Reform dieser Eremiten verbreitet.

Unter den Franciscanern, in denen das Verderben vielleicht am tiefsten eingerissen war, versuchte man nach so vielen Reformen noch eine neue. Die Capuziner beabsichtigten die Einrichtungen des ersten Stifters herzustellen, den Gottesdienst bei Mitternacht, das Gebet in den bestimmten Stunden, Disciplin und Stillschweigen, die ganze strenge Lebensordnung der ursprünglichen Institution. Man muß über die Wichtigkeit lächeln, die sie geringfügigen Dingen beilegten; darüber ist aber nicht zu verkennen, daß sie sich

1. Die Stiftung ist billig von der Abfassung der Regel an zu datiren, nachdem Masacio 1522 der neuen Congregation überlassen worden. Monte Corona stiftete erst Basciano, der Nachfolger Giustiniani's. Helyot Histoire des ordres monastiques V, p. 271.

2. Lettera del b. Giustiano al vescovo Teatino bei Bromato Storia di Paolo IV lib. III, §. 19.

auch wieder, z. B. während der Pest von 1528, sehr wacker benahmen.

Indessen war mit einer Reform der Orden allein nicht viel gethan, da die Weltgeistlichkeit so ganz ihrem Berufe entfremdet war. Sollte eine Verbesserung wirklich etwas bedeuten, so mußte sie diese betreffen.

Wir stoßen hier nochmals auf Mitglieder jenes römischen Oratorium. Zwei von ihnen, Männer, wie es schien, übrigens von ganz entgegengesetztem Charakter, unternahmen eine solche vorzubereiten. Der eine: Gaetano da Thiene, friedfertig, stillehin, sanftmüthig, von wenig Worten, den Entzückungen eines geistlichen Enthusiasmus hingegeben: von dem man gesagt, er wünsche die Welt zu reformiren, aber ohne daß man wisse, er sei auf der Welt.[1] Der andere: Johann Peter Caraffa, von dem noch ausführlich zu reden sein wird: heftig, aufbrausend, stürmisch, ein Zelot. Auch Caraffa aber erkannte, wie er sagte, daß sein Herz nur um so bedrängter geworden, je mehr es seinem Begehren nachgegangen sei: daß es nur Ruhe finden könne, wenn es sich selbst auf Gott verlasse, nur in dem Umgang mit himmlischen Dingen. So trafen sie in dem Bedürfniß der Zurückgezogenheit, die dem Einen Natur, dem Andern Wunsch und Lebensideal, und in der Neigung zu geistlicher Thätigkeit zusammen. Ueberzeugt von der Nothwendigkeit einer Reform vereinigten sie

1. Caracciolus: Vita S. Cajetani Thienaei c. IX, 101. In conversatione humilis, mansuetus, modestus, pauci sermonis, — meminique me illum saepe vidisse inter precandum lacrymantem. Sehr wohl bezeichnet ihn das Zeugniß einer frommen Gesellschaft in Vicenza, das man eben dort findet, c. I, n. 12.

sich zu einem Institut — man hat es den Orden der Theatiner genannt — das zugleich Contemplation und Verbesserung des Clerus zu seinem Endzweck hatte.[1]

Gaetano gehörte zu den Protonotari partecipanti: er gab diese Pfründe: Caraffa besaß das Bisthum Chieti, das Erzbisthum Brindisi: er gab sie beide auf.[2] Mit zwei enge verbündeten Freunden, die ebenfalls Mitglieder jenes Oratorium gewesen waren, legten sie am 14 September 1524 feierlich die drei Gelübde ab.[3] Das Gelübde der Armuth mit dem besondern Zusatz, daß sie nicht allein nichts besitzen, sondern auch das Betteln vermeiden würden: in ihrem Hause wollten sie die Almosen erwarten. Nach kurzem Aufenthalt in der Stadt bezogen sie ein kleines Haus auf dem Monte Pincio, bei der Vigna Capisucchi, aus der später die Villa Medici geworden, wo damals, obwohl innerhalb der Mauern von Rom, eine tiefe Einsamkeit war: hier lebten sie in der Armuth, die sie sich vorgeschrieben, in geistlichen Uebungen, in dem genau vorgezeichneten und alle Monate wiederholten Studium der Evangelien: dann gingen sie nach der Stadt herab, um zu predigen.

1. Caracciolus c. 2, §. 19 bezeichnet ihre Absicht: „clericis, quos ingenti populorum exitio improbitas inscitiaque corrupissent, clericos alios debere suffici, quorum opera damnum quod illi per pravum exemplum intulissent sanaretur.“

2. Aus einem Schreiben des päpstlichen Datarius 22 September 1524 (Lettere di principi I, 135) sehen wir authentisch, daß der Papst sich lange Zeit weigerte die Verzichtleistung anzunehmen (non volendo privare quelle chiese di cosi buon pastore). Nur den wiederholten dringenden Bitten Caraffa's gab er endlich nach.

3. Die Acte hierüber findet man in dem commentarius praevius AA. SS. Aug. II, 249.

Sie nannten sich nicht Mönche, sondern regulare Cleriker: sie waren Priester mit Mönchsgelübden. Ihre Absicht war, eine Art von Priesterseminar einzurichten. Das Breve ihrer Stiftung erlaubte ihnen ausdrücklich, Weltgeistliche aufzunehmen. Eine bestimmte Form und Farbe der Tracht legten sie sich ursprünglich nicht auf: der Gebrauch der Landesgeistlichkeit sollte dieselbe bestimmen. Auch den Gottesdienst wollten sie allenthalben nach landüblichen Gebräuchen halten. Und so machten sie sich von vielem frei was die Mönche fesselte: sie erklärten ausdrücklich, weder in Leben noch Gottesdienst solle irgend ein Gebrauch das Gewissen verpflichten;[1] dagegen wollten sie sich den clericalischen Pflichten widmen, der Predigt, der Verwaltung der Sacramente, der Besorgung der Kranken.

Da sah man wieder, was in Italien ganz außer Gebrauch gekommen, Priester auf den Kanzeln erscheinen: mit dem Barett, dem Kreuz und der clericalischen Cotta. Zunächst in jenem Oratorium: oft auch in Form der Mission in den Straßen. Caraffa selbst predigte: er entwickelte jene überströmende Beredsamkeit, die ihm bis zu seinem Tode eigen geblieben. Er und seine Gefährten, meistens Männer die zu dem Adel gehörten und sich der Genüsse der Welt hätten erfreuen können, fingen an die Kranken in

1. Regel der Theatiner bei Bromato Vita di Paolo IV, lib. III, §. 25. Nessuna consuetudine, nessun modo di vivere o rito che sia, tanto di quelle cose che spettano al culto divino e in qualunque modo fannosi in chiesa, quanto di quelle che pel viver commune in casa e fuori da noi si sogliono praticare, non permettiamo in veruna maniera che acquistino vigore di precetto.

Privathäusern und Spitälern aufzusuchen, den Sterbenden beizustehen.

Eine Wiederaufnahme der clericalischen Pflichten, die von großer Wichtigkeit ist. Zwar wurde dieser Orden nicht eigentlich ein Seminar von Priestern: dazu war er niemals zahlreich genug; allein er bildete sich zu einem Seminar von Bischöfen aus. Er ward mit der Zeit der eigentlich adliche Priesterorden: und wie von allem Anfang sorgfältig bemerkt wird, daß die neuen Mitglieder von edler Herkunft gewesen, so haben später hie und da Adelsproben dazu gehört, um in denselben aufgenommen zu werden. Man begreift leicht, daß der ursprüngliche Plan, von Almosen leben zu wollen ohne darum zu bitten, nur unter solchen Bedingungen auszuführen stand.

Die Hauptsache indessen war, daß der gute Gedanke, die clericalischen Pflichten und Weihen mit Mönchsgelübden zu vereinigen, sich auch an anderen Stellen Beifall und Nachahmung erwarb.

Seit 1521 war Oberitalien mit fortwährendem Krieg und in dessen Gefolge mit Verwüstung, Hungersnoth und Krankheiten angefüllt. Wie viele Kinder waren auch da zu Waisen geworden und drohten an Leib und Seele zu Grunde zu gehen. Glücklicherweise wohnt unter den Menschen neben dem Unglück das Erbarmen. Ein venezianischer Senator Girolamo Miani sammelte die Kinder welche die Flucht nach Venedig geführt, und nahm sie in sein Haus auf: er fuhr nach den Inseln um die Stadt her, um sie zu suchen: ohne viel auf die keifende Schwägerin zu hören, verkaufte er das Silberzeug und die schönsten Tep-

piche des Hauses, um den Kindern Wohnung und Kleidung, Lebensmittel und Lehrmeister zu verschaffen. Allmählich widmete er diesem Berufe ausschließend seine Thätigkeit. Vorzüglich in Bergamo hatte er großen Erfolg. Das Hospital, das er daselbst gründete, fand so gute Unterstützung, daß er Muth bekam auch in andern Städten etwas Aehnliches zu versuchen. Nach und nach wurden in Verona, Brescia, Ferrara, Como, Mailand, Pavia, Genua ähnliche Spitäler gegründet. Endlich trat er mit einigen gleichgesinnten Freunden in eine Congregation, nach dem Muster der Theatiner, von regularen Clerikern zusammen, die den Namen di Somasca führt. Hauptsächlich die Erziehung war ihre Bestimmung. Ihre Spitäler bekamen eine gemeinschaftliche Verfassung.[1]

Wenn irgend eine andere Stadt, so hatte Mailand in so häufiger Belagerung und Eroberung bald von der einen bald von der andern Seite jene Uebel des Krieges erfahren. Sie durch Mildthätigkeit zu lindern — die damit verbundene Verwilderung durch Unterricht, Predigt und Beispiel zu heben, war der Zweck der drei Stifter des Barnabitenordens, Zaccaria, Ferrari und Morigia. Aus einer Mailänder Chronik ergiebt sich, mit welcher Verwunderung

1. Approbatio societatis tam ecclesiasticarum quam secularium personarum, nuper institutae ad erigendum hospitalia pro subventione pauperum orphanorum et mulierum convertitarum (welchen letzten Zweck man an einigen Orten mit dem ersten verbunden). Bulle Pauls III 5 Juni 1440 Bullarium Cocquelines IV, 173. Aus der Bulle Pius V Injunctum nobis 6 December 1568 sieht man doch, daß die Mitglieder dieser Congregation erst damals die Gelübde ablegten.

man anfangs diese neuen Priester durch die Straßen gehen sah, in unscheinbarem Gewand, mit ihrem runden Barett, einer wie der andere, mit gesenktem Kopf, alle noch jung. Bei S. Ambrosio hatten sie ihre Wohnung, wo sie gemeinschaftlich lebten. Besonders die Gräfin Lodovica Torella, welche ihr väterliches Erbe Guastalla verkaufte und das Geld davon zu guten Werken anwendete, unterstützte sie.[1] Auch die Barnabiten hatten die Form von regularen Clerikern.

Was aber auch alle diese Congregationen in ihrem Kreise ausrichten mochten, so war doch entweder die Beschränkung des Zweckes, wie bei den zuletzt genannten, oder die in der Natur der Sache liegende Beschränkung der Mittel, wie bei den Theatinern, einer allgemeinen, durchgreifenden Wirksamkeit hinderlich. Merkwürdig sind sie, weil sie in freier Entstehung eine große Tendenz bezeichnen, die zur Wiederherstellung des Katholicismus unendlich viel beitrug: aber um dem kühnen Fortgang des Protestantismus Widerstand zu leisten, waren andere Kräfte erforderlich.

Auf einem ähnlichen Wege, aber auf eine sehr unerwartete höchst eigenthümliche Weise entwickelten sich diese.

Ignatius Loyola.

Von allen Ritterschaften der Welt hatte allein die spanische noch etwas von ihrem geistlichen Element behauptet.

1. Chronik des Burigozzo bei Custode: Fortsetzung von Verri Storia di Milano IV, p. 88.

Die Kriege mit den Mauren, die auf der Halbinsel kaum geendigt, in Afrika noch immer fortgesetzt wurden, die Nachbarschaft der zurückgebliebenen und unterjochten Morisken selbst, mit denen man stets in glaubensfeindlicher Berührung blieb, die abenteuerlichen Züge gegen andere Ungläubige jenseit des Weltmeeres erhielten diesen Geist. In Büchern wie der Amadis, voll einer naiv-schwärmerischen loyalen Tapferkeit, ward er idealisirt.

Don Iñigo Lopez de Recalde,[1] der jüngste Sohn aus dem Hause Loyola, auf dem Schlosse dieses Namens zwischen Azpeitia und Azcoitia in Guipuscoa geboren, aus einem Geschlechte, welches zu den besten des Landes gehörte — de parientes mayores —, dessen Haupt allemal durch ein besonderes Schreiben zur Huldigung eingeladen werden mußte, aufgewachsen an dem Hofe Ferdinands des Katholischen und in dem Gefolge des Herzogs von Najara, war erfüllt von diesem Geiste. Er strebte nach dem Lobe der Ritterschaft: schöne Waffen und Pferde, der Ruhm der Tapferkeit, die Abenteuer des Zweikampfs und der Liebe hatte für ihn so viel Reiz wie für einen Andern; aber auch die geistliche Richtung trat in ihm lebhaft hervor: den Ersten der Apostel hat er in diesen Jahren in einer Ritterromanze besungen.[2]

Wahrscheinlich jedoch würden wir seinen Namen unter den übrigen tapferer spanischer Hauptleute lesen, denen

1. So heißt er in gerichtlichen Acten; daß man nicht weiß, wie er zu dem Namen Recalde gekommen, kann nichts gegen die Echtheit desselben beweisen. Acta Sanctorum 31 Julii. Commentarius praevius p. 410.

2. Maffei: Vita Ignatii.

Carl V so viele Gelegenheit gab sich hervorzuthun, hätte er nicht das Unglück gehabt, bei der Vertheidigung von Pamplona gegen die Franzosen im Jahre 1521 von einer doppelten Wunde an beiden Beinen verletzt, und obwohl er so standhaft war, daß er sich zu Hause, wohin man ihn gebracht, den Schaden zwei Mal aufbrechen ließ, — in dem heftigsten Schmerz kniff er nur die Faust zusammen, — auf das schlechteste geheilt zu werden.

Er kannte und liebte die Ritterromane, vor allem den Amadis. Indem er jetzt seine Heilung abwartete, bekam er auch das Leben Christi und einiger Heiligen zu lesen.

Phantastisch von Natur, aus einer Bahn weggeschleudert, die ihm das glänzendste Glück zu verheißen schien, jetzt zugleich zur Unthätigkeit gezwungen und durch seine Leiden aufgeregt, gerieth er in den seltsamsten Zustand von der Welt. Auch die Thaten des S. Franciscus und S. Dominicus, die hier in allem Glanze geistlichen Ruhmes vor ihm erschienen, däuchten ihm nachahmungswürdig, und wie er sie so las, fühlte er Muth und Tüchtigkeit, sie nachzuahmen, mit ihnen in Entsagung und Strenge zu wetteifern.[1] Nicht selten wichen diese Ideen freilich noch vor sehr weltlichen Gedanken. Er malte sich nicht minder

1. Die Acta antiquissima, a Lodovico Consalvo ex ore Sancti excepta, AA. SS. I. I. p. 634 unterrichten hierüber sehr authentisch. Er dachte einmal: Quid, si ego hoc agerem quod fecit b. Franciscus, quid si hoc quod b. Dominicus? — Dann: de muchas cosas vanas que se le ofrecian una tenia: eben jene Ehre, die er seiner Dame zu erweisen dachte. Non era condesa ni duquesa, mas era su estado mas alto que ninguno destas. Ein sonderbar naives Bekenntniß.

aus, wie er die Dame, deren Dienste er sich in seinem Herzen gewidmet — sie sei keine Gräfin gewesen, sagte er selbst, keine Herzogin, sondern noch mehr als dieß — in der Stadt, wo sie wohne, aufsuchen, mit welchen Worten zierlich und scherzhaft er sie anreden, wie er ihr seine Hingebung bezeigen, welche ritterliche Uebungen er ihr zu Ehren ausführen wolle. Bald von jenen bald von diesen Phantasien ließ er sich hinreißen: sie wechselten in ihm ab.

Je länger es aber dauerte, je schlechtern Erfolg seine Heilung hatte, um so mehr bekamen die geistlichen die Oberhand. Sollten wir ihm wohl Unrecht thun, wenn wir dieß auch mit daher ableiten, daß er allmählich einsah, er könne doch nicht vollkommen hergestellt und niemals wieder recht zu Kriegsdienst und Ritterehre tauglich werden?

Auch war es nicht ein so schroffer Uebergang zu etwas durchaus Verschiedenem, wie man vielleicht glauben könnte. In seinen geistlichen Uebungen, deren Ursprung immer mit auf die ersten Anschauungen seiner Erweckung zurückgeführt worden, stellt er sich zwei Heerlager vor, eins bei Jerusalem, das andere bei Babylon: Christi und des Satans: dort alle Guten, hier alle Bösen: gerüstet, mit einander den Kampf zu bestehen. Christus sei ein König, der seinen Entschluß verkündige alle Länder der Ungläubigen zu unterwerfen. Wer ihm die Heeresfolge leisten wolle, müsse sich jedoch eben so nähren und kleiden wie er: dieselben Mühseligkeiten und Nachtwachen ertragen wie er: nach diesem Maße werde er des Sieges und der Belohnungen theilhaftig werden. Vor ihm, der

Jungfrau und dem ganzen himmlischen Hofe werde dann ein Jeder erklären, daß er dem Herrn so treu wie möglich nachfolgen, alles Ungemach mit ihm theilen, und ihm in wahrer, geistiger und leiblicher Armuth dienen wolle.[1]

So phantastische Vorstellungen mochten es sein, die in ihm den Uebergang von weltlicher zu geistlicher Ritterschaft vermittelten. Denn eine solche, aber deren Ideal durchaus die Thaten und Entbehrungen der Heiligen ausmachten, war es, was er beabsichtigte. Er riß sich los von seinem väterlichen Hause und seinen Verwandten, und stieg den Berg von Monserrat hinan: nicht in Zerknirschung über seine Sünden, noch von eigentlich religiösem Bedürfniß angetrieben, sondern, wie er selber gesagt hat, nur in dem Verlangen, so große Thaten zu vollbringen wie diejenigen, durch welche die Heiligen so berühmt geworden: eben so schwere Bußübungen zu übernehmen, oder noch schwerere: und in Jerusalem Gott zu dienen. Vor einem Marienbilde hing er Waffen und Wehr auf: eine andere Nachtwache als die ritterliche, aber mit ausdrücklicher Erinnerung an den Amadis,[2] wo die Uebungen derselben so genau geschildert werden, kniend oder stehend im Gebete immer seinen Pilgerstab in der Hand, hielt er

1. Exercitia spiritualia: secunda hebdom. Contemplatio regni Jesu Christi ex similitudine regis terreni subditos suos evocantis ad bellum, u. a. St.

2. Acta antiquissima: Cum mentem rebus iis refertam haberet quae ab Amadeo de Gaula conscriptae et ab ejus generis scriptoribus, — was ein seltsamer Mißverstand des Concipienten ist, denn Amadis ist wahrhaftig kein Schriftsteller, — nonnullae illi similes occurrebant.

vor demselben: die ritterliche Kleidung in der er gekommen, gab er weg: er versah sich mit dem rauhen Gewand der Eremiten, deren einsame Wohnung zwischen diese nackten Felsen eingehauen ist: nachdem er eine Generalbeichte abgelegt, begab er sich nicht gleich, wie seine jerusalemische Absicht forderte, nach Barcelona — er hätte auf der großen Straße erkannt zu werden gefürchtet — sondern zuerst nach Manresa, um nach neuen Bußübungen von da an den Hafen zu gelangen.

Hier aber erwarteten ihn andere Prüfungen: die Richtung, die er mehr wie ein Spiel eingeschlagen, war gleichsam Herr über ihn geworden, und machte ihren ganzen Ernst in ihm geltend. In der Zelle eines Dominicanerklosters ergab er sich den härtesten Bußübungen: zu Mitternacht erhob er sich zum Gebet, sieben Stunden täglich brachte er auf den Knien zu, regelmäßig geißelte er sich dreimal den Tag. Nicht allein aber fiel ihm das doch schwer genug und er zweifelte oft, ob er es sein Lebenlang aushalten werde: was noch viel mehr zu bedeuten hatte, er bemerkte auch, daß es ihn nicht beruhige. Er hatte sich auf Monserrat drei Tage damit beschäftigt, eine Beichte über sein ganzes vergangenes Leben abzulegen; aber er glaubte damit nicht genug gethan zu haben. Er wiederholte sie in Manresa: er trug vergessene Sünden nach: auch die geringsten Kleinigkeiten suchte er auf: allein je mehr er grübelte, um so peinlicher waren die Zweifel, die ihn befielen. Er meinte, von Gott nicht angenommen, noch vor ihm gerechtfertigt zu sein. In dem Leben der Väter las er, Gott sei wohl einmal durch Enthaltung

von aller Speise erweicht und gnädig zu sein bewogen worden. Auch er enthielt sich einst von einem Sonntag zum andern aller Lebensmittel. Sein Beichtvater verbot es ihm, und er, der von nichts in der Welt einen so hohen Begriff hatte wie von dem Gehorsam, ließ hierauf davon ab. Wohl war ihm dann und wann, als werde seine Melancholie von ihm genommen, wie ein schweres Kleid von den Schultern fällt, aber bald kehrten die alten Qualen zurück. Es schien ihm, als habe sich sein ganzes Leben Sünde aus Sünde fortgehend erzeugt. Zuweilen war er in Versuchung, sich aus der Fenster-Oeffnung zu stürzen.[1]

Unwillkürlich erinnert man sich hiebei des peinlichen Zustandes, in welchen Luther zwei Jahrzehente früher durch sehr ähnliche Zweifel gerathen war. Die Forderung der Religion, eine völlige Versöhnung mit Gott bis zum Bewußtsein derselben, war bei der unergründlichen Tiefe einer mit sich selber hadernden Seele auf dem gewöhnlichen Wege, den die Kirche einschlug, niemals zu erfüllen. Auf sehr verschiedene Weise gingen sie aber aus diesem Labyrinth hervor. Luther gelangte zu der Lehre von der Versöhnung durch Christum ohne alle Werke: von diesem

1. Maffei, Rivadeneira, Orlandino und alle Anderen erzählen diese Anfechtungen. Am meisten authentisch bleiben immer die Acten die von Ignaz selbst herrühren: den Zustand, in dem er war, bezeichnet z. B. folgende Stelle. Cum his cogitationibus agitaretur, tentabatur saepe graviter magno cum impetu ut magno ex foramine quod in cellula erat sese dejiceret. Nec aberat foramen ab eo loco ubi preces fundebat. Sed cum videret esse peccatum se ipsum occidere, rursus clamabat: domine, non faciam quod te offendat.

Punkte aus verstand er erst die Schrift, auf die er sich gewaltig stützte. Von Loyola finden wir nicht, daß er in der Schrift geforscht, daß das Dogma auf ihn Eindruck gemacht habe. Da er nur in inneren Regungen lebte, in Gedanken die in ihm selbst entsprangen, so glaubte er die Eingebung bald des guten bald des bösen Geistes zu erfahren. Endlich ward er sich ihres Unterschiedes bewußt. Er fand denselben darin, daß sich die Seele von jenen erfreut und getröstet, von diesen ermüdet und geängstigt fühle.[1] Eines Tages war es ihm, als erwache er aus dem Traume. Er glaubte mit Händen zu greifen, daß alle seine Peinen Anfechtungen des Satans seien. Er entschloß sich von Stund an, über sein ganzes vergangenes Leben abzuschließen, diese Wunden nicht weiter aufzureißen, sie niemals wieder zu berühren. Es ist dieß nicht sowohl eine Beruhigung als ein Entschluß. Mehr eine Annahme, die man ergreift weil man will, als eine Ueberzeugung, der man sich unterwerfen muß. Sie bedarf der Schrift nicht, sie beruht auf dem Gefühle eines unmittelbaren Zusammenhanges mit dem Reiche der Geister. Luther hätte sie niemals genug gethan: Luther wollte keine Eingebung, keine Gesichte, er hielt sie alle ohne Unterschied für verwerflich: er wollte nur das einfache, geschrie-

1. Eine von seinen eigensten und ursprünglichsten Wahrnehmungen, deren Anfang er selbst auf seine Phantasien während der Krankheit zurückgeführt hat. In Manresa ward sie ihm zur Gewißheit. In den geistlichen Uebungen ist sie sehr ausgebildet. Man findet da ausführliche Regeln „ad motus animae quos diversi excitant spiritus discernendos, ut boni solum admittantur et pellantur mali.“

bene, unzweifelhafte Gottes-Wort. Loyola dagegen lebte ganz in Phantasien und innern Anschauungen. Am meisten vom Christenthum schien ihm eine Alte zu verstehen, welche ihm in seinen Qualen gesagt, Christus müsse ihm noch erscheinen. Es hatte ihm Anfangs nicht einleuchten wollen, jetzt aber meinte er bald Christum, bald die Jungfrau mit Augen zu erblicken. Auf der Treppe von S. Domenico zu Manresa blieb er stehen und weinte laut, weil er das Geheimniß der Dreieinigkeit in diesem Moment anzuschauen glaubte:[1] er redete den ganzen Tag von nichts anderem: er war unerschöpflich in Gleichnissen. Plötzlich überleuchtete ihn in mystischen Symbolen das Geheimniß der Schöpfung. In der Hostie sah er den, welcher Gott und Mensch. Er ging einst an dem Ufer des Llobregat nach einer entfernten Kirche. Indem er sich niedersetzte und seine Augen auf den tiefen Strom heftete, den er vor sich hatte, fühlte er sich plötzlich von anschauendem Verständniß der Geheimnisse des Glaubens entzückt: er meinte als ein anderer Mensch aufzustehen. Für ihn bedurfte es dann keines Zeugnisses, keiner Schrift weiter. Auch wenn es solche nicht gegeben hätte, würde er doch unbedenklich für den Glauben, den er bisher geglaubt, den er sah, in den Tod gegangen sein.[2]

Haben wir die Grundlagen dieser so eigenthümlichen

1. En figura de tres teclas.

2. Acta antiquissima: His visis haud mediocriter tum confirmatus est (— das Original: y le dieron tanta confirmacione siempre de la fe), ut saepe etiam id cogitarit, quod etsi nulla scriptura mysteria illa fidei doceret, tamen ipse ob ea ipsa quae viderat statueret sibi pro his esse moriendum.

Entwickelung gefaßt, dieses Ritterthum der Abstinenz, diese Entschlossenheit der Schwärmerei und phantastische Ascetik, so ist es nicht nöthig, Iñigo Loyola auf jedem Schritte seines Lebens weiter zu begleiten. Er ging wirklich nach Jerusalem, in der Hoffnung, wie zur Stärkung der Gläubigen, so zur Bekehrung der Ungläubigen beizutragen. Allein wie wollte er zumal das letzte ausführen, unwissend wie er war, ohne Gefährten, ohne Vollmacht? An der entschiedenen Zurückweisung jerusalemischer Obern, die dazu eine ausdrückliche päpstliche Berechtigung besaßen, scheiterte sein Vorsatz, an den heiligen Orten zu bleiben. Auch als er nach Spanien zurückgekommen, hatte er Anfechtungen genug zu bestehen. Indem er zu lehren und die geistlichen Uebungen, die ihm indeß entstanden, mitzutheilen anfing, kam er sogar in den Verdacht der Ketzerei. Es wäre das seltsamste Spiel des Zufalls, wenn Loyola, dessen Gesellschaft Jahrhunderte später in Illuminaten ausging, selbst mit einer Secte dieses Namens in Zusammenhang gestanden hätte.[1] Und läugnen kann man nicht, daß die damaligen Illuminaten in Spanien, Alumbrados, zu denen er zu gehören in Verdacht war, Meinungen hegten, die einige Aehnlichkeit mit seinen Phantasien haben. Abgestoßen von der Werkheiligkeit des bisherigen Christenthums, ergaben auch sie sich inneren Entzückungen, und glaubten wie er, das Geheimniß — sie erwähnten noch besonders das der Dreieinigkeit — in unmittelbarer Erleuchtung an-

1. Auch Lainez und Borgia haben diesen Vorwurf erfahren. Llorente Hist. de l'inquisition III, 83. Melchior Cano nannte sie geradezu Illuminaten, die Gnostiker des Jahrhunderts.

zuschauen. Wie Loyola und später seine Anhänger, machten sie die Generalbeichte zur Bedingung der Absolution, und drangen vor allem auf das innere Gebet. In der That möchte ich nicht behaupten, daß Loyola ganz ohne Berührung mit diesen Meinungen geblieben wäre. Allein daß er der Secte angehört hätte, ist auch nicht zu sagen. Er unterschied sich von ihr hauptsächlich dadurch, daß während sie durch die Forderungen des Geistes über alle gemeinen Pflichten erhaben zu sein glaubte, er dagegen — ein alter Soldat wie er war — den Gehorsam für die oberste aller Tugenden erklärte. Seine ganze Begeisterung und innere Ueberzeugung unterwarf er allemal der Kirche und ihren Gewalten.

Indessen hatten diese Anfechtungen und Hindernisse einen für sein Leben entscheidenden Erfolg. In dem Zustande, in dem er damals war, ohne Gelehrsamkeit und gründlichere Theologie, ohne politischen Rückhalt, hätte sein Dasein spurlos vorübergehen müssen. Glück genug, wenn ihm innerhalb Spaniens ein paar Bekehrungen gelungen wären. Allein indem man ihm in Alcala und in Salamanca auferlegte, erst vier Jahre Theologie zu studiren, ehe er namentlich über gewisse schwere Dogmen wieder zu lehren versuche, nöthigte man ihn, einen Weg einzuschlagen, auf dem sich allmählich für seinen Trieb religiöser Thätigkeit ein ungeahntes Feld eröffnete.

Er begab sich nach der damals berühmtesten hohen Schule der Welt, nach Paris.

Die Studien hatten für ihn eine eigenthümliche Schwierigkeit. Er mußte die Classe der Grammatik, die er schon

in Spanien angefangen, die der Philosophie machen, ehe er zur Theologie zugelassen wurde.[1] Aber bei den Worten, die er flectiren, bei den logischen Begriffen, die er analysiren sollte, ergriffen ihn die Entzückungen des tieferen religiösen Sinnes, den er damit zu verbinden gewohnt war. Es hat etwas Großartiges, daß er dieß für Eingebungen des bösen Geistes erklärte, der ihn von dem rechten Weg abführen wolle, und sich der rigorosesten Zucht unterwarf.

Während ihm nun aus den Studien eine neue, die reale Welt aufging, so ließ er doch darum von seiner geistlichen Richtung und selbst ihrer Mittheilung keinen Augenblick ab. Eben hier war's, wo er die ersten nachhaltigen, wirksamen, ja für die Welt bedeutenden Bekehrungen machte.

Von den beiden Stubenburschen Loyola's in dem Collegium St. Barbara war der eine, Peter Faber aus Savoyen, — ein Mensch, bei den Heerden seines Vaters aufgewachsen, der sich einst des Nachts unter freiem Himmel Gott und den Studien gewidmet hatte, — nicht schwer zu gewinnen. Er repetirte mit Ignatius, denn diesen Namen führte Iñigo in der Fremde, den philosophischen Cursus: dieser theilte ihm dabei seine ascetischen Grundsätze mit. Ignatius lehrte den jüngeren Freund seine Fehler bekämpfen, klüglich nicht alle auf einmal, sondern einen nach

1. Nach der ältesten Chronik der Jesuiten, Chronicon breve AA. SS. l. l. p. 525 war Ignatius von 1528 bis 1535 in Paris. Ibi vero non sine magnis molestiis et persecutionibus primo grammaticae de integro, tum philosophiae ac demum theologico studio sedulam operam navavit.

dem andern, wie er denn auch immer einer Tugend vorzugsweise nachzutrachten habe: er hielt ihn zu Beichte und häufigem Genuß des Abendmahls an. Sie traten in die engste Gemeinschaft: Ignaz theilte die Almosen, die ihm aus Spanien und Flandern ziemlich reichlich zuflossen, mit Faber. Schwerer machte es ihm der andere, Franz Xaver, aus Pamplona in Navarra, der nur begierig war, der Reihe seiner durch Kriegsthaten berühmten Vorfahren, die von 500 Jahren her auf seinem Stammbaum verzeichnet waren, den Namen eines Gelehrten hinzuzufügen: er war schön, reich, voll Geist, und hatte schon am königlichen Hofe Fuß gefaßt. Ignaz versäumte nicht, ihm die Ehre zu erweisen die er in Anspruch nahm, und zu sorgen, daß sie ihm von andern erwiesen wurde. Für seine erste Vorlesung verschaffte er ihm eine gewisse Frequenz. Wie er ihn sich erst persönlich befreundet, so verfehlte sein Beispiel, seine Strenge ihre natürliche Wirkung nicht. Er brachte diesen wie jenen dahin, die geistlichen Uebungen unter seiner Leitung zu machen. Er schonte ihrer nicht: drei Tage und drei Nächte ließ er sie fasten: in dem härtesten Winter — die Wagen fuhren über die gefrorene Seine — hielt er Faber dazu an. Er machte sich beide ganz zu eigen und theilte ihnen seine Gesinnung mit.[1]

Wie bedeutend wurde die Zelle von St. Barbara, die diese drei Menschen vereinigte, in der sie voll phantastischer

1. Orlandinus, der auch ein Leben Fabers geschrieben hat, welches ich nicht sah, ist auch in seinem großen Werke Historiae societatis Jesu pars I, p. 17 hierüber ausführlicher als Ribadeneira.

Religiösität Pläne entwarfen, Unternehmungen vorbereiteten, von denen sie selber nicht wußten wohin sie führen sollten.

Betrachten wir die Momente, auf denen die fernere Entwickelung dieser Verbindung beruhte. Nachdem sich noch einige Spanier, Salmeron, Lainez, Bobadilla, denen sich allen Ignatius durch guten Rath oder Unterstützung unentbehrlich gemacht, ihnen zugesellt, begaben sie sich eines Tages nach der Kirche von Montmartre. Faber, bereits Priester, las die Messe. Sie gelobten Keuschheit: sie schwuren nach vollendeten Studien in völliger Armuth ihr Leben in Jerusalem der Pflege der Christen oder der Bekehrung der Saracenen zu widmen: sei es aber unmöglich dahin zu gelangen oder dort zu bleiben, in diesem Falle dem Papst ihre Bemühungen anzubieten, für jeden Ort wohin er ihnen zu gehen befehle, ohne Lohn noch Bedingung. So schwur ein Jeder und empfing die Hostie. Darauf schwur auch Faber und nahm sie selbst. An dem Brunnen St. Denys genossen sie hierauf eine Mahlzeit.

Ein Bund zwischen jungen Männern: schwärmerisch, nicht eben verfänglich: noch in den Ideen die Ignatius ursprünglich gefaßt hatte, nur in so fern davon abweichend, als sie ausdrücklich die Möglichkeit berechneten dieselben nicht ausführen zu können.

Anfang 1537 finden wir sie in der That mit noch drei andern Genossen sämmtlich in Venedig, um ihre Wallfahrt anzutreten. Schon manche Veränderung haben wir in Loyola wahrgenommen: von einem weltlichen Ritter-

thum sahen wir ihn zu einem geistlichen übergehen, in die ernsthaftesten Anfechtungen fallen und mit phantastischer Ascetik sich daraus hervorarbeiten: Theolog und Gründer einer schwärmerischen Gesellschaft war er geworden. Jetzt endlich nahmen seine Absichten die bleibende Wendung. Einmal hinderte ihn der Krieg, der eben damals zwischen Venedig und den Türken ausbrach, an der Abreise, und ließ den Gedanken der Wallfahrt noch mehr zurücktreten; sodann aber fand er in Venedig ein Institut, das ihm, man möchte sagen, die Augen erst recht öffnete. Eine Zeitlang schloß sich Loyola auf das engste an Caraffa an: in dem Convent der Theatiner, der sich in Venedig gebildet, nahm er Wohnung. Er diente in den Spitälern, über welche Caraffa die Aufsicht führte, in denen dieser seine Novizen sich üben ließ. Zwar fand sich Ignatius durch das theatinische Institut nicht völlig befriedigt; er sprach mit Caraffa über einige in demselben vorzunehmende Veränderungen, und sie sollen darüber mit einander zerfallen sein.[1] Aber schon dieß zeigt, wie tiefen Eindruck es auf ihn machte. Einen Orden von Priestern sah er hier sich den eigentlich clericalischen Pflichten mit Eifer und Strenge widmen. Mußte er, wie immer deutlicher wurde, diesseit des Meeres bleiben und seine Thätigkeit in den Bezirken der abendländischen Christenheit versuchen, so erkannte er wohl, daß auch er nicht füglich einen andern Weg einschlagen konnte.

1. Sachinus: cujus sit autoritatis quod in b. Cajetani Thienaei vita de beato Ignatio traditur, vor dem Orlandinus, erörtert dieß Verhältniß ausführlich.

In der That nahm er in Venedig mit allen seinen Gefährten die priesterlichen Weihen. In Vicenza begann er nach vierzigtägigem Gebet mit dreien von ihnen zu predigen. An dem nemlichen Tage zur nemlichen Stunde erschienen sie in verschiedenen Straßen, stiegen auf Steine, schwangen die Hüte, riefen laut und fingen an zur Buße zu ermahnen. Seltsame Prediger, zerlumpt, abgehärmt; sie sprachen ein unverständliches Gemisch von Spanisch und Italienisch. In diesen Gegenden blieben sie, bis das Jahr, das sie zu warten beschlossen hatten, verstrichen war. Dann brachen sie auf nach Rom.

Als sie sich trennten, denn auf verschiedenen Wegen wollten sie die Reise machen, entwarfen sie die ersten Regeln, um auch in der Entfernung eine gewisse Gleichförmigkeit des Lebens zu beobachten. Was aber sollten sie antworten, wenn man sie nach ihrer Beschäftigung fragen würde? Sie gefielen sich in dem Gedanken, als Soldaten dem Satan den Krieg zu machen: den alten militärischen Phantasien des Ignatius zu Folge beschlossen sie, sich die Compagnie Jesu zu nennen, ganz wie eine Compagnie Soldaten, die von ihrem Hauptmann den Namen trägt.[1]

In Rom hatten sie anfangs keinen ganz leichten Stand: Ignatius meinte, er sehe alle Fenster geschlossen, und von

1. Ribadeneira Vita brevior c. 12 bemerkt, daß Ignaz dieß gewählt: „ne de suo nomine diceretur.“ Nigroni erklärt societas: quasi dicas cohortem aut centuriam quae ad pugnam cum hostibus spiritualibus conserendam conscripta sit. — Postquam nos vitamque nostram Christo Domino nostro et ejus vero ac legitimo vicario in terris obtuleramus, — heißt es in der Deliberatio primorum patrum. AA. SS. l. l. p. 463.

dem alten Verdacht der Ketzerei mußten sie hier noch einmal freigesprochen werden. Allein indeß hatten ihre Lebensweise, ihr Eifer in Predigt und Unterricht, ihre Krankenpflege auch zahlreiche Anhänger herbeigezogen, und so Viele zeigten sich bereit zu ihnen zu treten, daß sie auf eine förmliche Einrichtung ihrer Gesellschaft denken konnten.

Zwei Gelübde hatten sie bereits gethan: jetzt legten sie das dritte, das des Gehorsams, ab. Wie aber Ignatius immer den Gehorsam für eine der vornehmsten Tugenden erklärt, so suchten sie gerade in diesem alle anderen Orden zu übertreffen. Es war schon viel, daß sie sich ihren General allemal auf Lebenszeit zu wählen beschlossen: allein dieß genügte ihnen noch nicht. Sie fügten die besondere Verpflichtung hinzu, „alles zu thun, was ihnen der jedesmalige Papst befehlen, in jedes Land zu gehen, zu Türken, Heiden und Ketzern, in das er sie senden werde, ohne Widerrede, ohne Bedingung und Lohn, unverzüglich."

Welch ein Gegensatz gegen die bisherigen Tendenzen dieser Zeit! Indem der Papst auf allen Seiten Widerstand und Abfall erfuhr und nichts zu erwarten hatte als fortgehenden Abfall, vereinigte sich hier eine Gesellschaft, freiwillig, voll Eifer, enthusiastisch, um sich ausschließlich seinem Dienste zu widmen. Er konnte kein Bedenken tragen, sie anfangs — im Jahre 1540 — unter einigen Beschränkungen, und alsdann — 1543 — unbedingt zu bestätigen.

Indeß that auch die Gesellschaft den letzten Schritt. Sechs von den ältesten Bundesgenossen traten zusammen, um den Vorsteher zu wählen, der, wie der erste Entwurf,

den sie dem Papst einreichten, besagte, „Grade und Aemter nach seinem Gutdünken vertheilen, die Constitution mit Beirath der Mitglieder entwerfen, in allen andern Dingen aber allein zu befehlen haben solle: in ihm solle Christus als gegenwärtig verehrt werden.“ Einstimmig wählten sie Ignaz, der, wie Salmeron auf seinem Wahlzettel sagte, „sie alle in Christo erzeuget und mit seiner Milch genährt habe.“[1]

Und nun erst hatte die Gesellschaft ihre Form. Es war auch eine Gesellschaft von Chierici regolari: sie beruhte auch auf einer Vereinigung von clericalischen und klösterlichen Pflichten; allein sie unterschied sich vielfach von den übrigen dieser Art.

Hatten schon die Theatiner mehrere minder bedeutende Verpflichtungen fallen lassen, so gingen die Jesuiten darin noch weiter.[2] Es war ihnen nicht genug, alle klösterliche Tracht zu vermeiden; sie sagten sich auch von den gemeinschaftlichen Andachtsübungen, welche in den Klöstern den größten Theil der Zeit wegnehmen, von der Obliegenheit im Chor zu singen los.

Dieser wenig nothwendigen Beschäftigungen überhoben, widmeten sie ihre ganze Zeit und alle ihre Kräfte den

1. Suffragium Salmeronis.

2. Sie finden hierin ihren Unterschied von den Theatinern selbst. Didacus Payva Andradius: Orthodoxarum Explicatt. lib. I, fol. 14: Illi (Theatini) sacrarum aeternarumque rerum meditationi psalmodiaeque potissimum vacant: isti vero (Jesuitae) cum divinorum mysteriorum assidua contemplatione, docendae plebis, evangelii amplificandi, sacramenta administrandi atque reliqua omnia apostolica munera conjungunt.

wesentlichen Pflichten. Nicht einer besondern, wie die Barnabiten, obwohl sie die Krankenpflege, weil sie einen guten Namen machte, sich angelegen sein ließen: nicht unter beschränkenden Bedingungen, wie die Theatiner, sondern mit aller Anstrengung den wichtigsten. Erstens der Predigt: schon als sie sich in Vicenza trennten, hatten sie sich das Wort gegeben, hauptsächlich für das gemeine Volk zu predigen, mehr darauf zu denken, Eindruck zu machen, als durch gewählte Rede zu glänzen: so fuhren sie nunmehr fort. Zweitens der Beichte: denn damit hängt die Leitung und Beherrschung der Gewissen unmittelbar zusammen: in den geistlichen Uebungen, durch welche sie selber mit Ignaz vereinigt worden, besaßen sie ein großes Hülfsmittel. Endlich dem Unterrichte der Jugend: hiezu hatten sie sich gleich in ihren Gelübden durch eine besondere Clausel verpflichten wollen, und ob dieß wohl da nicht durchgegangen war, so schärften sie es doch in ihrer Regel auf das lebhafteste ein. Vor allem wünschten sie die aufwachsende Generation zu gewinnen. Genug, alles Beiwerk ließen sie fallen und widmeten sich den wesentlichen, wirksamen, Einfluß versprechenden Arbeiten.

Aus den phantastischen Bestrebungen Ignatio's hatte sich demnach eine vorzugsweise praktische Richtung entwickelt: aus seinen ascetischen Bekehrungen ein Institut, mit weltkluger Zweckmäßigkeit berechnet.

Alle seine Erwartungen sah er weit übertroffen. Er hatte nun die unbeschränkte Leitung einer Gesellschaft in Händen, auf welche ein großer Theil seiner Intuitionen überging: welche ihre geistlichen Ueberzeugungen mit Stu-

dium auf dem Wege bildete, auf dem er sie durch Zufall und Genius erworben hatte: welche zwar seinen jerusalemischen Plan nicht ausführte, bei dem sich nichts erreichen ließ, aber übrigens zu den entferntesten erfolgreichsten Missionen schritt, und hauptsächlich jene Seelsorge, die er immer empfohlen, in einer Ausdehnung übernahm, wie er sie niemals ahnen können: die ihm endlich einen zugleich soldatischen und geistlichen Gehorsam leistete.

Ehe wir die Wirksamkeit, zu der die Gesellschaft gar bald gelangte, näher betrachten, müssen wir noch eine der wichtigsten Bedingungen derselben erörtern.

Erste Sitzungen des tridentinischen Concilium.

Wir sahen, welche Interessen sich an die Forderung des Concilium von der kaiserlichen, an die Verweigerung desselben von der päpstlichen Seite knüpften. Nur in Einer Beziehung hatte eine neue Kirchenversammlung doch auch für den Papst etwas Wünschenswerthes. Um die Lehren der katholischen Kirche mit ungebrochenem vollem Eifer einprägen und ausbreiten zu können, war es nothwendig, daß die Zweifel, welche sich über die eine oder die andere in dem Schooße der Kirche selbst erhoben hatten, beseitigt würden. Mit unbedingter Autorität vermochte dieß allein ein Concilium zu thun. Es kam nur darauf an, daß es zur günstigen Zeit zusammenberufen und unter dem Einfluß des Papstes gehalten würde.

Jener große Moment, in dem sich die beiden kirchlichen Parteien einander in einer mittlern gemäßigten Mei-

nung mehr als je genähert hatten, ward auch hiefür entscheidend. Der Papst, wie gesagt, glaubte wahrzunehmen, daß der Kaiser selbst den Anspruch hege, das Concilium zu berufen. In diesem Augenblick von allen Seiten der Anhänglichkeit katholischer Fürsten versichert, verlor er keine Zeit, ihm darin zuvorzukommen. Es war noch mitten in jenen Bewegungen, daß er sich definitiv entschloß zu der öcumenischen Kirchenversammlung zu schreiten und allen Zögerungen ein Ende zu machen:[1] ohne Verzug ließ er es Contarini und durch diesen dem Kaiser anzeigen: die Verhandlungen wurden ernstlich aufgenommen: endlich ergingen die Berufungsschreiben: im nächsten Jahre finden wir seine Legaten bereits in Trient.[2]

Indessen traten auch dießmal neue Hindernisse ein: allzu gering war die Zahl der erscheinenden Bischöfe, allzu kriegerisch die Zeit, und die Umstände nicht vollkommen günstig: es währte bis in den December 1545, ehe es zu der wirklichen Eröffnung des Concilium kam. Endlich hatte der alte Zauderer den erwünschten Moment gefunden.

Denn welcher hätte es mehr sein können als der, in welchem der Kaiser von dem Fortgang des Protestantis-

1. Ardinghello al Cl Contarini 15 Giugno 1541 bei Quirini III. CCXLVI: Considerato che nè la concordia a Christiani è successa e la tolerantia (die in Regensburg in Antrag gebracht, aber von dem Consistorium der Cardinäle verworfen worden war) è illecitissima e damnosa e la guerra difficile e pericolosa, — pare a S. S. che si ricorra al rimedio del concilio. — — Adunque — S. Beatitudine ha determinato di levar via la prorogatione della suspensione del concilio e di dichiararlo e congregarlo quanto piu presto si potrà.

2. Am 22sten November 1542 trafen sie ein.

mus in seinem kaiserlichen Ansehen — wie er es ansah — und in dem eingeführten Regiment seiner Erblande bedroht, sich entschlossen hatte, demselben mit den Waffen in der Hand entgegenzutreten. Da er die Hülfe des Papstes brauchte, konnte er die Ansprüche wenigstens nicht sofort geltend machen, die er sonst auf ein Concilium gründen zu wollen schien. Der Krieg mußte ferner ihn vollauf beschäftigen; bei der Macht der Protestanten ließ sich nicht absehen, in welche Verwicklungen er dabei gerathen würde: um so weniger konnte er dann auf die Reform dringen, mit welcher er bisher dem päpstlichen Stuhle gedroht. Auch übrigens wußte ihm der Papst zunächst den Weg dazu abzuschneiden. Der Kaiser forderte, das Concilium solle mit der Reform beginnen: den päpstlichen Legaten erschien es als ein Sieg, daß der Beschluß gefaßt wurde, es solle zugleich über Reform und Dogmen gehandelt werden;[1] in der That nahm man dann zuerst nur die Dogmen vor.

Indem der Papst zu erkennen wußte, was ihm hätte schädlich werden können, ergriff er dasjenige, woran ihm selber gelegen war. Die Feststellung der bezweifelten Lehrsätze hatte für ihn, wie angedeutet, die größte Wichtigkeit. Man müßte nun sehen, ob von jenen zu dem protestantischen System hinneigenden Ansichten sich eine oder die andere

1. Eine Auskunft, welche Thom. Campeggi vorschlug. Pallavicini VI, VII, 5. Uebrigens war eine Reformationsbulle von allem Anfang entworfen, doch ist sie nicht publicirt worden. Bulla reformationis Pauli papae III concepta non vulgata, primum edidit H. N. Clausen. Havn. 1829.

innerhalb des katholischen Lehrbegriffs zu halten vermögen würde.

Zuerst, denn sehr systematisch ging man zu Werke, handelte das Concilium von der Offenbarung, den Quellen, aus denen die Kenntniß derselben zu schöpfen sei. Gleich hier erhoben sich einige Stimmen in der Richtung des Protestantismus. Der Bischof Nachianti von Chiozza wollte von nichts als von der Schrift hören: in dem Evangelium stehe alles geschrieben was zu unserer Seligkeit nothwendig. Allein er hatte eine ungeheure Majorität wider sich. Man faßte den Beschluß, die ungeschriebenen Traditionen, die aus dem Munde Christi empfangen, unter dem Schutze des heiligen Geistes bis auf die neueste Zeit fortgepflanzt worden, seien mit gleicher Verehrung anzunehmen wie die heilige Schrift. In Hinsicht dieser wies man nicht einmal auf die Grundtexte zurück. Man erkannte in der Vulgata die authentische Uebersetzung derselben an, und versprach nur, daß sie ins Künftige auf das sorgfältigste gedruckt werden solle.[1]

Nachdem dergestalt der Grund gelegt worden — nicht mit Unrecht ward gesagt, es sei die Hälfte des Weges, — kam man an jenes entscheidende Lehrstück von der Rechtfertigung und die damit zusammenhängenden Doctrinen. An diese Streitfrage knüpfte sich das vornehmste Interesse.

Denn nicht Wenige gab es in der That noch auf dem

1. Conc. Tridentini Sessio IV: „in publicis lectionibus, disputationibus, praedicationibus et expositionibus pro authentica habeatur.“ Verbessert soll sie gedruckt werden „posthac“, nicht ganz wie Pallavicini hat, quanto si potesse piu tosto: VI, 15, 2.

Concilium, deren Ansichten hierüber mit den protestantischen Meinungen zusammenfielen. Der Erzbischof von Siena, der Bischof della Cava, Giulio Contarini, Bischof zu Belluno, und mit ihnen fünf Theologen schrieben die Rechtfertigung einzig und allein dem Verdienste Christi und dem Glauben zu. Liebe und Hoffnung erklärten sie für die Begleiterinnen, Werke für die Beweise des Glaubens: nichts weiter seien sie; der Grund der Rechtfertigung aber allein der Glaube.

Wie war es zu denken, daß in einem Moment, in welchem Papst und Kaiser die Protestanten mit Gewalt der Waffen angriffen, sich die Grundansicht, von der sich deren ganzes Wesen herleitete, auf einem Concilium unter den Auspicien des Papstes und des Kaisers geltend machen sollte? Vergebens ermahnte Poole, nicht etwa eine Meinung nur deshalb zu verwerfen, weil sie von Luther behauptet worden. Allzu viel persönliche Erbitterungen knüpften sich daran. Der Bischof della Cava und ein griechischer Mönch geriethen thätlich an einander. Ueber einen so unzweifelhaften Ausdruck einer protestantischen Meinung konnte es auf dem Concilium gar nicht einmal zu bedeutenden Discussionen kommen: diese galten, und schon dieß ist wichtig genug, nur der vermittelnden Meinung, wie sie Gaspar Contarini, der indeß bereits gestorben war, und seine Freunde aufgestellt.

Der Augustinergeneral Seripando trug sie vor, jedoch nicht ohne die ausdrückliche Verwahrung, daß es nicht die Meinungen Luthers seien, die er verfechte, vielmehr die Lehren der berühmtesten Gegner desselben, z. B. eines Pflug und Gropper. Er nahm eine doppelte Gerechtig-

keit an:[1] die eine uns inwohnend, inhärirend, durch welche wir aus Sündern Kinder Gottes werden, auch sie Gnade und unverdient, thätig in Werken, sichtbar in Tugenden, aber allein nicht fähig uns zur Glorie Gottes einzuführen; die andere die Gerechtigkeit und das Verdienst Christi, uns beigemessen, imputirt, welche alle Mängel ersetze, vollständig, seligmachend. Eben so hatte Contarini gelehrt. Wenn die Frage sei, sagt dieser, auf welche von jenen Gerechtigkeiten wir bauen sollen, die inwohnende oder die in Christo beigemessene, so sei die Antwort eines Frommen, daß wir uns nur auf die letzte zu verlassen haben. Unsere Gerechtigkeit sei eben erst angefangen, unvollkommen, voller Mängel; Christi Gerechtigkeit dagegen wahrhaft, vollkommen, in den Augen Gottes durchaus und allein wohlgefällig; um ihretwillen allein könne man glauben, vor Gott gerechtfertigt zu werden.[2]

Jedoch auch in solch einer Modification — sie ließ, wie wir sehen, das Wesen der protestantischen Lehre beste-

1. Parere dato a 13 di Luglio 1544. Excerpirt von Pallavicini VIII, XI, 4.

2. Contareni tractatus de justificatione. Nur muß man nicht an die venez. Ausg. von 1589, wie es auch mir zuerst ging, gerathen: da sucht man diese Stelle vergebens. Noch 1571 hatte die Sorbonne den Tractat, wie er war, gebilligt: in der Pariser Ausgabe von diesem Jahre findet er sich unverstümmelt; 1589 dagegen ließ ihn der Generalinquisitor von Venedig, Fra Marco Medici, nicht mehr passiren: er begnügte sich nicht, die Stellen wegzulassen: sie wurden dem recipirten Dogma gemäß umgeschmolzen. Man erstaunt, wenn man bei Quirini Epp. Poli III, CCXIII, auf die Collation stößt. Man muß sich dieser unverantwortlichen Gewaltsamkeiten erinnern, um sich einen so bittern Haß, wie ihn Paul Sarpi hegte, zu erklären.

hen, und konnte von Anhängern derselben gebilligt werden — fand diese Meinung lebhaften Widerspruch.

Caraffa, der sich ihr schon damals entgegengesetzt hatte, als sie in Regensburg verhandelt ward, saß auch jetzt unter den Cardinälen, welchen die Beaufsichtigung des tridentinischen Conciliums anvertraut war. Er kam mit einer eigenen Abhandlung über die Rechtfertigung hervor, in der er allen Meinungen dieser Art lebhaft widersprach.[1] Ihm zur Seite erhoben sich bereits die Jesuiten. Salmeron und Lainez hatten sich das wohl ausgesonnene Vorrecht verschafft, daß jener zuerst, dieser zuletzt seine Meinung vorzutragen hatte. Sie waren gelehrt, kräftig, in der Blüthe ihrer Jahre, voller Eifer. Von Ignatius angewiesen, nie einer Meinung beizupflichten, die sich im mindesten einer Neuerung nähere,[2] widersetzten sie sich aus allen Kräften der Lehre Seripando's. Lainez erschien mehr mit einem Werke als mit einer Widerrede auf dem Kampfplatz. Er hatte den größten Theil der Theologen auf seiner Seite.

Jene Unterscheidung der Gerechtigkeiten ließen diese Gegner allenfalls gelten. Allein sie behaupteten, die imputative Gerechtigkeit gehe in der inhärirenden auf: oder das Verdienst Christi werde den Menschen durch den Glauben unmittelbar zugewendet und mitgetheilt: man habe allerdings auf die Gerechtigkeit Christi zu bauen, aber nicht weil sie die unsere ergänze, sondern weil sie dieselbe hervorbringe. Eben hierauf kam alles an. Bei den Ansich-

1. Bromato: Vita di Paolo IV. Tom. II, p. 131.
2. Orlandinus VI, p. 127.

ten Contarini's und Seripando's konnte das Verdienst der Werke nicht bestehen. Diese Ansicht rettete dasselbe. Es war die alte Lehre der Scholastiker, daß die Seele mit der Gnade bekleidet sich das ewige Leben verdiene.[1] Der Erzbischof von Bitonto, einer der gelehrtesten und beredtesten dieser Väter, unterschied eine vorläufige Rechtfertigung, abhängig von dem Verdienst Christi, durch welche der Gottlose von dem Stande der Verwerfung befreit werde; und eine nachfolgende, die Erwerbung der eigentlichen Gerechtigkeit, abhängig von der uns eingegossenen und inwohnenden Gnade. In diesem Sinne sagte der Bischof von Fano, der Glaube sei nur das Thor zur Rechtfertigung; aber man dürfe nicht stehen bleiben: man müsse den ganzen Weg vollbringen.

So nahe diese Meinungen einander zu berühren scheinen, so sind sie einander doch durchaus entgegengesetzt. Auch die lutherische fordert die innere Wiedergeburt, bezeichnet den Weg des Heiles, und behauptet daß gute Werke folgen müssen: die göttliche Begnadigung aber leitet sie allein von dem Verdienste Christi her. Das tridentinische Concilium dagegen nimmt zwar auch das Verdienst Christi an, aber die Rechtfertigung schreibt es demselben nur in so fern zu, als es die innere Wiedergeburt und mithin gute Werke, auf die zuletzt alles ankommt, hervorbringt. Der Gottlose, sagt es, wird gerechtfertigt, indem durch das Verdienst des heiligsten Leidens, vermöge des h. Geistes, die Liebe Gottes seinem Herzen eingepflanzt wird und demselben in-

1. Chemnitius: Examen concilii Tridentini I, 355.
2. Sessio VI, c. VII, X.

wohnt; dergestalt ein Freund Gottes geworden, geht der Mensch fort von Tugend zu Tugend, und wird erneuert von Tag zu Tag. Indem er die Gebote Gottes und der Kirche beobachtet, wächst er mit Hülfe des Glaubens durch gute Werke in der durch Christi Gnade erlangten Gerechtigkeit, und wird mehr und mehr gerechtfertigt.

Und so ward die Meinung der Protestanten von dem Katholicismus völlig ausgeschlossen: jede Vermittelung ward von der Hand gewiesen. Eben damals geschah dieß, als der Kaiser in Deutschland den Sieg bereits erfochten hatte, die Lutheraner sich schon von allen Seiten ergaben, und jener sich aufmachte, die Widerspenstigen die es noch gab, nicht minder zu unterwerfen. Schon hatten die Verfechter der mittlern Meinung, Cardinal Poole, der Erzbischof von Siena, das Concilium, wie natürlich unter andern Vorwänden, verlassen:[1] statt Andern in ihrem Glauben Maß und Ziel zu geben, mußten sie besorgt sein, den eigenen angegriffen und verdammt zu sehen.

Es war aber hiemit die wichtigste Schwierigkeit überwunden. Da die Rechtfertigung innerhalb des Menschen vor sich geht, und zwar in fortdauernder Entwickelung, so kann sie der Sacramente nicht entbehren, durch welche sie entweder anfängt, oder wenn sie angefangen hat, fortgesetzt,

1. Wenigstens wäre es seltsam, wenn sie beide durch den Zufall einer außerordentlichen Krankheit, wie es hieß, abgehalten worden wären nach Trient zurückzukommen. Polo ai Cli Monte e Cervini 15 Sett. 1546. Epp. T. IV, 189. Es that dieß dem Poole vielen Schaden. Mendoza al Emperador Carlos 13 Jul. 1547. Lo Cardinal de Inglaterra le haze danno lo que se a dicho de la justificacion.

oder wenn sie verloren ist, wieder erworben wird.[1] Es hat keine Schwierigkeit, sie alle sieben, wie sie bisher angenommen worden, beizubehalten und auf den Urheber des Glaubens zurückzuführen, da die Institute der Kirche Christi nicht allein durch die Schrift, sondern auch durch die Tradition mitgetheilt sind.[2] Nun umfassen aber diese Sacramente, wie man weiß, das ganze Leben und alle Stufen, in denen es sich entwickelt: sie gründen die Hierarchie, in so fern sie Tag und Stunde beherrscht: indem sie die Gnade nicht allein bedeuten, sondern mittheilen, vollenden sie den mystischen Bezug, in welchem der Mensch zu Gott gedacht wird.

Eben darum nahm man die Tradition an, weil der heilige Geist der Kirche immerfort inwohne: die Vulgata, weil die römische Kirche durch besondere göttliche Gnade von aller Verirrung frei erhalten worden: diesem Inwohnen des göttlichen Elementes entspricht es dann, daß auch das rechtfertigende Prinzip in dem Menschen selbst Platz nimmt, daß die in dem sichtbaren Sacrament gleichsam gebundene Gnade ihm Schritt für Schritt mitgetheilt wird und sein Leben und Sterben umfaßt. Die erscheinende Kirche ist zugleich die wahre, die man die unsichtbare genannt hat. Religiöse Existenz kann sie außer ihrem Kreise nicht anerkennen.

1. Sessio VII. Procemium.

2. Die Discussionen hierüber theilt Sarpi mit: Historia del concilio Tridentino p. 241. (Ausg. v. 1629). Pallavicini ist darüber sehr unzureichend.

Inquisition.

Diese Lehren auszubreiten, die ihnen entgegenstehenden zu unterdrücken, hatte man mittlerweile auch schon Maßregeln ergriffen.

Wir müssen hier noch einmal auf die Zeiten des Regensburger Gesprächs zurückkommen. Als man sah, daß man mit den deutschen Protestanten zu keinem Schluß kam, daß indeß auch in Italien Streitigkeiten über das Sacrament, Zweifel an dem Fegfeuer und andere für den römischen Ritus bedenkliche Lehrmeinungen überhand nahmen, so fragte der Papst eines Tages den Cardinal Caraffa, welches Mittel er hiegegen anzurathen wisse. Der Cardinal erklärte, daß eine durchgreifende Inquisition das einzige sei. Johann Alvarez de Toledo, Cardinal von Burgos, stimmte ihm hierin bei.

Die alte dominicanische Inquisition war vorlängst verfallen. Da es den Mönchsorden überlassen blieb die Inquisitoren zu wählen, so geschah, daß diese nicht selten die Meinungen theilten, welche man bekämpfen wollte. In Spanien war man bereits dadurch von der frühern Form abgewichen, daß man ein oberstes Tribunal der Inquisition für dieses Land eingerichtet hatte. Caraffa und Burgos, beide alte Dominicaner, von finsterer Gerechtigkeit, Zeloten für den reinen Katholicismus, streng in ihrem Leben, unbeugsam in ihren Meinungen, riethen dem Papst, nach dem Muster von Spanien, ein allgemeines höchstes Tribunal der Inquisition, von dem alle

anderen abhängen müßten, zu Rom zu errichten. Wie S. Peter, sagte Caraffa, den ersten Häresiarchen an keinem andern Orte als in Rom besiegt, so müsse der Nachfolger Petri alle Ketzereien der Welt in Rom überwältigen.[1] Die Jesuiten rechnen es sich zum Ruhme, daß ihr Stifter Loyola diesen Vorschlag durch eine besondere Vorstellung unterstützt habe. Am 21sten Juli 1542 erging die Bulle.

Sie ernennt sechs Cardinäle, unter denen Caraffa und Toledo zuerst genannt werden, zu Commissarien des apostolischen Stuhles, allgemeinen und allgemeinsten Inquisitoren in Glaubenssachen diesseit und jenseit der Berge. Sie ertheilt ihnen das Recht, an allen Orten, wo es ihnen gut scheine, Geistliche mit einer ähnlichen Gewalt zu delegiren, die Appellationen wider deren Verfahren allein zu entscheiden, selbst ohne die Theilnahme des ordentlichen geistlichen Gerichtshofes zu procediren. Jedermann, Niemand ausgenommen, ohne Rücksicht auf irgend einen Stand, irgend eine Würde, soll ihrem Richterstuhle unterworfen sein; die Verdächtigen sollen sie ins Gefängniß werfen, die Schuldigen selbst am Leben strafen und ihre Güter verkaufen. Nur Eine Beschränkung wird ihnen auferlegt. Zu strafen soll ihnen zustehen: die Schuldigen, welche sich bekehren, zu begnadigen, behält der Papst sich vor. So sollen sie alles thun, anordnen, ausführen, um die Irrthümer, die in der christlichen Gemeine ausgebrochen sind, zu unterdrücken und mit der Wurzel auszurotten.[2]

1. Bromato: Vita di Paolo IV lib. VII, §. 3.

2. Licet ab initio. Deputatio nonnullorum S. R. E. Car-

Caraffa verlor keinen Augenblick diese Bulle in Ausführung zu bringen. Er war nicht etwa reich, doch hätte es ihm dieß Mal ein Verlust geschienen, eine Zahlung aus der apostolischen Kammer abzuwarten: er nahm sofort ein Haus in Miethe: aus eigenen Mitteln richtete er die Zimmer der Beamten und die Gefängnisse ein: er versah sie mit Riegeln und starken Schlössern, mit Blöcken, Ketten und Banden und jener ganzen furchtbaren Geräthschaft. Dann ernannte er Generalcommissäre für die verschiedenen Länder. Der erste, so viel ich sehe, für Rom war sein eigener Theolog, Teofilo di Tropea, über dessen Strenge sich Cardinäle, wie Poole, bald zu beklagen hatten.

„Folgende Regeln", sagt die handschriftliche Lebensbeschreibung Caraffa's, „hatte sich der Cardinal hiebei als die richtigsten vorgezeichnet: [1]

„erstens in Sachen des Glaubens dürfe man nicht einen Augenblick warten, sondern gleich auf den mindesten Verdacht müsse man mit äußerster Strenge zu Werke gehen;

„zweitens sei keinerlei Rücksicht zu nehmen auf irgend einen Fürsten oder Prälaten, wie hoch er auch stehe;

„drittens vielmehr müsse man gegen die am strengsten

dinalium generalium inquisitorum haereticae pravitatis 21 Julii 1542. Cocquelines IV, I, 211.

1. Caracciolo: Vita di Paolo IV MS c. 8. „Haveva egli queste infra scritte regole tenute da lui come assiomi verissimi: la prima, che in materia di fede non bisogna aspettar punto, ma subito che vi è qualche sospetto o indicio di peste heretica far ogni sforzo e violenza per estirparla" etc.

sein, die sich mit dem Schutz eines Machthabers zu vertheidigen suchen sollten; nur wer das Geständniß abgelegt, sei mit Milde und väterlichem Erbarmen zu behandeln;

„viertens Ketzern und besonders Calvinisten gegenüber müsse man sich mit keinerlei Toleranz herabwürdigen."

Es ist alles, wie wir sehen, Strenge, unnachsichtige, rücksichtslose Strenge, bis das Bekenntniß erfolgt ist. Furchtbar besonders in einem Momente, wo die Meinungen noch nicht ganz entwickelt waren, wo Viele die tieferen Lehren des Christenthums mit den Einrichtungen der bestehenden Kirche zu vereinigen suchten. Die Schwächeren gaben nach und unterwarfen sich: die Stärker=gearteten dagegen ergriffen nun erst eigentlich die entgegengesetzten Meinungen und suchten sich der Gewalt zu entziehen.

Einer der ersten von ihnen war Bernardin Ochino. Schon eine Zeitlang wollte man bemerkt haben, daß er seine klösterlichen Pflichten minder sorgsam erfülle: im Jahre 1542 ward man auch an seinen Predigten irre. Auf das schneidendste behauptete er die Lehre, daß der Glaube allein rechtfertige; nach einer Stelle Augustins rief er aus, „der dich ohne dich geschaffen, wird er dich nicht ohne dich selig machen?" Seine Erklärungen über das Fegefeuer schienen nicht sehr orthodox. Schon der Nunzius zu Venedig verbot ihm auf ein paar Tage die Kanzel; hierauf ward er nach Rom citirt; er war bereits bis Bologna, bis Florenz gekommen, als er, wahrscheinlich aus Furcht vor der eben errichteten Inquisition, zu fliehen beschloß. Nicht übel läßt ihn der Geschichtsschreiber

seines Ordens,[1] wie er auf den S. Bernard gekommen, noch einmal stillstehen, und sich aller der Ehre, die ihm in seinen schönen Vaterlande erwiesen worden, der Unzähligen erinnern, die ihn voll Erwartung empfingen, mit Spannung hörten und mit bewundernder Genugthuung nach Hause begleiteten: gewiß verliert ein Redner noch mehr als ein Anderer an seinem Vaterlande. Aber er verließ es, obwohl in so hohem Alter. Er gab das Siegel seines Ordens, das er bisher mit sich getragen, seinem Begleiter und ging nach Genf. Noch immer waren indeß seine Ueberzeugungen nicht fest; er ist in sehr außerordentliche Verirrungen gefallen.

Um die nemliche Zeit verließ Peter Martyr Vermigli Italien. „Ich riß mich", sagt er, „aus so vielen Verstellungen heraus, und rettete mein Leben vor der bevorstehenden Gefahr." Viele von den Schülern, die er bis dahin in Lucca gezogen, folgten ihm später nach.[2]

Näher ließ sich Cälio Secundo Curione die Gefahr kommen. Er wartete, bis der Bargello erschien ihn zu suchen. Curione war groß und stark. Mit dem Messer, das er eben führte, ging er mitten durch die Sbirren hindurch, schwang sich auf sein Pferd und ritt davon. Er ging nach der Schweiz.

1. Boverio: Annali I, 438.

2. Ein Schreiben Peter Martyrs an seine zurückgelassene Gemeine, worin er noch seine Reue ausdrückt, daß er die Wahrheit zuweilen in Dunkel gehüllt, in Schlosser: Leben Beza's und Peter Martyrs S. 400. Viele einzelne Notizen haben Gerdesius und M'Crie in den oben angeführten Büchern gesammelt.

Schon einmal hatte es Bewegungen in Modena gegeben: jetzt erwachten sie wieder. Einer klagte den andern an. Filippo Valentin entwich nach Trient. Auch Castelvetri fand es gerathen, sich wenigstens eine Zeitlang in Deutschland sicher zu stellen.

Denn in Italien brach allenthalben die Verfolgung und der Schrecken aus. Der Haß der Factionen kam den Inquisitoren zu Hülfe. Wie oft griff man, nachdem man lange vergebens eine andere Gelegenheit gesucht sich an seinen Gegnern zu rächen, zu der Beschuldigung der Ketzerei. Nun hatten die altgläubigen Mönche wider jene ganze Schaar geistreicher Leute, die durch ihr literarisches Bemühen auf eine religiöse Tendenz geführt worden, — zwei Parteien, die einander gleich bitteren Haß widmeten, — die Waffen in den Händen, und verdammten ihre Gegner zu ewigem Stillschweigen. „Kaum ist es möglich," ruft Antonio dei Pagliarici aus, „ein Christ zu sein und auf seinem Bette zu sterben."[1] Die Akademie von Modena war nicht die einzige, welche sich auflöste. Auch die neapolitanischen, von den Seggi errichtet, ursprünglich nur für die Studien bestimmt, von denen sie allerdings, dem Geiste der Zeit gemäß, zu theologischen Disputationen fortgingen, wurden vom Vicekönig geschlossen.[2] Die

1. Aonii Palearii Opera ed. Wetsten. 1695, p. 91. Il Cl di Ravenna al Cl Contarini: Epp. Poli III, 208, führt diesen Grund schon an: „Sendo quella città (Ravenna) partialissimanè vi rimanendo huomo alcuno non contaminato di questa macchia delle fattioni, si van volontieri dove l'occassion s'offerisce carricando l'un l'altro da inimici."

2. Giannone: Storia di Napoli XXXII, c. V.

gesammte Literatur ward der strengsten Aufsicht unterworfen. Im Jahre 1543 verordnete Caraffa, daß in Zukunft kein Buch, von welchem Inhalt auch immer, gleichviel ob alt oder neu, gedruckt werden dürfe ohne die Erlaubniß der Inquisitoren; die Buchhändler mußten eben Diesen Verzeichnisse aller ihrer Artikel einreichen: ohne deren Erlaubniß sollten sie nichts mehr verkaufen; die Zollbeamten der Dogana erhielten den Befehl, keine Sendung handschriftlicher oder gedruckter Bücher an ihre Bestimmung abzuliefern, ohne sie vorher der Inquisition vorgelegt zu haben.[1] Allmählich kam man auf den Index der verbotenen Bücher. In Löwen und Paris hatte man die ersten Beispiele gegeben. In Italien ließ Giovanni della Casa, in dem engsten Vertrauen des Hauses Caraffa, den ersten Catalog, ungefähr von 70 Nummern, zu Venedig drucken. Ausführlichere erschienen 1552 zu Florenz, 1554 zu Mailand, der erste in der späterhin gebräuchlichen Form zu Rom 1559. Er enthielt Schriften der Cardinäle, die Gedichte jenes Casa selbst. Nicht allein Druckern und Buchhändlern wurden diese Gesetze gegeben, selbst den Privatleuten ward es zur Gewissenspflicht gemacht, die Existenz der verbotenen Bücher anzuzeigen, zu ihrer Vernichtung beizutragen. Mit unglaublicher Strenge setzte man diese Maßregel durch. In so vielen tausend Exemplaren das Buch über die Wohlthat Christi verbreitet sein mochte, es ist völlig verschwunden und nicht mehr aufzufinden. In Rom hat man Scheiterhaufen von weggenommenen Exemplaren verbrannt.

1. Bromato VII, 9.

Bei allen diesen Einrichtungen, Unternehmungen bediente sich die Geistlichkeit der Hülfe des weltlichen Arms.[1] Es kam den Päpsten zu Statten, daß sie ein eigenes Land von so bedeutendem Unfang besaßen: hier konnten sie das Beispiel geben und das Muster aufstellen. In Mailand und Neapel durfte sich die Regierung um so weniger widersetzen, da sie beabsichtigt hatte die spanische Inquisition daselbst einzuführen: in Neapel blieb nur die Confiscation der Güter verboten. In Toscana war die Inquisition durch den Legaten, den sich Herzog Cosimo zu verschaffen wußte, weltlichem Einfluß zugänglich: die Brüderschaften, die sie stiftete, gaben jedoch großen Anstoß: in Siena und Pisa nahm sie sich wider die Universitäten mehr heraus als ihr gebührte. Im Venezianischen blieb der Inquisitor zwar nicht ohne weltliche Aufsicht — in der Hauptstadt saßen seit dem April 1547 drei venezianische Nobili in seinem Tribunal: in den Provinzen hatte der Rettore jeder Stadt, der dann zuweilen Doctoren zu Rathe zog, und in schwierigen Fällen, besonders sobald die Anklage bedeutendere Personen betraf, erst bei dem Rathe der Zehn anfragte, Antheil an der Untersuchung; — allein dieß hinderte nicht, daß man nicht im Wesent-

1. Auch andere Laien schlossen sich ihren Bestrebungen an. „Fu rimediato“, sagt das Compendium der Inquisitoren, „opportunamente dal S. officio in Roma con porre in ogni città valenti e zelanti inquisitori, servendosi anche talhora de secolari zelanti e dotti per ajuto della fede, come verbi gratia del Godescalco in Como, del conte Albano in Bergamo, del Mutio in Milano. Questa risolutione di servirsi de' secolari fu presa perche non soli moltissimi vescovi, vicarii, frati e preti, ma anco molti dell' istessa inquisitione erano heretici.“

lichen die Verordnungen von Rom in Ausführung gebracht hätte.

Und so wurden die Regungen abweichender Religionsmeinungen in Italien mit Gewalt erstickt und vernichtet. Fast der ganze Orden der Franciscaner wurde zu Retractationen genöthigt. Der größte Theil der Anhänger des Valdez bequemte sich zu widerrufen. In Venedig ließ man den Fremden, den Deutschen, die sich des Handels oder der Studien halber eingefunden hatten, eine gewisse Freiheit: die Einheimischen dagegen wurden genöthigt, ihre Meinungen abzuschwören: ihre Zusammenkünfte wurden zerstört. Viele flüchteten: in allen Städten in Deutschland und der Schweiz begegnen wir diesen Flüchtlingen. Diejenigen, die weder nachgeben wollten noch zu entfliehen wußten, verfielen der Strafe. In Venedig wurden sie mit zwei Barken aus den Lagunen hinaus in das Meer geschickt. Man legte ein Brett zwischen die Barken und setzte die Verurtheilten darauf: in gleichem Augenblick fuhren die Ruderer aus einander: das Brett stürzte in die Fluth: noch einmal riefen die Unglücklichen den Namen Christi aus und sanken unter. In Rom hielt man vor Santa Maria alla Minerva die Autodafe's in aller Form. Mancher floh von Ort zu Ort mit Weib und Kind. Wir begleiten sie eine Weile: dann verschwinden sie: wahrscheinlich sind sie den unbarmherzigen Jägern in die Netze gerathen. Andere hielten sich still. Die Herzogin von Ferrara, welche, wenn es kein salisches Gesetz gegeben hätte, Erbin von Frankreich gewesen wäre, ward durch Geburt und hohen Rang nicht beschützt. Ihr Gemahl war selbst

ihr Gegner. „Sie sieht Niemand," sagt Marot, „gegen den sie sich beklagen könnte: die Berge sind zwischen ihr und ihren Freunden: sie mischt ihren Wein mit Thränen."

Ausbildung des jesuitischen Institutes.

In dieser Entwickelung der Dinge, als die Gegner mit Gewalt bei Seite gebracht, die Dogmen aufs neue in dem Geiste des Jahrhunderts festgesetzt waren, die kirchliche Macht mit unabwendbaren Waffen die Beobachtung derselben beaufsichtigte, erhob sich nun, im engsten Verein mit dieser, der Orden der Jesuiten.

Nicht allein in Rom, in ganz Italien gewann er einen ungemeinen Erfolg. Er hatte sich ursprünglich für das gemeine Volk bestimmt: zunächst bei den vornehmen Classen fand er Eingang.

In Parma begünstigten ihn die Farnesen:[1] Fürstinnen unterwarfen sich den geistlichen Uebungen. In Venedig erklärte Lainez das Evangelium St. Johannis ausdrücklich für die Nobili, und mit Hülfe eines Lippomano gelang es ihm bereits 1542, den Grund zu dem Jesuitencollegium zu legen. In Montepulciano brachte Franz Strada einige von den vornehmsten Männern der Stadt so weit, daß sie mit ihm durch die Straßen gingen und bet-

1. Orlandinus drückte sich seltsam aus. „Et civitas," sagt er II, p. 78, „et privati quibus fuisse dicitur aliqua cum Romano pontifice necessitudo, supplices ad eum literas pro Fabro retinendo dederunt." Gleich als wüßte man nicht, daß Paul III einen Sohn gehabt. Uebrigens ward hernach bei Gelegenheit einer Opposition gegen die jesuitisch=gesinnte Priesterschaft die Inquisition in Parma eingeführt.

telten: Strada klopfte an die Thüre: sie nahmen die Gaben in Empfang. In Faenza gelang es ihnen, obwohl Ochino viel daselbst gewirkt hatte, großen Einfluß zu erwerben, hundertjährige Feindschaften zu versöhnen und Gesellschaften zur Unterstützung der Armen zu gründen. Ich führe nur einige Beispiele an: allenthalben erschienen sie, verschafften sich Anhänger, bildeten Schulen, setzten sich fest.

Wie aber Ignatius ganz ein Spanier, und von nationalen Ideen ausgegangen war, wie auch leicht seine geistreichsten Schüler ihm daher gekommen, so hatte seine Gesellschaft, in die dieser Geist übergegangen, auf der pyrenäischen Halbinsel fast noch größeren Fortgang als in Italien selbst. In Barcelona machte sie eine sehr bedeutende Erwerbung an dem Vicekönig Franz Borgia, Herzog von Gandia; in Valencia konnte eine Kirche die Zuhörer des Araoz nicht fassen und man errichtete ihm eine Kanzel unter freiem Himmel; in Alcala sammelten sich um Franz Villanova, obwohl er krank, von geringer Herkunft und ohne alle Kenntnisse war, gar bald bedeutende Anhänger; von hier und Salamanca, wo man 1548 mit einem sehr engen schlechten Hause begann, haben sich die Jesuiten hernach vornehmlich über Spanien ausgebreitet.[1] Indeß waren sie in Portugal nicht minder willkommen. Der König ließ von den beiden ersten, die ihm auf sein Ersuchen geschickt wurden, nur den einen nach Ostindien ziehen — es ist Xaver, der dort den Namen eines Apostels und eines Heiligen erwarb, — den andern, Simon

1. Ribadeneira: Vita Ignatii c. XV, n. 214. c. XXXVIII, n. 285.

Roderich, behielt er bei sich. An beiden Höfen verschafften sich die Jesuiten außerordentlichen Beifall. Den portugiesischen reformirten sie durchaus; an dem spanischen wurden sie gleich damals die Beichtväter der vornehmsten Großen, des Präsidenten des Rathes von Castilien, des Cardinals von Toledo.

Schon im Jahre 1540 hatte Ignatius einige junge Leute nach Paris geschickt, um daselbst zu studiren. Von da breitete sich seine Gesellschaft nach den Niederlanden aus. In Löwen hatte Faber den entschiedensten Erfolg: achtzehn junge Männer, bereits Baccalaureen oder Magister, erboten sich, Haus, Universität und Vaterland zu verlassen, um sich mit ihm nach Portugal zu begeben. Schon sah man sie in Deutschland, und unter den ersten trat Peter Canisius, der ihnen so große Dienste geleistet hat, an seinem drei und zwanzigsten Geburtstag in ihren Orden.

Dieser rasche Succeß mußte der Natur der Sache nach auf die Entwickelung der Verfassung den wirksamsten Einfluß haben. Sie bildete sich folgendergestalt aus.

In den Kreis seiner ersten Gefährten, der Professen, nahm Ignatius nur Wenige auf. Er fand, Männer die zugleich vollkommen ausgebildet und gut und fromm seien, gebe es wenige. Gleich in dem ersten Entwurfe, den er dem Papste einreichte, spricht er die Absicht aus, an einer oder der andern Universität Collegien zu gründen, um jüngere Leute heranzubilden. In unerwarteter Anzahl, wie gesagt, schlossen sich ihm solche an. Sie bildeten den Professen gegenüber die Classe der Scholastiker.[1]

1. Pauli III facultas coadjutores admittendi d. 5 Junii 1546:

Allein gar bald zeigte sich eine Inconvenienz. Da die Professen sich durch ihr unterscheidendes viertes Gelübde zu fortwährenden Reisen im Dienste des Papstes verpflichtet hatten, so war es ein Widerspruch, so viel Collegien wie nöthig wurden, Anstalten die nur bei einer ununterbrochenen Anwesenheit gedeihen konnten, auf sie anzuweisen. Bald fand es Ignatius nöthig, zwischen jenen beiden eine dritte Classe einzurichten: geistliche Coadjutoren, ebenfalls Priester, mit wissenschaftlicher Vorbildung, die sich ausdrücklich der Jugend verpflichteten. Eines der wichtigsten Institute und, so viel ich sehe, den Jesuiten eigen, auf welchem der Flor ihrer Gesellschaft beruhte. Diese erst konnten an jedem Orte sich ansiedeln, einheimisch werden, Einfluß gewinnen und den Unterricht beherrschen. Wie die Scholastiker legten auch sie nur drei Gelübde ab: und bemerken wir wohl, auch diese einfach, nicht feierlich. Das will sagen: sie selbst wären in Excommunication gefallen, hätten sie sich von der Gesellschaft wieder trennen wollen. Aber der Gesellschaft stand das Recht zu, obwohl nur in genau bestimmten Fällen, sie zu entlassen.

Und nun war nur noch eins erforderlich. Die Studien und Beschäftigungen, zu denen diese Classen bestimmt waren, würde es gestört haben, wenn sie sich zugleich der Sorge für ihre äußere Existenz hätten widmen müssen. Die Professen in ihren Häusern lebten von Almosen: den

ita ut ad vota servanda pro eo tempore quo tu, fili praeposite, et qui pro tempore fuerint ejusdem societatis praepositi, eis in ministerio spirituali vel temporali utendum judicaveritis, et non ultra astringantur. Corpus institutorum I, p. 15.

Coadjutoren und Scholastikern ward dieß erspart, die Collegien durften gemeinschaftliche Einkünfte haben. Zu deren Verwaltung, in so fern sie nicht den Professen, die ihrer indeß selber nicht genießen konnten, zukam, und der Besorgung aller Aeußerlichkeiten nahm Ignaz auch noch weltliche Coadjutoren an, welche zwar nicht minder die einfachen drei Gelübde ablegen, aber sich mit der Ueberzeugung daß sie Gott dienen, indem sie eine Gesellschaft unterstützen welche für das Heil der Seelen wacht, zu begnügen und nach nichts Höherem zu trachten haben.

Diese Einrichtungen, an sich wohl berechnet, gründeten auch zugleich eine Hierarchie, die in ihren verschiedenen Abstufungen die Geister noch besonders fesselte.[1]

Fassen wir die Gesetze, welche dieser Gesellschaft nach und nach gegeben wurden, ins Auge, so war eine der obersten Rücksichten, die ihnen zu Grunde lag, die vollkommenste Absonderung von den gewohnten Verhältnissen. Die Liebe zu den Blutsverwandten wird als eine fleischliche Neigung verdammt.[2] Wer seine Güter aufgiebt, um in die Gesellschaft zu treten, hat sie nicht seinen Verwandten zu überlassen, sondern den Armen auszutheilen.[3] Wer einmal eingetreten, empfängt weder noch schreibt er Briefe, ohne daß sie von einem Obern gelesen würden. Die Ge-

1. Die Grundlage bildeten die Novizen, Gäste, Indifferente, aus denen die verschiedenen Classen emporstiegen.

2. Summarium constitutionum §. 8 in dem Corpus institutorum societatis Jesu. Antverpiae 1709. Tom. I. Bei Orlandinus III, 66 wird Faber deshalb gepriesen, weil er einst, nach einigen Jahren der Abwesenheit, bei seiner Vaterstadt in Savoyen anlangte und über sich gewann vorüberzureisen.

3. Examen generale c. IV, §. 2.

sellschaft will den ganzen Menschen: alle seine Neigungen will sie fesseln.

Selbst seine Geheimnisse will sie mit ihm theilen. Mit einer Generalbeichte tritt er ein. Er hat seine Fehler, ja seine Tugenden anzuzeigen. Ein Beichtvater wird ihm von den Oberen bestellt: der Obere behält sich die Absolution für diejenigen Fälle vor, von denen es nützlich ist, daß er sie erfahre.[1] Schon darum dringt er hierauf, um den Unteren völlig zu kennen und ihn nach Belieben zu brauchen.

Denn an die Stelle jedes andern Verhältnisses, jedes Antriebes den die Welt zur Thätigkeit anbieten könnte, tritt in dieser Gesellschaft der Gehorsam: Gehorsam an sich, ohne alle Rücksicht worauf er sich erstreckt.[2] Es soll Niemand nach einem andern Grade verlangen als dem, welchen er hat: der weltliche Coadjutor soll nicht lesen und schreiben lernen, ohne Erlaubniß, wenn er es nicht bereits kann. Mit völliger Verläugnung alles eigenen Urtheils, in blinder Unterwürfigkeit soll man sich von seinem Oberen regieren lassen, wie ein lebloses Ding, wie der Stab, der Demjenigen, der ihn in seinen Händen hat, auf jede beliebige Weise dient. In ihnen erscheint die göttliche Vorsicht.[3]

1. Vorschriften, einzeln enthalten in dem Summarium constitutionum §. 32, §. 41, dem Examen generale §. 35, §. 36, und Constitutionum Pauli III c. 1, n. 11. „Illi casus reservabuntur," heißt es in der letzten Stelle, „quos ab eo (superiore) cognosci necessarium videbitur aut valde conveniens."

2. Das Schreiben von Ignatius „fratribus societatis Jesu qui sunt in Lusitania" 8 Kal. Ap. 1553. §. 3.

3. Constitutiones VI, 1. Et sibi quisque persuadeat, quod qui sub obedientia vivunt, se ferri ac regi a divina providentia

Welch eine Gewalt, die nur der General empfing der auf Lebenslang, ohne irgend Rechenschaft geben zu müssen, diesen Gehorsam zu leiten bekam. Nach dem Entwurf von 1543 sollten alle Mitglieder des Ordens, die sich mit dem General an Einem und demselben Orte befinden würden, selbst in geringen Dingen zu Rathe gezogen werden. Der Entwurf von 1550, welchen Julius III bestätigte, entbindet ihn hievon, in so fern er es nicht selbst für gut hält.[1] Nur zur Veränderung der Constitution und zur Auflösung einmal eingerichteter Häuser und Col-

per superiores suos sinere debent, perinde ac cadaver essent. Hier giebt es nun noch die andere Constitution VI, 5, nach welcher es scheint als ob auch eine Sünde geboten werden könne. „Visum est nobis in domino — — nullas constitutiones, declarationes vel ordinem ullum vivendi posse obligationem ad peccatum mortale vel veniale inducere, nisi superior ea in nomine domini Jesu Christi vel in virtute obedientiae jubeat.“ Man traut seinen Augen kaum, wenn man dieß liest. Denn das Natürlichste, dem einfachen Sinn sich zunächst Darbietende ist, ea auf peccatum mortale vel veniale zu beziehen, so daß der Superior allerdings eine Sünde zulassen könnte. Doch ist die Meinung in der That nicht dahin gegangen. Die Constitution schließt sich an die Declaration der Dominicanerregel an, in welcher die Prioren ermächtigt wurden, „praecepta facere quae transgressores obligabunt non solum ad poenam sed etiam ad mortalem culpam.“ Es ist da von Befehlen die Rede deren Uebertretung eine innere Verschuldung involvirt. So soll auch der Jesuitengeneral Verpflichtungen mit der Bestimmung auflegen können, daß der, welcher sie bricht, sich dadurch der einen oder der andern Art von Sünde schuldig macht. Eine sehr außerordentliche Befugniß bleibt das immer. Bei den Dominicanern war sie mehr eine Verschärfung der Ordensregel, bei den Jesuiten wurde sie ein Bestandtheil des unbedingten Gehorsams, den der General zu fordern berechtigt wird.

1. Adjutus, quatenus ipse opportunum judicabit, fratrum suorum consilio, per se ipsum ordinandi et jubendi quae ad dei gloriam pertinere videbuntur, jus totum habeat, sagt Julii III confirmatio instituti.

legien bleibt eine Berathung nothwendig. Sonst ist ihm alle Gewalt übertragen, die zur Regierung der Gesellschaft nützlich sein möchte. Er hat Assistenten nach den verschiedenen Provinzen, die aber keine andern Geschäfte verhandeln als die, welche er ihnen auftragen wird. Nach Gutdünken ernennt er die Vorsteher der Provinzen, Collegien und Häuser: nimmt auf und entläßt, dispensirt und straft: er hat eine Art von päpstlicher Gewalt im Kleinen.[1]

Es trat hiebei nur die Gefahr ein, daß der General, im Besitze einer so großen Macht, selber von den Prinzipien der Gesellschaft abtrünnig würde. In so fern unterwarf man ihn einer gewissen Beschränkung. Es will zwar vielleicht nicht so viel sagen, wie es dem Ignatius geschienen haben mag, daß die Gesellschaft oder ihre Deputirten über gewisse Aeußerlichkeiten, Mahlzeit, Kleidung, Schlafengehen und das gesammte tägliche Leben, zu bestimmen hatten;[2] indeß ist es immer etwas, daß der Inhaber der obersten Gewalt einer Freiheit beraubt ist, die der geringste Mensch genießt. Die Assistenten, die nicht von ihm ernannt waren, beaufsichtigten ihn überdieß fortwährend. Es gab einen bestellten Ermahner, Admonitor: bei großen Fehltritten konnten die Assistenten die Generalcongregation berufen, die dann befugt war selbst die Absetzung des Generals auszusprechen.

Es führt uns dieß einen Schritt weiter.

1. Constitutiones IX, III.
2. Schedula Ignatii AA. SS. Commentatio praevia n. 872.

Lassen wir uns nicht von den hyperbolischen Ausdrücken blenden, in denen die Jesuiten diese Gewalt dargestellt haben, und betrachten wir vielmehr, was bei der Ausdehnung, zu der die Gesellschaft gar bald gedieh, ausführbar sein konnte, so stellt sich folgendes Verhältniß dar. Dem General blieb die höchste Leitung des Ganzen, und vornehmlich die Beaufsichtigung der Oberen, deren Gewissen er kennen soll, denen er die Aemter ertheilt. Diese hatten dagegen in ihrem Kreise eine ähnliche Gewalt und machten sie häufig schärfer geltend als der General.[1] Obere und General hielten einander gewissermaßen das Gleichgewicht. Auch über die Persönlichkeit aller Untergebenen, aller Mitglieder der Gesellschaft mußte der General unterrichtet werden; — wenn er gleich hier, wie es sich von selbst versteht, nur in dringenden Fällen eingreifen konnte, so behielt er doch die oberste Aufsicht. Ein Ausschuß der Professen dagegen beaufsichtigte hinwiederum ihn.

Es hat noch andere Institute gegeben, welche, in der Welt eine eigene Welt bildend, ihre Mitglieder von allen übrigen Beziehungen losrissen, sich zu eigen machten, ein neues Lebensprinzip in ihnen erzeugten. Eben hierauf war auch das jesuitische Institut berechnet. Eigenthümlich ist ihm aber, daß es dabei auf der einen Seite eine individuelle Entwickelung nicht allein begünstigt, sondern fordert, und auf der andern dieselbe völlig gefangen nimmt und sich zu eigen macht. Daher werden alle Verhältnisse

1. Mariana: Discurso de las enfermedadas de la compania de Jesus c. XI.

Persönlichkeit, Unterordnung, wechselseitige Beaufsichtigung. Dennoch bilden sie eine streng geschlossene, vollkommene Einheit: es ist in ihnen Nerv und Thatkraft: eben darum hat man die monarchische Gewalt so stark gemacht: man unterwirft sich ihr ganz, es wäre denn, ihr Inhaber fiele selbst von dem Prinzip ab.

Mit der Idee dieser Gesellschaft hängt es sehr wohl zusammen, daß keines ihrer Mitglieder eine geistliche Würde bekleiden sollte. Es würde Pflichten zu erfüllen gehabt haben, in Verhältnisse gerathen sein, die alle Aufsicht unmöglich gemacht hätten. Wenigstens im Anfange hielt man hierüber auf das strengste. Jay wollte und durfte das Bisthum Triest nicht annehmen; — als Ferdinand I, der es ihm angetragen, auf ein Schreiben des Ignatius von seinem Wunsche abstand, ließ dieser feierliche Messen halten und ein Tedeum anstimmen.[1]

Ein anderes Moment ist, daß, so wie die Gesellschaft sich im Ganzen beschwerlicher Gottesverehrungen überhob, auch die Einzelnen angewiesen wurden, die religiösen Uebungen nicht zu übertreiben. Mit Fasten, Nachtwachen und Casteiungen soll man weder seinen Körper schwächen, noch dem Dienste des Nächsten zu viel Zeit entziehen. Auch in der Arbeit wird empfohlen Maaß zu halten. Man soll das muthige Roß nicht allein spornen, sondern auch zähmen: man soll sich nicht mit so viel Waffen beschwe-

1. Excerpt aus dem liber memorialis des Ludovicus Consalvus: quod desistente rege S. Ignatius indixerit missas et Te deum laudamus in gratiarum actionem. Commentarius praevius in AA. SS. Julii VII, n. 412.

ren, daß man dieselben nicht anwenden könne: man soll sich nicht dergestalt mit Arbeit überhäufen, daß die Freiheit des Geistes darunter leide.[1]

Es leuchtet ein, wie sehr die Gesellschaft alle ihre Mitglieder gleichsam als ihr Eigenthum besitzen, aber dabei zu der kräftigsten Entwickelung gedeihen lassen will, die innerhalb des Prinzipes möglich ist.

In der That war dieß auch zu den schwierigen Geschäften, denen sie sich unterzog, unerläßlich. Es waren, wie wir sahen, Predigt, Unterricht und Beichte. Vornehmlich den beiden letzteren widmeten sich die Jesuiten auf eigenthümliche Art.

Der Unterricht war bisher in den Händen jener Literatoren gewesen, die, nachdem sie lange die Studien auf eine durchaus profane Weise getrieben, darnach auf eine dem römischen Hofe von Anfang nicht ganz genehme, endlich von ihm verworfene geistliche Richtung eingegangen waren. Die Jesuiten machten es sich zu ihrem Geschäft, sie zu verdrängen und an ihre Stelle zu treten. Sie waren erstens systematischer: sie theilten die Schulen in Classen: von den ersten Anfangsgründen führte ihre Unterweisung in einem und demselben Geiste bis zur obersten Stufe; sie beaufsichtigten ferner die Sitten und bildeten wohlgezogene Leute; sie waren von der Staatsgewalt begünstigt; endlich, sie gaben ihren Unterricht umsonst. Hatte die Stadt oder der Fürst ein Collegium gegründet, so brauchte kein Privatmann weiter etwas zu zahlen. Es

1. Constitutiones V, 3, I. Epistola Ignatii ad fratres qui sunt in Hispania. Corpus institutorum II, 540.

war ihnen ausdrücklich verboten, Lohn oder Almosen zu fordern oder anzunehmen: wie Predigt und Messe, so war auch der Unterricht umsonst; in der Kirche selbst war kein Gotteskasten. Wie die Menschen nun einmal sind: so mußte ihnen dieß, zumal da sie nun wirklich mit eben so viel Erfolg wie Eifer unterrichteten, unendlich förderlich sein. Nicht allein den Armen werde damit geholfen, sondern auch den Reichen eine Erleichterung gewährt, sagt Orlandini.[1] Er bemerkt, welch ungeheuren Succeß man gehabt. „Wir sehen," sagt er, „Viele im Purpur der Cardinäle glänzen, die wir noch vor kurzem auf unsern Schulbänken vor uns hatten: Andere sind in Städten und Staaten zur Regierung gelangt: Bischöfe und ihre Räthe haben wir erzogen: selbst andere geistliche Genossenschaften sind aus unsern Schulen erfüllt worden." Die hervorragenden Talente wußten sie, wie leicht zu erachten, ihrem Orden zuzueignen. Sie bildeten sich zu einem Lehrerstand aus, der — indem er sich über alle katholischen Länder verbreitete, dem Unterricht die geistliche Farbe, die er seitdem behalten, erst verlieh, in Disciplin, Methode und Lehre eine strenge Einheit behauptete, — sich einen unberechenbaren Einfluß verschafft hat.

Wie sehr verstärkten sie denselben aber, indem sie sich zugleich der Beichte und der Leitung der Gewissen zu bemächtigen verstanden! Kein Jahrhundert war dafür empfänglicher, dessen gleichsam bedürftiger. Den Jesuiten

1. Orlandinus, lib. VI, 70. Es wäre eine Vergleichung anzustellen mit den Klosterschulen der Protestanten, in denen auch die geistliche Richtung völlig vorherrschend wurde. S. Sturm bei Ruhkopf Geschichte des Schulwesens S. 378. Es käme auf den Unterschied an.

schärft ihr Gesetzbuch ein, „in der Art und Weise die Absolution zu ertheilen, ein und dieselbe Methode zu befolgen, sich in den Gewissensfällen zu üben, sich eine kurze Art zu fragen anzugewöhnen und gegen eine jede Art von Sünde die Beispiele der Heiligen, ihre Worte und andere Hülfe bereit zu halten."[1] Regeln, wie am Tage liegt, auf das Bedürfniß des Menschen ganz wohl berechnet. Indessen beruhte der ungemeine Erfolg, zu dem sie es brachten, der eine wahre Ausbreitung ihrer Sinnesweise einschloß, noch auf einem andern Moment.

Sehr merkwürdig ist das kleine Buch der geistlichen Uebungen, welches Ignaz, ich will zwar nicht sagen zuerst entworfen, aber auf das eigenthümlichste ausgearbeitet,[2] mit dem er seine ersten und dann auch seine spätern Schüler, seine Anhänger überhaupt gesammelt und sich zu eigen gemacht hat. Fort und fort war es wirksam. Um so mehr vielleicht gerade darum, weil es nur gelegentlich, in dem Augenblicke innerer Unruhen, eines inneren Bedürfnisses anempfohlen wurde.

Es ist nicht ein Lehrbuch, es ist eine Anweisung zu eigenen Betrachtungen. „Die Sehnsucht der Seele," sagt Ignatius, „wird nicht durch eine Menge von Kenntnissen, nur durch die eigene innere Anschauung wird sie erfüllt."[3]

1. Regula sacerdotum § 8. 10. 11.

2. Denn nach allem was für und wider geschrieben worden, leuchtet wohl ein, daß Ignatius ein ähnliches Buch von Garcia de Cisneros vor Augen hatte. Das Eigenthümlichste aber scheint von ihm zu stammen. Comm. praev. n. 64.

3. Non enim abundantia scientiae, sed sensus et gustus rerum interior desiderium animae replere solet.

Diese zu leiten nimmt er sich vor. Der Seelsorger deutet die Gesichtspunkte an: der Uebende hat sie zu verfolgen. Vor dem Schlafengehen und sogleich bei dem ersten Erwachen hat er seine Gedanken dahin zu richten: alle andern weist er mit Anstrengung von sich: Fenster und Thüren werden geschlossen: auf den Knien und zur Erde gestreckt vollzieht er die Betrachtung.

Er beginnt damit, seiner Sünden inne zu werden. Er betrachtet, wie um einer einzigen willen die Engel in die Hölle gestürzt worden, für ihn aber, obwohl er viel größere begangen, die Heiligen vorgebeten, Himmel und Gestirne, Thiere und Gewächse der Erde ihm gedient haben; um nun von der Schuld befreit zu werden und nicht in die ewige Verdammniß zu fallen, ruft er den gekreuzigten Christus an: er empfindet seine Antworten: es ist zwischen ihnen ein Gespräch wie eines Freundes mit dem Freund, eines Knechtes mit dem Herrn.

Hauptsächlich sucht er sich dann an der Betrachtung der heiligen Geschichte aufzuerbauen. „Ich sehe," heißt es, „wie die drei Personen der Gottheit die ganze Erde überschauen, erfüllt von Menschen, welche in die Hölle fahren müssen: sie beschließen, daß die zweite Person zu ihrer Erlösung die menschliche Natur annehmen soll; ich überblicke den ganzen Umkreis der Erde, und gewahre in einem Winkel die Hütte der Jungfrau Maria, von der das Heil ausgeht." Von Moment zu Moment schreitet er in der heiligen Geschichte weiter fort: er vergegenwärtigt sich die Handlungen in allen ihren Einzelnheiten nach den Kategorien der Sinne: der religiösen Phantasie, frei von den

Banden des Wortes, wird der größte Spielraum gelassen: man vermeint die Kleidungsstücke, die Fußtapfen der heiligen Personen zu berühren, zu küssen. In dieser Exaltation der Einbildungskraft, in dem Gefühl, wie groß die Glückseligkeit einer Seele sei, die mit göttlichen Gnaden und Tugenden erfüllt worden, kehrt man zur Betrachtung der eigenen Zustände zurück. Hat man seinen Stand noch zu wählen, so wählt man ihn jetzt, nach den Bedürfnissen seines Herzens, indem man das Eine Ziel vor Augen hat zu Gottes Lobe selig zu werden, indem man glaubt vor Gott und allen Heiligen zu stehen. Hat man nicht mehr zu wählen, so überlegt man seine Lebensweise: die Art seines Umgangs, seinen Haushalt, den nothwendigen Aufwand, was man den Armen zu geben habe — alles in demselben Sinne, wie man im Augenblick des Todes sich berathen zu haben wünschen wird: ohne etwas anderes vor Augen zu haben, außer was zu Gottes Ehre und der eigenen Seligkeit gereicht.

Dreißig Tage werden diesen Uebungen gewidmet. Betrachtung der heiligen Geschichte und der persönlichsten Zustände, Gebete und Entschlüsse wechseln mit einander ab. Immer ist die Seele gespannt und selber thätig. Zuletzt, indem man sich die Fürsorge Gottes vorstellt, „der in seinen Geschöpfen wirksam gleichsam für die Menschen arbeitet," glaubt man nochmals im Angesicht des Herrn und seiner Heiligen zu stehen: man fleht ihn an, sich seiner Liebe und Verehrung widmen zu dürfen: die Freiheit bringt man ihm dar: Gedächtniß, Einsicht, Willen widmet man ihm: so schließt man mit ihm den Bund der Liebe. „Die Liebe

besteht in der Gemeinschaft aller Fähigkeiten und Güter." Ihrer Hingebung zum Lohne theilt Gott der Seele seine Gnaden mit.

Es genügt hier, eine flüchtige Idee von diesem Buche gegeben zu haben. In dem Gange den es nimmt, den einzelnen Sätzen und ihrem Zusammenhange liegt etwas Dringendes, was den Gedanken zwar eine innere Thätigkeit gestattet, aber sie in einem engen Kreise beschließt und sie fesselt. Für seinen Zweck, eine durch die Phantasie beherrschte Meditation, ist es auf das beste eingerichtet. Es verfehlt ihn um so weniger, da es auf eigenen Erfahrungen beruht. Die lebendigen Momente seiner Erweckung und seiner geistlichen Fortschritte vom ersten Anfang bis zum Jahre 1548, wo es von dem Papst gebilligt wurde, hatte Ignaz demselben nach und nach einverleibt. Man sagt wohl, der Jesuitismus habe sich die Erfahrungen der Protestanten zu Nutze gemacht, und in einem und dem andern Stücke mag das wahr sein. Im Ganzen aber stehen sie in dem stärksten Gegensatz. Wenigstens setzte Ignatius hier der discursiven, beweisenden, gründlichen, ihrer Natur nach polemischen Methode der Protestanten eine ganz andere entgegen: kurz, intuitiv und zur Anschauung anleitend: auf die Phantasie berechnet: zu augenblicklicher Entschließung begeisternd.

Und so war jenes phantastische Element, das ihn von Anfang belebte, doch auch zu einer außerordentlichen Wirksamkeit und Bedeutung gediehen. Wie er aber zugleich ein Soldat war, so hatte er, eben mit Hülfe der religiösen Phantasie, ein stehendes geistliches Heer zusammengebracht,

Mann bei Mann erlesen und zu seinem Zweck individuell ausgebildet, das er im Dienste des Papstes befehligte. Ueber alle Länder der Erde sah er es sich ausbreiten.

Als Ignatius starb, zählte seine Gesellschaft, die römische ungerechnet, dreizehn Provinzen.[1] Schon der bloße Anblick zeigt, wo der Nerv derselben war. Die größere Hälfte dieser Provinzen, sieben, gehörten allein der pyrenäischen Halbinsel und ihren Colonien an. In Castilien waren zehn, in Aragon fünf, in Andalusien nicht minder fünf Collegien: in Portugal war man am weitesten, man hatte zugleich Häuser für Professen und Novizen. Der portugiesischen Colonien hatte man sich beinahe bemächtigt. In Brasilien waren 28, in Ostindien von Goa bis Japan gegen 100 Mitglieder des Ordens beschäftigt. Von hier aus hatte man einen Versuch in Aethiopien gemacht und einen Provinzial dahin gesendet: man glaubte eines glücklichen Fortgangs sicher zu sein. Alle diese Provinzen spanischer und portugiesischer Zunge und Richtung wurden von einem Generalcommissär, Franz Borgia, zusammengefaßt. In der Nation, wo der erste Gedanke der Gesellschaft entsprungen, war auch ihr Einfluß am umfassendsten gewesen. Nicht viel geringer aber war er in Italien. Es gab drei Provinzen italienischer Zunge: die römische, die unmittelbar unter dem General stand, mit Häusern für Professen und Novizen, dem Collegium Romanum und dem Germanicum, das auf den Rath des Cardinals Morone ausdrücklich für die Deutschen eingerichtet wurde, jedoch noch keinen rechten

1. Im Jahre 1556. Sacchinus: **Historia societatis Jesu p. II. sive Lainius**; von Anfang.

Fortgang gewann: auch Neapel gehörte zu dieser Provinz; — die sicilianische mit vier bereits vollendeten und zwei angefangenen Collegien: der Vicekönig della Vega hatte die ersten Jesuiten dahin gebracht: Messina und Palermo hatten gewetteifert Collegien zu gründen: von diesen gingen dann die übrigen aus; — und die eigentlich italienische, die das obere Italien begriff, mit 10 Collegien. Nicht so glücklich war es in andern Ländern gegangen: allenthalben setzte sich der Protestantismus oder eine schon ausgebildete Hinneigung zu demselben entgegen. In Frankreich hatte man doch nur ein einziges Collegium eigentlich im Stande: man unterschied zwei deutsche Provinzen, allein sie waren nur in ihren ersten Anfängen vorhanden. Die obere gründete sich auf Wien, Prag, Ingolstadt, doch stand es allenthalben noch sehr bedenklich: die untere sollte die Niederlande begreifen, doch hatte Philipp II den Jesuiten noch keine gesetzliche Existenz daselbst gestattet.[1]

Aber schon dieser erste rasche Fortgang leistete der Gesellschaft Bürgschaft für die Macht, zu der sie bestimmt war. Daß sie sich in den eigentlich katholischen Ländern, den beiden Halbinseln, zu so gewaltigem Einfluß erhoben, war von der größten Bedeutung.

Schluß.

Wir sehen, jenen protestantischen Bewegungen gegenüber, welche jeden Moment weiter um sich griffen, hatte

1. Ribadeneira: Vita Ignatii p. 293.

sich dergestalt auch in der Mitte des Katholicismus, in Rom um den Papst her, eine neue Richtung ausgebildet.

Nicht anders als jene ging sie von der Verweltlichung der bisherigen Kirche, oder vielmehr von dem Bedürfniß aus, das dadurch in den Gemüthern entstanden war.

Anfangs näherten sich beide einander. Es gab einen Moment, wo man sich in Deutschland noch nicht entschlossen hatte die Hierarchie so völlig fallen zu lassen, wo man auch in Italien geneigt gewesen wäre rationelle Modificationen in derselben anzunehmen. Dieser Moment ging vorüber.

Während die Protestanten, gestützt auf die Schrift, immer kühner zu den primitiven Formen des christlichen Glaubens und Lebens zurückgingen, entschied man sich auf der andern Seite, das im Laufe der Jahrhunderte zu Stande gekommene kirchliche Institut festzuhalten und nur zu erneuern, mit Geist und Ernst und Strenge zu durchdringen. Dort entwickelte sich der Calvinismus bei weitem antikatholischer als das Lutherthum: hier stieß man in bewußter Feindseligkeit alles von sich, was an den Protestantismus überhaupt erinnerte, und trat ihm in scharfem Gegensatz gegenüber.

So entspringen ein paar Quellen in vertraulicher Nachbarschaft auf der Höhe des Gebirgs: so wie sie sich nach verschiedenen Senkungen desselben ergossen haben, gehen sie in entgegengesetzten Strömen auf ewig aus einander.

Drittes Buch.

Die Päpste um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts.

Vor allem ist das sechzehnte Jahrhundert durch den Geist religiöser Hervorbringung ausgezeichnet. Bis auf den heutigen Tag leben wir in den Gegensätzen der Ueberzeugung, welche sich damals zuerst Bahn machten.

Wollten wir den welthistorischen Augenblick, in welchem sich die Sonderung vollzog, noch genauer bezeichnen, so würde er nicht mit dem ersten Auftreten der Reformatoren zusammenfallen — denn nicht sogleich stellten sich die Meinungen fest, und noch lange ließ sich eine Vergleichung der streitigen Lehren hoffen: — erst um das Jahr 1552 waren alle Versuche hiezu vollständig gescheitert, und die drei großen Formen des abendländischen Christenthums setzten sich auf immer aus einander. Das Lutherthum ward strenger, herber, abgeschlossener: der Calvinismus sonderte sich in den wichtigsten Artikeln von ihm ab, während Calvin früher selbst für einen Lutheraner gegolten: beiden entgegengesetzt nahm der Katholicismus seine moderne Gestalt an. Einander gegenüber bildeten sich die drei theologischen Systeme nach den einmal ergriffenen

Prinzipien aus, mit dem Anspruch, jedes die andern zu verdrängen, sich die Welt zu unterwerfen.

Es könnte scheinen, als werde es die katholische Richtung, die doch vornehmlich nur die Erneuerung des bisherigen Institutes beabsichtigte, leichter gehabt haben auf ihrer Seite durchzudringen, vorwärts zu kommen als die übrigen. Doch war ihr Vortheil nicht groß. Von vielen andern Lebenstrieben weltlicher Gesinnung, profaner Wissenschaftlichkeit, abweichender theologischer Ueberzeugung, war auch sie umgeben und beschränkt: sie war mehr ein Gährungsstoff, von dem es sich noch fragte, ob er die Elemente, in deren Mitte er sich gezeugt, wahrhaft ergreifen, überwältigen oder von ihnen erdrückt werden würde.

In den Päpsten selbst, ihrer Persönlichkeit und Politik stieß sie auf den nächsten Widerstand.

Wir bemerkten, wie eine durchaus ungeistliche Sinnesweise in den Oberhäuptern der Kirche Wurzel gefaßt, die Opposition hervorgerufen, dem Protestantismus so unendlichen Vorschub gethan hatte.

Es kam darauf an, in wie fern die strengen kirchlichen Tendenzen diese Gesinnung übermeistern, umwandeln würden oder nicht.

Ich finde, daß der Gegensatz dieser beiden Prinzipien, des eingewohnten Thun und Lassens, der bisherigen Politik mit der Nothwendigkeit eine durchgreifende innere Reform herbeizuführen, das vornehmste Interesse in der Geschichte der nächsten Päpste bildet.

Paul III.

Heut zu Tage giebt man oft nur allzu viel auf die Beabsichtigung und den Einfluß hochgestellter Personen, der Fürsten, der Regierungen: ihr Andenken muß nicht selten büßen was die Gesammtheit verschuldete; zuweilen schreibt man ihnen aber auch das zu, was wesentlich von freien Stücken — aus der Gesammtheit hervorging.

Die katholische Bewegung, die wir in dem vorigen Buche betrachteten, trat unter Paul III ein: aber in diesem Papste ihren Ursprung erblicken, sie ihm zuschreiben zu wollen, wäre ein Irrthum. Er sah sehr wohl, was sie dem römischen Stuhle bedeutete: er ließ sie nicht allein geschehen, er beförderte sie in vieler Hinsicht; aber unbedenklich dürfen wir sagen, daß er ihr nicht einmal selbst in seiner persönlichen Gesinnung angehörte.

Alexander Farnese — so hieß Paul III früher — war ein Weltkind, so gut wie irgend ein Papst vor ihm. Noch im funfzehnten Jahrhundert — er war im Jahre 1468 geboren — gelangte er zu seiner vollen Ausbildung. Unter Pomponius Lätus zu Rom, in den Gärten Lorenzo Medici's zu Florenz studirte er: die elegante Gelehrsamkeit und den Kunstsinn jener Epoche nahm er in sich auf: auch die Sitten derselben blieben ihm dann nicht fremd. Seine Mutter fand es einmal nöthig, ihn in dem Castell S. Angelo gefangen halten zu lassen: er wußte in einem unbewachten Augenblicke, den ihm die Procession des Frohn-

leichnamstages gewährte, an einem Seile aus der Burg herabzugelangen und zu entkommen. Einen natürlichen Sohn und eine natürliche Tochter erkannte er an. Trotz alle dem ward er bei ziemlich jungen Jahren — denn in jenen Zeiten nahm man an solchen Dingen nicht viel Anstoß — zum Cardinal befördert. Noch als Cardinal legte er den Grund zu dem schönsten aller römischen Paläste, dem farnesianischen: bei Bolsena, wo seine Stammgüter lagen, richtete er sich eine Villa ein, die Papst Leo einladend genug fand um sie ein paar Mal zu besuchen. Mit diesem prächtigen und glänzenden Leben verband er aber auch noch andere Bestrebungen. Er faßte von allem Anfang die höchste Würde ins Auge. Es bezeichnet ihn, daß er sie durch eine vollkommene Neutralität zu erreichen suchte. Die französische und die kaiserliche Faction theilten Italien, Rom und das Cardinalcollegium. Er betrug sich mit einer so überlegten Behutsamkeit, einer so glücklichen Klugheit, daß Niemand hätte sagen können, zu welcher von beiden er sich mehr hinneige. Schon nach Leo's, noch einmal nach Adrians Tode war er nahe daran gewählt zu werden: er war ungehalten auf das Andenken Clemens VII, der ihm zwölf Jahre des Papstthums, die ihm gehört hätten, entrissen habe; endlich, im October 1534, im vierzigsten Jahre seines Cardinalates, dem siebenundsechzigsten seines Lebens, erreichte er sein Ziel und wurde gewählt.[1]

Noch auf eine ganz andere Weise berührten ihn nun die großen Gegensätze der Welt — der Widerstreit jener beiden Parteien, zwischen denen er jetzt selbst eine so be-

1. Onuphrius Panvinius: Vita Pauli III.

deutende Stelle einnahm: die Nothwendigkeit die Protestanten zu bekämpfen, und die geheime Verbindung in die er um ihrer politischen Haltung willen mit ihnen gerieth: die natürliche Neigung, die ihm aus der Lage seines italienischen Fürstenthums hervorging, das Uebergewicht der Spanier zu schwächen, und die Gefahr die mit jedem Versuch hiezu verbunden war: das dringende Bedürfniß einer Reform, und die unerwünschte Beschränkung mit der sie die päpstliche Macht zu bedrohen schien.

Es ist sehr merkwürdig, wie sich in der Mitte zwischen so vielen einander zuwiderlaufenden Forderungen sein Wesen entwickelte.

Paul III hatte eine bequeme, prächtige, geräumige Art zu sein. Selten ist ein Papst in Rom so beliebt gewesen wie er es war. Es hat etwas Großartiges, daß er jene ausgezeichneten Cardinäle ohne ihr Wissen ernannte: wie vortheilhaft unterscheidet sich dieß Verfahren von den kleinlichen persönlichen Rücksichten, die fast in der Regel genommen wurden! Aber er rief sie nicht allein: er ließ ihnen auch eine ungewohnte Freiheit: er ertrug in dem Consistorium den Widerspruch und ermunterte zu rücksichtsloser Discussion.[1]

1. Im Jahre 1538 hat Marc Anton Contarini über den Hof des Papstes im venezianischen Senat referirt. Leider habe ich diese Arbeit weder im venezianischen Archiv noch sonst wo gefunden. In einem MS. über den damaligen Türkenkrieg unter dem Titel Tre libri delli commentari della guerra 1537, 38, 39, in meinem Besitz, finde ich einen kurzen Auszug daraus, aus dem ich obige Notizen entnommen. Disse del stato della corte, che molti anni inanzi li prelati non erano stali in quella riforma di vita ch'eran allora, e che li cardinali havevano libertà maggiore di dire l'opi-

Ließ er aber Andern ihre Freiheit, gönnte er einem Jeden den Vortheil der ihm durch seine Stelle zufiel, so wollte auch er von seinen Prärogativen nicht ein einziges fallen lassen. Der Kaiser machte ihm einmal Vorstellungen, daß er zwei seiner Enkel in allzu frühen Jahren zum Cardinalat befördert habe; er entgegnete: er werde verfahren wie seine Vorgänger: gebe es doch Beispiele, daß Knaben in der Wiege Cardinäle geworden. Für dieß sein Geschlecht zeigte er eine selbst an dieser Stelle ungewohnte Vorliebe.[1] Er war entschlossen, es eben so gut wie andere Päpste zu fürstlichen Würden zu befördern.

Nicht als ob er nun, wie ein Alexander VI, alles Uebrige dieser Rücksicht untergeordnet hätte: das könnte man nicht sagen: er beabsichtigte auf das ernstlichste, den Frieden zwischen Frankreich und Spanien herzustellen, die Protestanten zu unterdrücken, die Türken zu bekämpfen, die Kirche zu reformiren; aber dabei lag es ihm sehr am Herzen, zugleich sein Haus zu erhöhen.

nion loro in consistoro ch'avesser avuto gia mai da gran tempo, e che di ciò il pontefice non solamente non si doleva, ma se n'era studiatissimo, onde per questa ragione si poteva sperare di giorno in giorno maggior riforma. Considerò che tra cardinali vi erano tali uomini celeberrimi che per opinione commune il mondo non n'avria altretanti.

1. Soriano 1535. E Romano di sangue et è d'animo molto gagliardo: — — — stima assai l'ingiurie che gli si fanno, et è inclinatissimo a far grandi i suoi. Varchi (Istorie fiorentine p. 636) erzählt von Pauls erstem Secretär, Messer Ambrogio, „der alles vermochte was er wollte und alles wollte was er vermochte": unter vielen andern Geschenken bekam er einst sechzig silberne Waschbecken mit ihren Gießkannen: „wie kömmt es," sagte man, „daß er bei so vielen Waschbecken doch nicht reine Hand hält?"

Indem er nun alle diese Ansichten, die einander widerstreben, in sich aufnimmt, indem er zugleich öffentliche und private Zwecke verfolgt, ist er zu einer höchst bedächtigen, aufmerksamen, zögernden, abwartenden Politik genöthigt: an dem günstigen Augenblick, der glücklichen Combination der Umstände ist ihm alles gelegen: er muß sie langsam herbeizuführen und dann auf das rascheste zu ergreifen, zu behaupten suchen.

Die Gesandten fanden es schwer mit ihm zu unterhandeln. Sie erstaunten, daß er keinen Mangel an Muth spüren ließ, und doch selten zum Schluß, zur Entscheidung zu bringen war. Den Andern suchte er zu fesseln, ein bindendes Wort, eine unwiderrufliche Sicherheit zu erlangen: er selbst wollte sich niemals verpflichten. Man bemerkte es auch in kleineren Sachen: er war ungeneigt, im Voraus etwas abzuschlagen oder zu versprechen, bis auf den letzten Augenblick wollte er freie Hand haben: wie viel mehr in schwierigeren Angelegenheiten! Zuweilen hatte er selbst eine Auskunft, eine Vermittelung angegeben: wollte man sie ergreifen, so zog er sich nichts desto minder zurück: er wünschte immer Meister seiner Unterhandlungen zu bleiben.[1]

1. In den Lettres et Mémoires d'Estat par Guill. Ribier, Paris 1666 — findet man eine Menge Proben seiner Unterhandlungen und ihres Charakters von 1537 bis 1540, von 1547 bis 1549, in den Depeschen französischer Gesandten. Direct schildert sie Matteo Dandolo, Relatione di Roma 1551 d. 20. Junii in senatu, MS. in meinem Besitz. Il negotiare con P. Paolo fu giudicato ad ogn'un difficile, perche era tardissimo nel parlare, perche non voleva mai proferire parola che non fusse elegante et exquisita, cosi nella volgare come nella latina e greca, che

Er war, wie gesagt, noch von classischer Schule: er wollte sich lateinisch so wie italienisch nicht anders als ausgesucht und elegant ausdrücken: immer mit der doppelten Rücksicht auf den Inhalt und auf die Form, wählte und erwog er seine Worte: leise, mit dem langsamsten Bedacht ließ er sich vernehmen.

Oft wußte man nicht recht, wie man mit ihm stand. Man glaubte zuweilen von dem, was er sagte, eher darauf schließen zu dürfen, daß das Gegentheil seine Meinung sei; doch wäre das nicht immer richtig gewesen: die ihn näher kannten, hatten bemerkt, daß er dann am meisten etwas auszuführen hoffte, wenn er gar nicht davon redete, weder die Sache berührte, noch die Personen welche sie anging.[1] Denn so viel sah man wohl, daß er eine einmal gefaßte Absicht nie wieder fallen ließ. Er hoffte alles durchzusetzen was er sich einmal vorgenommen: wenn nicht sogleich, doch ein andermal, unter veränderten Umständen, auf einem anderen Wege.

Einer solchen Sinnesweise von so weit aussehender Berechnung, allseitiger Rücksicht und geheimnißvoller Er-

di tutte tre ne faceva professione (Griechisch, denke ich, wird er wohl nicht oft unterhandelt haben), e mi aveva scoperto di quel poco che io ne intendeva. E perche era vecchissimo, parlava bassissimo et era longhissimo, nè volea negar cosa che se gli addimandasse: ma nè anche (volea) che l'uomo che negotiava seco potesse esser securo di havere havuto da S. S^{a} il sì piu che il no, perche lei voleva starsi sempre in l'avantaggio di poter negare e concedere: per il che sempre si risolveva tardissimamente, quando volea negare.

1. Bemerkungen des Cl. Carpi und Margarethens; „che son los," sagt Mendoza, „que mas platica tienen de su condicion."

wägung widerspricht es nicht, wenn neben den irdischen auch die himmlischen Gewalten in Betracht gezogen wurden. Der Einfluß der Gestirne auf die Erfolge der menschlichen Thätigkeit ward in dieser Epoche wenig bezweifelt. Paul III unternahm keine wichtige Sitzung des Consistoriums, keine Reise, ohne die Tage zu wählen, ohne die Constellation beobachtet zu haben.[1] Ein Bund mit Frankreich fand darum Anstand, weil zwischen den Nativitäten des Königs und des Papstes keine Conformität sei. Dieser Papst fühlte sich, wie es scheint, zwischen tausend widerwärtigen Einwirkungen: nicht allein den irdischen der Welt, sondern auch den überirdischen einer Configuration der Gestirne: sein Sinn ist, die Macht der einen wie der andern nach Gebühr zu berücksichtigen, ihrer Ungunst auszuweichen, ihre Gunst zu benutzen, zwischen allen den Klippen, die ihm von allen Seiten drohen, geschickt nach seinem Ziele zu steuern.

Betrachten wir, wie er dieß versuchte, ob es ihm damit glückte, ob er sich zuletzt über die entgegenstrebenden Kräfte der Weltbewegung wirklich erhob, oder ob auch er von ihnen ergriffen worden ist.

In der That gelang es ihm gleich in seinen ersten Jahren einen Bund mit Carl V und den Venezianern gegen die Türken zu Stande zu bringen. Lebhaft drängte er die Venezianer dazu: man erhob sich auch dießmal zu

1. Mendoza: Es venido la cosa a que ay muy pocos cardenales, que concierten negocios, aunque sea para comprar una carga leña, sino es o por medio de algun astrologo o hechizero. Ueber den Papst selbst finden wir die unzweifelhaftesten Particularitäten.

der Hoffnung, die christlichen Grenzen bis nach Constantinopel erweitert zu sehen.

Nur war der indeß zwischen Carl V und Franz I erneuerte Krieg ein gefährliches Hinderniß jedes Unternehmens. Der Papst ließ sich keine Mühe dauern um diese Feindseligkeit beizulegen. Die Zusammenkunft der beiden Fürsten zu Nizza, der auch er beiwohnte, war völlig sein Werk. Der venezianische Gesandte, der zugegen war, findet nicht Worte genug, um den Eifer und die Geduld zu rühmen, die der Papst dort bewiesen habe. Nicht ohne außerordentliche Mühwaltung und nur erst in dem letzten Augenblick, als er schon wegzureisen drohte, gelang es ihm den Stillstand zu vermitteln.[1] Er brachte es zu einer Annäherung zwischen den beiden Fürsten, die sich dann gar bald zu einer Art von Vertraulichkeit zu entwickeln schien.

Indem der Papst dergestalt die allgemeinen Geschäfte förderte, versäumte er doch auch seine eigenen Angelegenheiten nicht. Man bemerkte, daß er die einen immer mit den andern verflocht, und dann beide zugleich weiter brachte. Der türkische Krieg gab ihm Gelegenheit, Camerino einzuziehen. Es sollte eben mit Urbino verbunden werden; die letzte Varana, Erbin von Camerino, war mit Guidobaldo II vermählt, der im Jahre 1538 die Regierung von Urbino antrat.[2] Aber der Papst erklärte, Camerino könne durch Frauen nicht vererbt werden. Die Venezianer hätten bil-

1. Relatione del Cl^{mo} M. Niccolo Tiepolo del convento di Nizza, Informatt. politiche VI (Bibl. zu Berlin). Es findet sich davon auch ein alter Druck, wiederholt bei Du Mont unter etwas abweichendem Titel IV, II.

2. Adriani Istorie 58 H.

lig den Herzog unterstützen sollen, dessen Vorfahren immer in ihrem Schutze gewesen und in ihren Heeren gedient: auch jetzt verwandten sie sich dringend und lebhaft für ihn; aber mehr zu thun trugen sie um des Krieges willen Bedenken. Sie fürchteten, der Papst rufe den Kaiser oder Frankreich zu Hülfe: umsichtig bedachten sie, gewinne er den Kaiser, so könne dieser dann um so weniger gegen die Türken leisten: gewinne er Frankreich, so werde die Ruhe von Italien gefährdet, und ihre Lage noch mißlicher und einsamer;[1] und so überließen sie den Herzog seinem Schicksale: er war gezwungen, Camerino abzutreten: der Papst belehnte seinen Enkel Ottavio damit. Denn schon erhob sich sein Haus zu Glanz und Macht. Wie nützlich wurde ihm die Zusammenkunft von Nizza! Eben damals als sie im Werke war, erlangte sein Sohn Pier Luigi Novara und dessen Gebiet von dem Kaiser, und dieser entschloß sich unwiderruflich, seine natürliche Tochter Margarethe — nach dem Tode des Alessandro Medici — mit Ottavio Farnese zu vermählen. Wir können es dem Papst glauben, wenn er versichert, daß er darum nicht unbedingt zu der kaiserlichen Partei übergetreten sei. Er wünschte vielmehr mit Franz I in ein nicht minder nahes Verhältniß zu treten. Auch ging der König darauf ein, und versprach ihm zu Nizza einen Prinzen von Geblüt, den Herzog von Vendome, für seine Enkelin Vittoria.[2] In dieser Verbindung mit den beiden größten

1. Die Deliberationen sind im oben angeführten Commentar über den türkischen Krieg, der dadurch ein besonderes Interesse bekömmt, mitgetheilt.

2. Grignan, Ambassadeur du roi de France à Rome, au Connetable. Ribier I, 251. Monseigneur, sadite Sainteté a

Häusern der Welt fühlte sich Paul III glücklich: er war sehr empfänglich für die Ehre die darin lag: er sprach davon in dem Consistorium. Auch die friedenstiftende, vermittelnde Stellung, die er zwischen den beiden Mächten einnahm, schmeichelte seinem geistlichen Ehrgeiz.

Nicht ganz so günstig aber entwickelten sich diese Angelegenheiten weiter. Es fehlte viel, daß man den Osmanen etwas abgewonnen hätte: Venedig mußte sich zu einem ungünstigen Frieden verstehen. Jenes persönliche Versprechen nahm Franz I später zurück: und obwohl der Papst niemals die Hoffnung fallen ließ, eine Familien-Verbindung mit den Valois wirklich durchzusetzen, so zog sich doch die Unterhandlung in die Länge. Das Verständniß, das der Papst zwischen Kaiser und König eingeleitet, schien zwar eine Zeitlang immer enger werden zu wollen: der Papst war selbst einmal beinahe eifersüchtig darauf: er beklagte sich schon, er habe es gestiftet und jetzt vernachlässige man ihn dafür;[1] jedoch nur allzubald löste es sich wieder auf, und der Krieg begann aufs neue. Zu neuen Absichten erhob sich alsdann der Papst.

un merveilleux desir du mariage de Vendosme: car il s'en est entièrement declaré a moy, disant que pour estre sa niece unique et tant aimée de luy, il ne desiroit apres le bien de la Chrestienté autre chose plus que voir sadite niece mariée en France, dont ledit seigneur (le roi) luy avoit tenu propos à Nice et apres Vous, Monseigneur, luy en aviez parlé.

1. Grignan 7 Mars 1539. Ribier I, 406. Le cardinal de Boulogne au roi 20 Avril 1539. Ibid. p. 445. Der Papst sagte ihm, „qu'il estoit fort estonné, veu la peine et travail qu'il avoit pris pour vous appointer, Vous et l'Empereur, que vous le laissiez ainsi arriere.“

Früher hatte er immer unter seinen Freunden laut ausgesprochen und selbst dem Kaiser zu verstehen gegeben, Mailand gehöre den Franzosen, und sei ihnen von Rechts wegen zurückzustellen.[1] Allmählich ließ er diese Meinung fallen. Von Cardinal Carpi, der unter allen Cardinälen mit ihm am vertrautesten war, finden wir vielmehr einen Vorschlag an Carl V, der ganz wo anders hinzielt.[2]

„Der Kaiser," heißt es darin, „müsse nicht Graf, Herzog, Fürst, er müsse nur Kaiser sein wollen: nicht viele Provinzen, sondern große Lehensleute müsse er haben. Sein Glück habe aufgehört, seit er Mailand in Besitz genommen. Man könne ihm nicht rathen, es an Franz I zurückzugeben, dessen Länderdurst er damit nur reizen würde, aber auch behalten dürfe er es nicht.[3] Deshalb allein habe er Feinde, weil man von ihm argwöhne, er suche sich fremder Länder zu bemächtigen. Vernichte er diesen Argwohn, gebe er Mailand an einen besondern Herzog, so werde Franz I keine Anhänger mehr finden: er dagegen, der Kaiser, werde Deutschland und Italien für sich haben, seine Fahnen zu den entferntesten

1. Auch M. A. Contarini bestätigte dieß in seiner Relation.

2. Discurso del Rmo Cle di Carpi del 1543 (vielleicht jedoch schon ein Jahr früher) a Carlo V Cesare del modo del dominare. Bibl. Corsini n. 443.

3. Se la M. V. dello stato di Milano le usasse cortesia, non tanto si spegnerebbe quanto si accenderebbe la sete sua: sì che è meglio di armarsi di quel ducato contra di lui. — V. M. ha da esser certa, che, non per affettione che altri abbia a questo re, ma per interesse particolaro, e la Germania e l'Italia, sinche da tal sospetto non saranno liberate, sono per sostentare ad ogni lo potere la potentia di Francia.

Nationen tragen und seinen Namen" — dieß ist der Ausdruck — „der Unsterblichkeit zugesellen."

Hatte nun aber der Kaiser Mailand weder den Franzosen zu überlassen noch auch selbst zu behalten, wer war es, dem er dieß Herzogthum übergeben sollte? Es schien dem Papst kein unebener Ausweg, wenn es seinem Enkel, dem Schwiegersohn des Kaisers, übertragen würde. Schon bei früheren Missionen hatte er darauf hingedeutet. Bei einer neuen Zusammenkunft, die er mit dem Kaiser 1543 zu Busseto hielt, ist es förmlich in Antrag gekommen. Sehr weitaussehend waren die Gedanken des Papstes, wenn es wahr ist, daß er auch an eine Vermählung seiner Enkelin mit dem Erben von Piemont und Savoyen gedacht hat, so daß seine Enkel zu beiden Seiten des Po und zu beiden Seiten der Alpen geherrscht haben würden.[1] Ueber Mailand wurde in Busseto alles Ernstes unterhandelt, und der Papst hegte die lebhaftesten Hoffnungen. Der Governator von Mailand, Marchese de Vasto, den er dafür gewonnen, etwas leichtgläubig und prächtig wie er war, erschien schon eines Tages mit wohlvorbereiteten Worten, um Margarethen als seine künftige Herrin nach Mailand zu führen. Ich finde: die Unterhandlung sei an einigen allzustarken Forderungen des Kaisers gescheitert.[2] Doch es ist schwer zu glauben,

1. Dandolo: Relatione di Francia 1545: „Si è dubitato, che S. Stà fosse per tener con Cesare in queste trattationi massime a beneficio de il duca di Savoglia, col quale gli voleva dar la nepote." In Frankreich hörte man darüber lebhafte Aeußerungen (gagliarde parole).

2. Pallavicini hat diese Unterhandlungen geradezu geleugnet. Auch nach dem, was Muratori (Annali d'Italia X. II, 51) dar-

daß der Kaiser ein so bedeutendes wohlgelegenes Fürstenthum jemals, um welchen Preis auch immer, fremdem Einfluß zu überlassen geneigt gewesen ist.

Denn ohnehin war die Stellung, welche sich die Farnesen gegeben, für ihn voll Gefahr. Von den italienischen Provinzen, die Carl beherrschte oder auf die er Einfluß hatte, war keine, wo die bestehende Regierung nicht durch Gewalt hätte gegründet oder wenigstens befestigt werden müssen. Allenthalben, in Mailand wie in Neapel, in Florenz, Genua, Siena, gab es Mißvergnügte, deren Partei unterlegen: Rom und Venedig waren voll von Ausgewanderten. Die Farnesen ließen sich durch ihr nahes Verhältniß zu dem Kaiser nicht abhalten, sich mit diesen zwar unterdrückten, aber durch Bedeutung ihrer Oberhäupter, Reichthum und Anhang noch immer mächtigen Parteien zu verbinden. An der Spitze der Sieger stand der Kaiser: die Geschlagenen suchten bei dem Papst eine Zuflucht.

über anführt, ließe sich vielleicht noch zweifeln. Er stützt sich auf Historiker, die doch allenfalls nach Hörensagen geschrieben haben könnten. Entscheidend aber ist ein Schreiben von Girolamo Guicciardini an Cosimo Medici Cremona 26 Giugno 1543 im Archivio Mediceo zu Florenz. Granvella selbst hatte davon gesprochen. „S. M^{a} mostrava non esser aliena, quando per la parte del papa fussino adempiute le larghe offerte che eran state proferte dal duca di Castro sin a Genova.“ Ich weiß nicht, welche Anerbietungen das gewesen sein mögen, doch waren sie zu stark für den Papst. Nach Gosselini, dem Secretär Ferrante Gonzaga's, fürchtete der Kaiser bei seiner Abreise, „che in volgendo egli le spalle (i Farnesi) non pensassero ad occuparlo.“ (Vita di Don Ferrando p. IV.) — Sehr ausführlich und ergötzlich ist hierüber auch eine neapolitanische noch ungedruckte Lebensbeschreibung von Vasto, die sich in der Bibliothek Chigi zu Rom findet.

Unzählige geheime Fäden verknüpften sie unter einander: mit Frankreich blieben sie immer in sichtbarem oder unsichtbarem Zusammenhang: immer neue Pläne und Unternehmungen gaben sie an die Hand. Bald betrafen dieselben Siena, bald Genua, bald Lucca. Wie oft suchte der Papst auch in Florenz Fuß zu fassen, Eingang zu gewinnen! An dem jungen Herzog Cosimo fand er aber ganz den Mann der ihm Widerstand leisten konnte. Mit herbem Selbstgefühl drückt sich Cosimo darüber aus. „Der Papst," sagt er, „dem so viele Unternehmungen glücklich gelungen sind, hat keinen lebhafteren Wunsch übrig, als auch in Florenz etwas zu vermögen, als diese Stadt dem Kaiser zu entfremden: aber mit diesem Wunsche soll er in die Grube fahren." [1]

In gewisser Hinsicht stehen Kaiser und Papst einander noch immer als die Häupter zweier Factionen gegenüber. Hat der Kaiser seine Tochter in das Haus des Papstes vermählt, so hat er es nur gethan, um ihn damit im Zaum zu halten, um, wie er selbst sagt, den bestehenden Zustand in Italien zu behaupten. Der Papst dagegen wünscht seine Verbindung mit dem Kaiser zu benutzen um der kaiserlichen Macht etwas abzugewinnen. Sein Haus möchte er zugleich im Schutze des Kaisers und durch die Beihülfe der Gegner desselben erhöhen. In der That giebt es noch eine gibellinische und eine guelfische Partei. Jene hält sich noch immer zu dem Kaiser, diese noch immer zu dem Papst.

1. Schreiben Cosimo's, gefunden in dem mediceischen Archiv. Noch vom Jahre 1537. Al papa non è restato altra voglia in questo mondo se non disporre di questo stato e levarlo dalla divotione dell' imperatore etc.

Im Jahre 1545 finden wir trotz alle dem die beiden Häupter wieder in freundschaftlichem Vernehmen. Daß Margarethe guter Hoffnung war, die Aussicht, bald einen Abkömmling des Kaisers in ihrem Geschlechte zu haben, machte den Farnesen neues Herz zu Carl V. Cardinal Alessandro Farnese begab sich zu ihm nach Worms. Es ist eine der wichtigsten Sendungen Pauls III. Dem Cardinal gelang es den Unmuth des Kaisers noch einmal zu begütigen. Ueber einige Beschuldigungen suchte er sich und seine Brüder zu rechtfertigen: wegen des Uebrigen bat er um Verzeihung: er versprach, daß sie in Zukunft alle gehorsame Diener und Söhne S. Majestät sein würden. Der Kaiser entgegnete, dann wolle auch er sie wie seine eigenen Kinder behandeln. Hierauf gingen sie zu wichtigeren Verabredungen über. Sie besprachen sich über den Krieg gegen die Protestanten und das Concilium. Sie vereinigten sich, daß das Concilium unverzüglich angehen solle. Entschließe sich der Kaiser wider die Protestanten die Waffen zu brauchen, so machte sich der Papst anheischig ihn aus allen seinen Kräften, mit allen seinen Schätzen dazu zu unterstützen, ja, „wäre es nöthig, seine Krone dazu zu verkaufen.“[1]

1. Wir sind über die Sendung authentisch durch Granvella selbst unterrichtet. Dispaccio di Monsignor di Cortona al Duca di Fiorenza. Vormatia 29 Maggio 1545. (Granvella) mi concluse in somma ch'el cardinale era venuto per giustificarsi d'alcune calumnie, e supplica S. M. che quando non potesse interamente discolpare l'attioni passate di Nro Signore sue e di sua casa, ella si degnasse rimetterle e non ne tener conto. — Expose di piu, in caso che S. M. si risolvesse di sbattere per via d'arme, perche per giustitia non vi vedeva quasi modo alcuno, li Luterani, S. Beatitudine concorrerà con ogni somma di denari.

In der That ward noch in dem nemlichen Jahre das Concilium eröffnet: erst hier übersehen wir vollständig, wie es noch endlich dazu kam: im Jahre 1546 ging auch der Krieg an. Papst und Kaiser vereinigten sich, den schmalkaldischen Bund zu vernichten, der es dem Kaiser nicht viel weniger schwer machte das Reich zu regieren, als dem Papst, die Kirche. Der Papst zahlte Geld und schickte Truppen. Die Absicht des Kaisers war, die Gewalt der Waffen und die friedliche Unterhandlung zu verbinden. Während er den Ungehorsam der Protestanten durch den Krieg zähme, sollte das Concilium die geistlichen Streitigkeiten schlichten und vor allem zu Reformen schreiten, durch welche es jenen einigermaßen möglich würde sich zu unterwerfen.

Ueber alles Erwarten glücklich ging der Krieg. Anfangs hätte man Carl für verloren halten sollen, aber in der gefährlichsten Lage hielt er standhaft aus: im Spätjahre 1546 sah er ganz Oberdeutschland in seinen Händen: wetteifernd ergaben sich Städte und Fürsten: der Augenblick schien gekommen, wo die protestantische Partei in Deutschland unterworfen, der ganze Norden wieder katholisch gemacht werden könne.

In diesem Momente, was that der Papst?

Er rief seine Truppen von dem kaiserlichen Heere ab; das Concilium, das eben nun seinen Zweck erfüllen und seine pacificatorische Thätigkeit beginnen sollte, versetzte er von Trient — wohin es auf den Antrag der Deutschen berufen worden — angeblich weil daselbst eine ansteckende Krankheit ausgebrochen sei, nach seiner zweiten Hauptstadt Bologna.

Es ist nicht zweifelhaft, was ihn dazu bewog. Noch

einmal traten die politischen Tendenzen des Papstthums mit den kirchlichen in Gegensatz und Widerstreit. Daß ganz Deutschland besiegt und dem Kaiser in Wahrheit unterwürfig würde, hatte er nie gewünscht. Ganz etwas anderes hatten seine feinen Berechnungen ihn erwarten lassen. Wohl mag er geglaubt haben, dem Kaiser werde Einiges zum Vortheil der katholischen Kirche gelingen: dabei aber, er gesteht es selbst,[1] zweifelte er nicht, ihn auf unzählige Schwierigkeiten stoßen, in Verwickelungen gerathen zu sehen, die ihm, dem Papst, seinerseits eine vollere Freiheit, seine Zwecke zu verfolgen, gewähren würden. Das Glück spottete seiner Anschläge. Jetzt mußte er fürchten, und Frankreich machte ihn aufmerksam darauf, daß diese Uebermacht auf Italien zurückwirken und ihm sowohl in geistlichen als in weltlichen Geschäften nur allzu bald fühlbar werden würde. Aber überdieß wuchsen seine Besorgnisse wegen des Concilium. Es hatte ihn schon lange gedrückt:[2] er hatte bereits daran gedacht es aufzulösen: jetzt aber thaten die kaiserlich gesinnten Prälaten, durch die Siege muthig und muthiger geworden, einige besonders kühne Schritte. Die spanischen Bischöfe brachten unter dem Namen Censuren einige Artikel in Vorschlag, die sämmtlich eine Verringerung des päpstlichen An-

1. Charles Cl de Guise au roy 31 Oct. 1547 (Ribier II, p. 75), nach einer Audienz bei dem Papst: Paul führt die Gründe an, die ihn zur Theilnahme an dem deutschen Krieg vermocht: „Aussi à dire franchement qu'il estoit bien mieux de l'empescher (l'empereur) en un lieu dont il pensoit qu'aisement il ne viendroit à bout."

2. Du Mortier au roy 26 Avril 1547. „Je vous asseure, Sire, que pendant il estoit à Trente, c'estoit une charge qui le pressoit fort."

sehens bezweckten: die Reformation, von der Rom immer so viel gefürchtet, schien sich nicht mehr verzögern zu lassen.

Es lautet seltsam: aber nichts ist wahrer: in dem Augenblick, daß ganz Norddeutschland vor der Wiedereinführung der päpstlichen Gewalt zitterte, fühlte sich der Papst als ein Verbündeter der Protestanten. Er bezeigte seine Freude über die Fortschritte des Churfürsten Johann Friedrich wider Herzog Moriz: er wünschte nichts sehnlicher, als daß sich derselbe auch gegen den Kaiser halten möge: Franz I, der schon alle Welt zu einem Bündniß wider Carl zu vereinigen suchte, ließ er ausdrücklich ermahnen, „die zu unterstützen, die noch nicht geschlagen seien.“[1] Er fand es aufs neue wahrscheinlich, daß der Kaiser auf die größten Hindernisse stoßen, noch lange zu thun haben werde: „er glaubt das,“ sagt der französische Abgeordnete, „weil er es wünscht.“

Allein er täuschte sich wie zuvor. Das Glück des Kaisers machte alle seine Berechnungen zu Schanden. Carl siegte bei Mühlberg: die beiden Oberhäupter der protestantischen Partei führte er gefangen mit sich fort. Schärfer als jemals konnte er nun sein Augenmerk auf Italien richten.

Denn auf das tiefste, wie sich denken läßt, hatte ihn das Betragen des Papstes entrüstet. Er durchschaute ihn

1. Le même au même. Ribier I, 637. — „S. S. a entendu que le duc de Saxe se trouve fort, dont elle a tel contentement, comme celuy qui estime le commun ennemy estre par ces moyens retenu d'executer ses entreprises, et connoist-on bien qu'il seroit utile sous-main d'entretenir ceux qui luy resistent, disant que vous ne sçauriex faire dépense plus utile.“

sehr wohl. „Die Absicht seiner Heiligkeit ist von Anfang gewesen," schreibt er an seinen Gesandten, „uns in diese Unternehmung zu verwickeln, und dann darin zu verlassen."[1] Daß die päpstlichen Truppen zurückgezogen worden, hatte nicht so viel zu bedeuten. Schlecht besoldet und eben deshalb nicht recht in Gehorsam noch Mannszucht, hatten sie niemals viel geleistet. Daß aber das Concilium verlegt worden, war von dem größten Einfluß. Wunderbar wie auch dieß Mal die Entzweiung des Papstthums und des Kaiserthums, hervorgerufen von der politischen Stellung des ersten, den Protestanten zu Hülfe kam. Man hätte jetzt wohl die Mittel gehabt sie zur Unterwerfung unter das Concilium zu nöthigen. Da sich dieß aber selber gespalten hatte — denn die kaiserlichen Bischöfe blieben in Trient — da sich keine allgemein gültigen Beschlüsse mehr fassen ließen, konnte man auch Niemand zur Adhäsion zwingen. Der Kaiser mußte erleben, daß der wesentlichste Theil seiner Pläne an dem Abfall seines Verbündeten scheiterte. Er drang nicht allein fortwährend auf die Zurückverlegung der Kirchenversammlung nach Trient, er ließ sich vernehmen: „er werde nach Rom kommen, um das Concilium dort selber zu halten."

1. Copia de la carta que S. M. scriviò an Don Diego de Mendoça a XI de Hebrero 1547 aõs. „Quanto mas yva el dicho (prospero suceso) adelante, mas nos confirmavamos en creher que fuese verdad lo que antes se havia savido de la intencion y inclinacion de S. S., y lo que se dezia (es) que su fin havia sido por embaraçar nos en lo que estavamos y dexarnos en ello con sus fines, desiños y platicas, pero que, aunque pesasse a S. S. y a otros, esperavomos con la ayuda de N. S., aunque sin la de S. S., guiar esta impresa a buen camino."

Paul III nahm sich zusammen: „der Kaiser ist mächtig," sagte er, „doch auch wir vermögen etwas und haben einige Freunde." Die lange besprochene Verbindung mit Frankreich kam jetzt zu Stande: Orazio Farnese verlobte sich mit der natürlichen Tochter Heinrichs II: man ließ kein Mittel unversucht, um zunächst die Venezianer zu einem allgemeinen Bündniß zu gewinnen. Alle Ausgewanderten regten sich. Gerade zur rechten Zeit brachen Unruhen in Neapel aus: ein neapolitanischer Abgeordneter erschien, den Papst um Schutz für seine dortigen Lehnsleute zu ersuchen, und es gab Cardinäle, die ihm riethen hierauf einzugehen.

Noch einmal faßten die italienischen Factionen einander ins Angesicht. Sie standen einander um so schroffer gegenüber, da die beiden Oberhäupter nunmehr offen entzweit waren. Auf der einen Seite die Governatoren in Mailand und Neapel, die Medici in Florenz, die Doria in Genua: als ihr Mittelpunkt kann Don Diego Mendoza, kaiserlicher Botschafter zu Rom, angesehen werden: noch hatten sie allenthalben einen großen gibellinischen Anhang: — auf der andern der Papst und die Farnesen, die Ausgewanderten und Mißvergnügten, eine neugebildete orsinische Partei, die Anhänger der Franzosen. Für jene war der in Trient zurückgebliebene, für diese der nach Bologna gegangene Theil des Concilium.

Der Haß, den diese Parteien gegen einander hegten, trat plötzlich in einer gewaltsamen That hervor.

Jene seine engere Vertraulichkeit mit dem Kaiser hatte der Papst benutzt, um Parma und Piacenza als ein bei

dem päpstlichen Stuhl zu Lehen gehendes Herzogthum seinem Sohne Pier Luigi zu übergeben. Nicht mehr mit jener Rücksichtslosigkeit, wie ein Alexander, ein Leo, konnte er zu dieser Maßregel schreiten. Er stellte dafür Camerino und Nepi an die Kirche zurück: durch eine Berechnung der Kosten, welche die Bewachung jener Grenzplätze verursache, des Zinses, den sein Sohn davon zahlen werde, des Ertrages der zurückgegebenen Ortschaften suchte er zu beweisen, daß die Kammer keinen Schaden leide. Aber nur indem er mit den einzelnen Cardinälen sprach, vermochte er sie, und auch dann nicht einmal alle, zu überreden. Einige widersprachen laut: andere versäumten geflissentlich das Consistorium, in welchem die Sache vorkam: den Caraffa sah man an diesem Tage zu einem feierlichen Besuche der sieben Kirchen schreiten.[1] Auch der Kaiser war nicht dafür: wenigstens hätte er gewünscht, daß das Herzogthum seinem Eidam Ottavio, dem doch auch Camerino gehörte, übergeben würde.[2] Er ließ es geschehen, weil er der Freundschaft des Papstes eben bedurfte, doch hat er es niemals gebilligt: allzu gut kannte er Pier Luigi. Die Fäden der geheimen Verbindungen der italienischen Opposition hielt eben der Sohn des Papstes alle in seiner Hand. Man zweifelte nicht, daß er um das Unternehmen des Fiesco in Genua gewußt, daß er dem gewaltigen Oberhaupt der florentinischen Ausgewanderten,

1. Bromato: Vita di Paolo IV II, 222.

2. Die Unterhandlungen darüber gehen aus dem Schreiben Mendoza's vom 29 November 1547 hervor. Der Papst sagt, er habe Pier Luigi belehnt, weil dieß die Cardinäle vorgezogen: und „haviendo de vivir tampoco como mostrava su indisposicion.“

Pietro Strozzi, nach einem mißlungenen Anschlag auf Mailand in dem bedrängtesten Augenblick über den Po geholfen, und allein seine Rettung bewirkt habe: man vermuthete, daß er selbst fortwährend Absichten auf Mailand hege.[1]

Eines Tages war der Papst, der noch immer unter glücklichen Gestirnen zu stehen und alle die Stürme, die ihn bedrohten, beschwören zu können meinte, in der Audienz vorzüglich heiter: er zählte die Glückseligkeiten seines Lebens auf und verglich sich in dieser Hinsicht mit Kaiser Tiberius: an diesem Tage ward ihm der Sohn, der Inhaber seiner Erwerbungen, der Träger seines Glücks, zu Piacenza von Verschworenen überfallen und ermordet.[2]

Die Gibellinen von Piacenza, von den Gewaltsamkeiten des Herzogs, der zu den strenge verwaltenden Fürsten dieser Zeit gehörte, und besonders den Adel in Gehorsam zu halten suchte, beleidigt und gereizt, hatten die That vollbracht; wie aber damals Jedermann überzeugt war, der Governator zu Mailand, Ferrante Gonzaga, habe seine Hand im Spiel gehabt,[3] so können auch wir daran nicht zweifeln. Der Biograph Gonzaga's, in jenen Zeiten sein vertrauter Geheimschreiber, der ihn zu entschuldigen

1. Gosselini: Vita di Ferr. Gonzaga p. 20. Segni: Storie Fiorentine p. 292.

2. Mendoça al Emperador 18 Sept. 1547 — „Gastò la mayor parte del tempo (an jenem Tag) en contar sus felicidades y compararse a Tiberio imperador.“

3. „Compertum habemus Ferdinandum esse autorem,“ sagte der Papst im Consistorium. Extrait du consistoire tenu par N. S. Pere in einer Depesche von Morvillier Venise 7 Sept. 1547. Ribier II, 61.

sucht, versichert, die Absicht sei nur auf die Gefangennehmung, nicht auf die Ermordung des Farnese gegangen.[1] Ich finde in einigen Handschriften selbst noch nähere Andeutung, — doch möchte ich ihnen nicht ohne weiteres Glauben beimessen, — daß der Kaiser von diesem Unternehmen im Voraus in Kenntniß gesetzt gewesen sei. Auf jeden Fall eilten die kaiserlichen Truppen herbei, um Piacenza in Besitz zu nehmen: sie machten die Rechte des Reiches auf diese Stadt geltend. Es war auf gewisse Weise die Vergeltung für die Abtrünnigkeiten des Papstes in dem schmalkaldischen Kriege.

Ohne Gleichen ist das Verhältniß, das sich nun bildete.

Man wollte wissen', Cardinal Alessandro Farnese habe gesagt, er könne sich nicht helfen als mit dem Tode einiger kaiserlicher Minister: mit Gewalt könne er sich derselben nicht entledigen: er müsse seine Zuflucht zur Kunst nehmen. Indem sich diese hierauf vor Gift sicher zu stellen suchten, ergriff man zu Mailand ein paar Bravi, Corsen, die man zu dem, ich will nicht entscheiden ob wahren oder falschen Geständniß brachte, sie seien von den päpstlichen Angehörigen gedungen, um Ferrante Gonzaga zu ermorden. Wenigstens war Gonzaga aufs neue voll von Ingrimm. „Er müsse," sagte er, „sein Leben sichern, so gut wie er könne: es bleibe ihm nichts übrig, als von

1. Gosselini p. 45. „Nè l'imperatore nè D. Fernando, come di natura magnanimi, consentirono mai alla morte del duca Pier Luigi Farnese, anzi fecero ogni opera di salvarlo comandando in specialità a congiurati che vivo il tenessero."

diesen seinen Feinden zwei oder drei, durch eigene oder fremde Hand auf die Seite zu schaffen."[1] Mendoza meint, dann werde man in Rom alle Spanier tödten: man werde das Volk insgeheim dazu aufreizen, und die geschehene That nachher mit der unaufhaltsamen Wuth desselben entschuldigen.

An eine Versöhnung war nicht zu denken. Man hätte sich dazu der Tochter des Kaisers zu bedienen gewünscht. Allein sie hatte sich in dem Hause der Farnesen nie gefallen: sie verachtete den um vieles jüngeren Gemahl: dem Gesandten enthüllte sie ohne Schonung dessen schlechte Eigenschaften: sie sagte, sie wolle eher ihrem Kinde den Kopf abschneiden, als ihren Vater um etwas bitten, das ihm mißfallen könne.

Die Correspondenz Mendoza's mit dem Kaiser liegt vor mir. Nicht leicht mag es etwas geben was dem Inhalt dieser Briefe an tiefgegründetem, von beiden Seiten zurückgehaltenem, beiden Theilen offenbarem Hasse gleich käme. Es ist ein Gefühl von Ueberlegenheit darin, das sich mit Bitterkeiten erfüllt hat: von Verachtung, die doch auf ihrer Hut ist: von Mißtrauen, wie man es gegen einen eingewohnten Uebelthäter hegt.

Suchte der Papst in dieser Lage der Dinge einen Rückhalt, eine Hülfe, so konnte sie ihm allein Frankreich gewähren.

In der That finden wir ihn zuweilen in Gegenwart

1. Mendoça al Emp. „Don Hernando procurara de asegurar su vida come mejor pudiere, hechando a parte dos o tres di estos o por su mano o por mano de otros."

des französischen Botschafters, der Cardinäle Guise und Farnese stundenlang das Verhältniß des römischen Stuhles zu Frankreich erörtern. „In alten Büchern", sagt er, „habe er gelesen, es während seines Cardinalates von Andern gehört, und in Erfahrung gebracht seit er selbst Papst geworden, daß der heilige Stuhl sich immer dann in Macht und Aufnahme befinde, wenn er mit Frankreich Bund habe, dagegen Verluste leide, sobald das nicht der Fall sei; er könne es Leo X, seinem Vorgänger Clemens, er könne es sich selbst nicht vergeben, daß sie jemals den Kaiser begünstigt: jetzt aber sei er entschlossen sich auf immer mit Frankreich zu vereinigen. Er hoffe noch lange genug zu leben, um den päpstlichen Stuhl in Devotion gegen den französischen König zu hinterlassen: zum größten Fürsten der Welt wolle er denselben machen: sein eigenes Haus solle sich mit ihm unauflöslich verbinden."[1]

Seine Absicht war, einen Bund mit Frankreich, der Schweiz und Venedig zu schließen, zunächst ein Vertheidigungsbündniß, von dem er aber selber sagt, es sei die Thüre zu einem offensiven.[2] Die Franzosen berechneten: ihre Freunde vereinigt würden ihnen ein eben so großes Gebiet in Italien verschaffen als das sei, welches der

1. Guise au roy, 31 Oct. 1547. Ribier II, 75.

2. Guise au roy, 11 Nov. 1547. Ribier II, 81. „Sire, il semble au pape, à ce qu'il m'a dit, qu'il doit commencer à vous faire declaration de son amitié par vous presenter luy et toute sa maison: et pource qu'ils n'auroient puissance de vous faire service ny vous aider à offenser si vous premierement vous ne les aidez à defendre, il luy a semblé devoir commencer par la ligue defensive, laquelle il dit estre la vraye porte de l'offensive." Die ganze folgende Correspondenz gehört hieher.

Kaiser besitze: die ganze orsinische Partei wolle dem König aufs neue Gut und Blut weihen. Die Farnesen meinten im Gebiete von Mailand wenigstens auf Cremona und Pavia zählen zu können: die neapolitanischen Ausgewanderten versprachen 15000 Mann ins Feld zu stellen, Aversa und Neapel sofort zu überliefern. Auf alle diese Dinge ging der Papst sehr lebhaft ein. Einen Anschlag auf Genua läßt er zuerst den französischen Gesandten wissen. Er hätte nichts dawider, wenn man, um sich Neapels zu bemächtigen, einen Bund mit dem Großherrn oder mit Algier schlösse. Eben war Eduard VI auf den Thron von England gestiegen und eine unzweifelhaft protestantische Regierung daselbst an dem Ruder: der Papst räth nichts desto minder Heinrich II, mit England Friede zu machen: „um andere Absichten", sagt er, „zum Besten der Christenheit in Ausführung bringen zu können."[1]

So heftig war der Papst mit dem Kaiser verfeindet: so enge stand er mit den Franzosen: so großen Aussichten gab er sich hin; und dennoch! niemals vollzog er seinen Bund, niemals that er den letzten Schritt.

Die Venezianer sind ganz erstaunt darüber. „Der Papst", sagen sie, „ist in seiner Würde angegriffen, in seinem Blute beleidigt, der vornehmsten Besitzung seines Hau-

1. François de Rohan au roy 24 Février 1548. Ribier II, 117. „S. S. m'a commandé de vous faire entendre et conseiller de sa part, de regarder les moyens que vous pouvez tenir pour vous mettre en paix pour quelque temps avec les Anglais, afin que n'estant en tant d'endroits empeché vous puissiez plus facilement executer vos desseins et entreprises pour le bien public de la Chrestienté."

ses beraubt: zu jedem Bündniß sollte er greifen, auf jede Bedingung: dennoch, nach so vielen Beleidigungen, sieht man ihn zaudern und schwanken."

In der Regel treiben Beleidigungen zu einem äußersten Entschluß. Doch giebt es auch Naturen, in denen das nicht der Fall ist; die auch dann noch überlegen, wenn sie sich am tiefsten verletzt fühlen, nicht weil das Gefühl der Rache minder stark in ihnen wäre, sondern weil das Bewußtsein der fremden Ueberlegenheit sie gewaltiger übermeistert: die Klugheit, welche eine Voraussicht der Zukunft ist, überwiegt in ihnen: die großen Widerwärtigkeiten empören sie nicht, sondern machen sie muthlos, schwankend und schwach.

Der Kaiser war zu mächtig, um noch etwas Ernstliches von den Farnesen fürchten zu müssen. Er schritt auf seinem Wege, ohne auf sie Rücksicht zu nehmen, weiter. Feierlich protestirte er gegen die Sitzungen des Concilium in Bologna: alle Acte, die man daselbst vornehmen werde, erklärte er im Voraus für null und nichtig. Im Jahre 1548 publicirte er das Interim in Deutschland. So unerträglich es der Papst fand, daß der Kaiser eine Norm des Glaubens vorschreiben wolle, so lebhaft er sich beklagte, daß man die Kirchengüter ihren gegenwärtigen Besitzern lasse — Cardinal Farnese sagte überdieß, er wolle sieben bis acht Ketzereien darin aufzeigen,[1] — so

1. „Hazer intender a V. M. como en el interim ay 7 o 8 heregias." Mendoça 10 Juni 1548. In den Lettere del commendatore Annibal Caro scritte al nome del C[l] Farnese, die sonst mit großer Zurückhaltung verfaßt sind, findet sich I, 65 doch

ließ sich der Kaiser nicht irre machen. Auch in der Sache von Piacenza wich er kein Haar breit. Der Papst forderte zunächst Wiederherstellung des Besitzes: der Kaiser behauptete, ein Recht von Seiten des Reiches zu haben. Der Papst bezog sich auf den Bund von 1521, in welchem jene Städte dem römischen Stuhl garantirt worden: der Kaiser machte auf das Wort Investitur aufmerksam, wodurch sich das Reich oberherrliche Rechte vorbehalten habe. Der Papst erwiderte, das Wort sei hier in einem andern als dem feudalen Sinne genommen: der Kaiser stritt darüber nicht weiter: er erklärte jedoch, sein Gewissen verbiete ihm, Piacenza zurückzugeben.[1]

Gern hätte nun der Papst zu den Waffen gegriffen, sich an Frankreich geschlossen, seine Freunde, seine Partei in Bewegung gesetzt — in Neapel, Genua, Siena, Piacenza, selbst in Orbitello bemerkte man die Umtriebe seiner Anhänger, — gern hätte auch er sich durch irgend einen unerwarteten Schlag gerächt, aber auf der andern Seite war ihm die Uebermacht des Kaisers durchaus furchtbar, vor allem dessen Einfluß auf die geistlichen Angelegenheiten: er besorgte, ein Concilium werde berufen, das sich ganz gegen ihn erkläre, das selbst zu seiner Absetzung

ein Schreiben an den Cl. Sfondrato in Bezug auf das Interim, worin es heißt, „der Kaiser habe einen Scandal in der Christenheit gegeben: er hätte wohl etwas Besseres vornehmen können.“

1. Lettere del cardinal Farnese scritte al vescovo di Fano, nuntio all' imperatore Carlo, Informationi politiche XIX, und einige Instructionen des Papstes und Farnese's, ib. XII, enthüllen diese Unterhandlungen, von denen ich nur die wichtigsten Momente berühren konnte.

schreite. Mendoza behauptet, die That der Corsen gegen Ferrante Gonzaga habe ihm noch besonders Furcht eingeflößt.

Wie dem auch sei, so viel ist gewiß, daß er an sich hielt und seinen Ingrimm verbarg. Die Farnesen sahen selbst nicht ungern, daß der Kaiser Siena einnahm: sie hofften, er werde es ihnen für ihre Verluste einräumen. Die seltsamsten Vorschläge wurden hieran geknüpft. „Verstehe sich der Kaiser hiezu," sagte man Mendoza, „so müsse der Papst das Concil nach Trient zurückbringen, und hier nicht allein sonst nach den Wünschen des Kaisers verfahren — z. B. dessen Recht an Burgund feierlich anerkennen lassen, — sondern Carl V zu seinem Nachfolger auf dem päpstlichen Stuhle erklären. „Denn," sagten sie, „Deutschland hat ein kaltes Clima, Italien ein warmes: für die Gicht, an der der Kaiser leidet, sind die warmen Länder gesünder."[1] Ich will nicht behaupten, daß es ihnen damit Ernst gewesen: der alte Papst lebte des Glaubens, der Kaiser werde noch vor ihm sterben: aber man sieht, auf wie bedenkliche, von der gewöhnlichen Ordnung der Dinge weit abweichende Pfade ihre Politik sich gewagt hatte.

Den Franzosen entgingen ihre Bewegungen, ihre Unterhandlungen mit dem Kaiser nicht. Von dem Connetable Montmorency haben wir einen Brief voller Entrüstung, in

1. Der Cardinal Gambara machte Mendoza, bei einer geheimen Zusammenkunft in einer Kirche, diesen Antrag. Er sagte wenigstens, „que havia scripto al papa algo desto y no lo havia tomado mal."

dem er unverhohlen von „Heucheleien, Lügen, ja von wahrhaft schlechten Streichen" redet, die man zu Rom gegen den König von Frankreich ausübe.[1]

Endlich, um doch etwas zu thun, und wenigstens Einen festen Punkt in diesen Streitigkeiten zu gewinnen, beschloß der Papst, da das Recht an Piacenza nicht allein seinem Hause, sondern der Kirche selbst bestritten wurde, dieß Herzogthum unmittelbar an die Kirche zurückzugeben. Es war das erste Mal, daß er etwas gegen das Interesse seiner Enkel that: doch zweifelte er darum nicht, daß sie sich gern fügen würden: er glaubte eine unbedingte Autorität über sie zu haben: immer hatte er ihren unverbrüchlichen Gehorsam gepriesen und sich darin glücklich gefühlt. Aber der Unterschied war, daß er bisher jedesmal ihren augenscheinlichen Vortheil verfochten, jetzt dagegen etwas ausführen wollte, was demselben zuwiderlief.[2] Sie versuchten anfangs ihm auf indirecte Weise beizukommen. Sie ließen ihm vorstellen, der Tag, auf den er das Consistorium angesetzt, sei ein unglücklicher: es war Rochustag: der Tausch mit Camerino, das er ihnen dafür wiedergeben wollte, werde für die Kirche eher ein Verlust sein: die Gründe, deren er sich ehedem selbst bedient, setzten sie ihm jetzt entgegen; aber sie konnten die Sache damit nur aufhalten, nicht

1. Le connestable au roy 1 Sept. 1548 (Ribier II, 155). „Le pape avec ses ministres vous ont jusques-icy usé de toutes dissimulations, lesquelles ils ont depuis quelque temps voulu convrir de pur mensonge, pour enformer une vraye meschanceté, puisqu'il faut que je l'appelle ainsi."

2. Auch Dandalo versichert seinen bestimmten Entschluß. S. S. era al tutto volta a restituir Parma alla chiesa.

verhindern: den Befehlshaber von Parma, Camillo Orsino, wies Paul III endlich an, diese Stadt im Namen der Kirche besetzt zu halten und sie an Niemand auszuliefern, wer es auch sei. Nach dieser Erklärung, die keinen Zweifel übrig ließ, hielten auch die Farnesen nicht mehr an sich. Um keinen Preis wollten sie sich eines Herzogthums berauben lassen, das sie den unabhängigen Fürsten von Italien gleich stellte. Ottavio machte einen Versuch, Parma dem Papst zum Trotz mit List oder mit Gewalt in seine Hände zu bekommen: und nur die Geschicklichkeit und Entschlossenheit des neuen Befehlshabers verhinderte ihn daran. Was mußte aber Paul III empfinden, als er es erfuhr! Dem alten Mann war es aufbehalten, daß seine Enkel, denen er eine so große Vorliebe gewidmet, zu deren Gunsten er den Tadel der Welt auf sich geladen hatte, jetzt am Ende seiner Tage sich gegen ihn empörten! Selbst der gescheiterte Versuch brachte Ottavio nicht von seinem Vorhaben ab. Er schrieb dem Papste geradezu, wenn er Parma nicht in Güte wiederbekomme, so werde er mit Ferrante Gonzaga Friede machen und es mit kaiserlichen Waffen einzunehmen suchen. Und in der That waren seine Unterhandlungen mit diesem Todfeinde seines Hauses schon sehr weit gediehen: ein Courier war mit den bestimmten Vorschlägen an den Kaiser abgegangen.[1] Der Papst klagte laut, er werde von den Seinigen verrathen: ihre Handlungen seien so beschaffen, daß sein Tod daraus erfolgen müsse. Am tiefsten verwundete ihn, daß sich das Gerücht erhob, er habe insgeheim selbst Kenntniß von den Unternehmungen Otta-

1. Gossellini: Vita di Ferr. Gonzaga p. 65.

vio's und einen seinen Aeußerungen widersprechenden Antheil daran. Er sagte dem Cardinal Este, niemals, in seinem ganzen Leben, habe ihn etwas dergestalt gekränkt, selbst nicht der Tod Pier Luigi's, nicht die Besetzung von Piacenza; aber er werde der Welt keinen Zweifel übrig lassen, welche Gesinnung er hege.[1] Noch war sein Trost, daß wenigstens Alessandro Farnese der Cardinal an dem Widerstand, den er erfahre, unschuldig und ihm ergeben sei. Allmählich aber ward er inne, daß auch dieser, dem er ganz vertraute, der die Summe der Geschäfte in Händen hatte, darum nur allzu wohl wußte, und damit einverstanden war. Diese Entdeckung brach sein Herz. Am Tage aller Seelen (2 November 1549) theilte er sie dem venezianischen Botschafter in bitterem Herzeleid mit. Den Tag darauf ging er, um sich wo möglich ein wenig zu zerstreuen, nach seiner Vigna auf dem Monte Cavallo. Allein er fand keine Ruhe. Er ließ Cardinal Alessandro rufen: ein Wort gab das andere: der Papst gerieth in die heftigste Aufwallung: er hat dem Nepoten das Barett aus den Händen gerissen und es auf die Erde geschleudert.[2] Schon vermuthete

1. Hippolyt Cardinal de Ferrare au roy 22 Oct. 1549. Ribier II, 248. „S. S. m'a asseuré n'avoir en sa vie eu chose, dont elle ait tant receu d'ennuy, pour l'opinion qu'elle craint qu'on veuille prendre que cecy ait esté de son consentement.“

2. Dandolo: Il Rev^{mo} Farnese si risolse di non voler che casa sua restasse priva di Roma e se ne messe alla forte. — — S. S. accortasi di questa contraoperatione del Rev^{mo} Farnese me la communicò il dì de' morti in gran parte con grandissima amaritudine et il dì dietro la mattina per tempo se ne andò alla sua vigna di monte Cavallo per cercar transtullo, dove si incolerò per tal causa con esso Rev^{mo} Farnese. — — Gli fu

der Hof eine Veränderung: man glaubte allgemein, der Papst werde den Cardinal von der Staatsverwaltung entfernen. Dahin kam es jedoch nicht. Diese heftige Gemüthsbewegung in dem hohen Alter von 83 Jahren warf den Papst selbst zu Boden. Er ward gleich darauf krank: nach wenigen Tagen, am 10. November 1549, starb er. In Rom ging Jedermann seine Füße zu küssen. Er war eben so geliebt, wie seine Enkel gehaßt: man bemitleidete ihn, daß er durch Die den Tod erlitten, denen er das meiste Gute erwiesen hatte.

Ein Mann, voll von Talent und Geist, durchdringender Klugheit, an höchster Stelle! Aber wie unbedeutend erscheint auch ein mächtiger Sterblicher der Weltgeschichte gegenüber. In all seinem Dichten und Trachten ist er von der Spanne der Zeit, die er übersieht, von ihren momentanen Bestrebungen, die sich ihm als die ewigen aufdrängen, umfangen und beherrscht: dann fesseln ihn noch besonders die persönlichen Verhältnisse an seine Stelle, geben ihm vollauf zu thun, erfüllen seine Tage zuweilen es mag sein mit Genugthuung, öfter mit Mißbehagen und Schmerz, reiben ihn auf. Indessen er umkommt, vollziehen sich die ewigen Weltgeschicke.

trovato tutto l'interiore nettissimo, d'haver a viver ancor qualche anno, se non che nel core tre goccie di sangue agghiacciato (was nun wohl ein Irrthum ist), giudicasi dal moto della colera.

Julius III. Marcellus II.

Während des Conclave standen einmal fünf oder sechs Cardinäle um den Altar der Capelle: sie sprachen über die Schwierigkeit die es habe einen Papst zu finden. „Nehmt mich," sagte einer von ihnen, der Cardinal Monte, „den andern Tag mache ich euch meinen Lieblingshausgenossen zum Collegen-Cardinal." „Ich frage, ob wir ihn nehmen sollen:" sagte ein anderer, Sfondrato, als sie auseinander gegangen waren.[1] Da Monte für aufbrausend und jähzornig galt, hatte er auch sonst wenig Hoffnung: auf seinen Namen wurden die geringsten Wetten gewagt. Dessenungeachtet kam es so, daß er gewählt wurde (7 Februar 1550). Zum Andenken an Julius II, dessen Kämmerer er gewesen, nannte er sich Julius III.

An dem kaiserlichen Hofe erheiterten sich alle Gesichter, als man diese Wahl erfuhr. Herzog Cosimo hatte das Meiste zu derselben beigetragen. Zu der hohen Stufe von Glück und Macht, auf welcher sich der Kaiser damals befand, gehörte es mit, daß endlich auch ein ergebener Papst, auf den er zählen konnte, den römischen Stuhl bestieg. Es schien sogleich, als würden die öffentlichen Geschäfte nun einen andern Gang nehmen.

Dem Kaiser lag noch immer sehr viel daran, daß

1. Dandolo Relatione 1551: Questo rev^{mo} di Monte se ben subito in consideratione di ogn'uno, ma all' incontro ogn'uno parlava tanto della sua colera e subitezza che ne passo mai che di pochissima scommessa.

das Concilium wieder in Trient zu Stande käme: noch immer hoffte er die Protestanten zu nöthigen es zu besuchen, sich ihm zu unterwerfen. Gern ging der neue Papst auf diesen Antrag ein. Wenn er ja auf die Schwierigkeiten aufmerksam machte, die in der Sache lagen, so besorgte er nur, man möchte das für Ausflüchte nehmen: er ward nicht müde zu versichern, dem sei nicht so: er habe sein Lebtage ohne Verstellung gehandelt und wolle dabei bleiben; in der That setzte er die Reassumtion des Concilium auf das Frühjahr 1551 an: er erklärte, er mache dabei weder Pacta noch Bedingungen.[1]

Nur war mit der Geneigtheit des Papstes lange nicht mehr alles gewonnen.

Ottavio Farnese hatte auf einen Beschluß der Cardinäle im Conclave, den Julius ausführte, Parma wiederbekommen. Es war dieß nicht gegen den Willen des Kaisers geschehen: eine Zeit lang ward noch zwischen beiden unterhandelt, und man hegte einige Hoffnung auf die Herstellung eines guten Verhältnisses. Da sich aber der Kaiser nicht entschließen konnte, ihm auch Piacenza wieder einzuräumen, sondern selbst die Ortschaften, die Gonzaga in dem Gebiet von Parma eingenommen, in seiner Hand behielt, so behauptete sich auch Ottavio fortwährend in einer kriegerischen Stellung.[2] Nach so vielen wechselseitigen Be-

1. Lettere del Nunzio Pighino 12 e 15 Aug. 1550. Inff. polit. XIX.

2. Gosselini: Vita di Ferr. Gonzaga, und die im 3ten Buche enthaltene Rechtfertigung Gonzaga's gegen die Beschuldigung, daß er den Krieg veranlaßt habe, setzen diese Wendung der Dinge authentisch auseinander.

leidigungen war es nicht anders möglich, als daß er noch immer Haß und Besorgniß nährte. Man suche, klagt er, ihm Parma zu entwinden und ihn selbst auf die Seite zu schaffen: aber es solle seinen Feinden weder mit dem einen noch mit dem andern gelingen.[1]

Es ist wahr, der Tod Pauls IV hatte seinen Enkeln eine große Stütze entrissen: aber er hatte sie auch befreit. Jetzt brauchten sie keine Rücksicht weiter auf die allgemeinen, auf die kirchlichen Verhältnisse zu nehmen: ausschließend nach ihrem eigenen Interesse konnten sie ihre Maßregeln ergreifen. Ottavio durfte sich ohne allen Vorbehalt an König Heinrich II von Frankreich wenden.

Er that das in einem Augenblick, wo er auf den besten Erfolg rechnen durfte.

Wie Italien so war auch Deutschland mit Mißvergnügten erfüllt. Was der Kaiser bereits ausgeführt, was man noch von ihm erwartete, seine religiöse und seine politische Haltung, alles hatte ihm unzählige Feinde erweckt. Heinrich II konnte es wagen, die antiöstreichischen Pläne seines Vaters wieder aufzunehmen. Er ließ seinen Krieg gegen England fallen und schloß einen Bund mit den Farnesen. Zunächst nahm der König die Besatzung von Parma in seinen Sold. Bald erschienen auch in Mirandula französische Truppen. In dem Herzen von Italien sah man die Fahnen von Frankreich fliegen.

In dieser neuen Verwickelung hielt sich Julius III

1. Lettere delli Signori Farnesiani per lo negotio di Parma. Informatt. pol. XIX. Obiges aus einem Schreiben Ottavio's an Card. Alessandro Farnese, Parma 24 März 1551.

standhaft zu dem Kaiser. Er fand es unerträglich, „daß sich ein elender Wurm, Ottavio Farnese, gegen einen Kaiser und einen Papst zugleich empöre.“ „Unser Wille ist,“ erklärt er seinem Nuntius, „das nemliche Schiff mit S. Majestät zu besteigen und uns dem nemlichen Glück anzuvertrauen. Ihm, welcher die Einsicht und die Macht hat, überlassen wir den Beschluß zu fassen.“[1] Der Kaiser erklärte sich für die ungesäumte Entfernung der Franzosen und ihrer Anhänger auf dem Wege der Gewalt. Gar bald sehen wir denn die vereinigten päpstlichen und kaiserlichen Truppen ins Feld rücken. Ein bedeutendes Schloß im Parmesanischen fiel in ihre Hand, und sie verwüsteten das ganze Gefilde: Mirandula schlossen sie vollkommen ein.

Jedoch nicht durch diese kleinen Feindseligkeiten war die Bewegung zu dämpfen, die hier zwar entsprungen war, aber seitdem Europa ergriffen hatte. An allen Grenzen, wo sich die Gebiete des Kaisers und des Königs von Frankreich berührten, zu Lande und zur See war der Krieg ausgebrochen. Noch ganz ein anderes Gewicht als die Italiener legten die deutschen Protestanten in die Wagschale, wie auch sie sich endlich mit den Franzosen verbanden. Es erfolgte der entschlossenste Angriff, den Carl jemals erfahren. Die Franzosen erschienen am Rhein, Churfürst Moritz in Tyrol. Der alte Sieger, indem er auf dem Gebirgsland

1. Julius Papa III manu popria: Instruttione per voi Monsignor d'Imola con l'imperatore; l'ultimo di Marzo. (Informatt. polit. XII.) Auch giebt er den Grund dieser engen Vereinigung an: „non per affetto alcuno humano, ma perche vedemo la causa nostra esse con S. Mà Cesarea in tutti li affari e massimamente in quello della religione.“

zwischen Italien und Deutschland Platz genommen, um beide in Pflicht zu halten, sah sich plötzlich gefährdet, besiegt, beinahe gefangen.

Unmittelbar wirkte dieß auf die italienischen Angelegenheiten zurück. „Nie hätten wir geglaubt," sagte der Papst, „daß uns Gott so heimsuchen würde."[1] Er mußte sich im April 1552 zu einem Stillstand mit seinen Feinden bequemen.

Es giebt zuweilen Unglücksfälle, die dem Menschen nicht so durchaus unangenehm sind. Sie machen einer Thätigkeit ein Ende, die schon seinen Neigungen zu widersprechen anfing. Sie geben dem Entschluß von derselben abzulassen einen legalen Grund, eine einleuchtende Entschuldigung.

Fast scheint es, als sei der Unfall, der den Papst betraf, ein solcher gewesen. Mit Mißbehagen hatte er seinen Staat sich mit Truppen anfüllen, seine Cassen sich leeren sehen, und er glaubte zuweilen Ursache zu haben, sich über die kaiserlichen Minister zu beklagen.[2] Wahrhaft bedenklich war ihm auch das Concilium geworden. Seitdem die deutschen Abgeordneten, denen man eine Reformation zugesagt hatte, erschienen waren, nahm es einen kühneren Gang: schon im Januar 1552 beklagte sich der Papst, man wolle ihn seiner Autorität berauben: die Absicht der spanischen Bischöfe sei, auf der einen Seite die Ca-

1. Al C[l] Crescentio 13 April 1552.

2. Lettera del papa a Mendoza 26 Dec. 1551. (Inff. pol. XIX.) „Ohne Stolz sei es gesagt: Rath bedürfen wir nicht: wir können selbst damit dienen: Hülfe bedürften wir wohl."

pitel knechtisch zu unterwerfen, auf der andern dem h. Stuhle die Collation aller Beneficien zu entziehen; jedoch er werde nicht ertragen, daß man unter dem Titel von Mißbräuchen ihm auch das entreiße, was nicht Mißbrauch, sondern ein Attribut seiner wesentlichen Gewalt sei.[1] Es konnte ihm nicht so ganz unangenehm sein, daß der Angriff der Protestanten das Concilium auseinander sprengte: er eilte die Suspension desselben zu decretiren: von unzähligen Prätensionen und Mißhelligkeiten ward er dadurch befreit.

Seitdem hat sich Julius III nicht weiter ernstlich auf politische Thätigkeiten eingelassen. Die Einwohner von Siena beschwerten sich wohl, er habe, obwohl durch seine Mutter ihr halber Landsmann, den Herzog Cosimo in der Absicht sie zu unterwerfen unterstützt: eine spätere gerichtliche Untersuchung hat die Falschheit dieser Behauptung dargethan. Eher hatte Cosimo Grund sich zu beklagen. Die florentinischen Ausgewanderten, die erbittertsten Feinde dieses seines Verbündeten, hinderte der Papst nicht sich in dem Gebiete der Kirche zu sammeln und zu rüsten.

Vor der Porta del Popolo besucht der Fremde noch immer die Villa di Papa Giulio. In Vergegenwärtigung jener Zeit steigt man die geräumigen Treppen zu der Gallerie hinauf, von der man Rom in seiner ganzen Breite von dem Monte Mario her und die Krümmung der Tiber übersieht. In dem Bau dieses Palastes, in der Anlegung dieses Gartens lebte und webte Julius III. Er hat selbst

1. Al Cl Crescentio 16 Genn. 1552. Er ruft aus: „non sarà vero, non comportaremo mai, prima lassaremo ruinare il mondo.“

den ersten Entwurf gemacht: aber niemals wurde man fertig: alle Tage hatte er neue Einfälle und Wünsche, die dann die Baumeister zur Ausführung zu bringen eilten.[1] Hier lebte der Papst seinen Tag und vergaß die übrige Welt. Seine Verwandten hat er ziemlich befördert: Herzog Cosimo gab ihnen Monte Sansovino, von wo sie stammten, der Kaiser Novara: er selbst theilte ihnen die Würden des Kirchenstaates und Camerino zu. Jenem seinem Liebling hatte er Wort gehalten, und ihn zum Cardinal gemacht. Es war ein junger Mensch, den er in Parma lieb gewonnen. Er hatte ihn einst von einem Affen umfaßt und in dieser Gefahr muthig und guter Dinge gesehen: seitdem hatte er ihn erzogen, und ihm eine Zuneigung gewidmet, die leider auch sein ganzes Verdienst blieb. Julius wünschte ihn und seine übrigen Angehörigen wohl versorgt zu sehen, aber sich um ihretwillen in gefährliche Verwickelungen einzulassen hatte er keine Neigung. Wie gesagt, das harmlose vergnügliche Leben auf seiner Villa genügte ihm. Er gab Gastmähler, die er mit seinen sprichwörtlichen Redensarten würzte, welche freilich wohl zuweilen erröthen machten. An den großen Geschäften der Kirche und des Staa-

1. Vasari. Boissard beschreibt ihren damaligen Umfang: „occupat fere omnes colles qui ab urbe ad pontem Milvium protenduntur," — ihre Pracht, und theilt einige Inschriften mit, z. B. honeste voluptarier cunctis fas honestis esto, und besonders: „Dehinc proximo in templo Deo ac divo Andreae gratias agunto (ich verstehe die Besuchenden) vitamque et salutem Julio III Pontifici Maximo Balduino ejus fratri et eorum familiae universae plurimam et aèternam precantor." — Julius starb 23 März 1555.

tes nahm er nur so viel Antheil, als nun schlechterdings unvermeidlich war.

Allerdings aber konnten diese dabei nicht sehr gedeihen. Immer gefährlicher entwickelten sich die Entzweiungen zwischen den beiden großen katholischen Mächten: die deutschen Protestanten hatten sich aus ihrer Unterwerfung von dem Jahre 1547 gewaltig erhoben, und standen fester als jemals: an die oft beabsichtigte katholische Reformation war nicht zu denken: die Zukunft der römischen Kirche, man konnte es sich nicht verbergen, war überaus dunkel und zweifelhaft.

Hatte sich aber, wie wir sahen, eine strengere Richtung im Schooße derselben entwickelt, die das Wesen, wie es so viele Päpste trieben, von Herzen verdammte, mußte nicht diese endlich auch bei der Wahl eines neuen Papstes sich regen? Auf die Persönlichkeit desselben kam so viel an: eben darum war diese höchste Würde von der Wahl abhängig, damit ein Mann in dem Sinne der überwiegenden kirchlichen Richtung an die Spitze der Geschäfte träte.

Nach dem Tode Julius III war es das erste Mal, daß die strengere Partei auf die Papstwahl Einfluß bekam. Julius hatte sich in seinem wenig würdevollen Betragen oft durch die Anwesenheit des Cardinals Marcello Cervini beschränkt gefühlt. Eben diesen traf die Wahl — 11 April 1555. Es ist Marcellus II.

Sein ganzes Leben hindurch hatte er sich wacker und tadellos betragen: die Reformation der Kirche, von der die

Andern schwatzten, hatte er in seiner Person dargestellt: man faßte die größten Hoffnungen. „Ich hatte gebetet," sagt ein Zeitgenosse, „es möchte ein Papst kommen, der die schönen Worte der Kirche, Concilium, Reform, von der Verachtung zu befreien wüßte, in die sie gefallen: durch diese Wahl hielt ich meine Hoffnung für erfüllt, mein Wunsch schien mir Thatsache geworden zu sein."[1] „Die Meinung," sagte ein anderer, „die man von der Güte und unvergleichlichen Weisheit dieses Papstes hatte, erhob die Welt zu der Hoffnung: wenn jemals, so werde es der Kirche jetzt möglich werden die ketzerischen Meinungen auszulöschen, die Mißbräuche und das verdorbene Leben abzustellen, gesund zu werden und sich wieder zu vereinigen."[2] Ganz in diesem Sinne begann Marcellus. Er duldete nicht, daß seine Verwandten nach Rom kämen: in dem Hofhalt führte er eine Menge Ersparnisse ein: er soll ein Memorial über die in dem Institute der Kirche vorzunehmenden Verbesserungen verfaßt haben: zunächst den Gottesdienst suchte er zu seiner echten Feierlichkeit wieder zurückzuführen: alle seine Gedanken gingen auf Concilium und Reform.[3] In politischer Hinsicht nahm er eine neutrale Stellung an, mit welcher der Kaiser sich begnügte. „Jedoch," sagen jene Zeitgenossen, „die Welt war seiner nicht werth;" sie wenden die Worte Virgils von einem

1. Seripando al vescovo di Fiesole. Lettere di principi III, 162.

2. Lettere di principi III, 141. Der Herausgeber selbst hat hier das Wort genommen.

3. Petri Polidori de vita Marcelli II commentarius 1744 p. 119.

andern Marcellus „Ihn wollte das Schicksal der Erde nur zeigen“ auf diesen an. Schon am 22sten Tage seines Pontificates starb er.

Wir können nicht von einer Wirkung reden, die eine so kurze Verwaltung hervorgebracht, aber schon dieser Anfang, diese Wahl zeigen die Richtung, welche überhand zu nehmen begann. Auch in dem nächsten Conclave blieb sie die herrschende. Der strengste aller Cardinäle, Johann Peter Caraffa, ging aus demselben als Papst hervor 23 Mai 1555.

Paul IV.

Wir haben ihn schon oft erwähnt: es ist der nemliche, der die Theatiner stiftete, die Inquisition wiederherstellte, die Befestigung des alten Dogma zu Trient so wesentlich beförderte. Wenn es eine Partei gab, welche die Restauration des Katholicismus in seiner ganzen Strenge beabsichtigte, so bestieg in ihm nicht ein Mitglied, sondern ein Gründer, ein Oberhaupt derselben den päpstlichen Stuhl. Paul IV zählte schon neun und siebzig Jahre: aber seine tiefliegenden Augen hatten noch alles Feuer der Jugend: er war sehr groß und mager: rasch ging er einher: er schien lauter Nerv zu sein. Wie er sich schon in seinem täglichen Leben an keine Regel band, oft bei Tage schlief, bei Nacht studirte: — wehe dem Diener, der in sein Zimmer getreten wäre, ehe er die Glocke gezogen hatte: — so folgte er auch übrigens immer den Impul-

sen des Augenblicks.[1] Sie wurden ihm aber von einer in einem langen Leben ausgebildeten, zur Natur gewordenen Gesinnung beherrscht. Keine andere Pflicht, keine andere Beschäftigung als die Wiederherstellung des alten Glaubens in seine frühere Herrschaft schien er zu kennen. Von Zeit zu Zeit bilden sich solche Naturen wieder aus, und wir begegnen ihnen auch heut zu Tage zuweilen. Leben und Welt haben sie von einem einzigen Punkt aus begriffen: ihre individuelle, persönliche Richtung ist so gewaltig, daß ihre Ansicht völlig davon beherrscht wird: sie sind die unermüdlichen Redner und haben immer eine gewisse Frische: unaufhörlich strömen sie die Gesinnung aus, welche sich in ihnen mit einer Art von Nothwendigkeit entwickelt. Wie höchst bedeutend werden sie dann, wenn sie an eine Stelle gelangen, wo ihre Thätigkeit lediglich von ihrer Meinung abhängig ist, und die Macht sich zu dem Willen gesellt. Was ließ sich alles von Paul IV erwarten, der nie eine Rücksicht gekannt, der seine Meinung immer mit der äußersten Heftigkeit durchgesetzt hatte, als er nun auf die höchste Stufe erhoben war.[2] Er wun-

1. Relatione di M. Bernardo Navagero (che fu poi cardinale) alla Ser^{ma} Rep^{ca} di Venetia tornando di Roma Ambasciatore appresso del Pontefice Paolo IV 1558. In vielen italienischen Bibliotheken, auch in den Informatione politiche zu Berlin. „La complessione di questo pontefice è colerica adusta; ha una incredibil gravità e grandezza in tutte le sue azioni et veramente pare nato al signoreggiare.“

2. Man kann erachten, daß sein Wesen nicht Jedermanns Beifall hatte. Aretins Capitolo al re di Francia bezeichnet ihn:

Caraffa ipocrita infingardo
Che tien per coscienza spirituale
Quando si mette del pepe in sul cardo.

derte sich selbst, daß er dahin gelangt war, da er doch nie einem Cardinal das Mindeste eingeräumt und nie etwas anderes als die äußerste Strenge an sich hatte spüren lassen. Nicht von den Cardinälen, sondern von Gott selbst glaubte er erwählt und zur Durchsetzung seiner Absichten berufen zu sein.[1]

„Wir versprechen und schwören," sagt er denn in der Bulle, mit der er sein Amt antrat, „in Wahrheit dafür zu sorgen, daß die Reform der allgemeinen Kirche und des römischen Hofes ins Werk gesetzt werde." Den Tag seiner Krönung bezeichnete er mit Befehlen in Bezug auf Klöster und Orden. Er schickte unverweilt zwei Mönche von Monte Cassino nach Spanien, um die verfallene Klosterdisciplin daselbst herzustellen. Er richtete eine Congregation zu der allgemeinen Reform ein: in drei Classen: eine jede sollte aus 8 Cardinälen, 15 Prälaten und 50 Gelehrten bestehen. Die Artikel, welche zur Berathung kommen sollten — sie betrafen die Besetzung der Stellen — wurden den Universitäten mitgetheilt. Mit großem Ernste, wie man sieht, ging er ans Werk.[2] Es schien, als hätte die kirchliche Tendenz, die sich schon geraume Zeit

1. Relatione del Cl^{mo} M. Aluise Mocenigo K. ritornato dalla corte di Roma 1560. (Arch. Venez.) „Fu eletto pontefice contra il parer e credere di ogn'uno e forse anco di se stesso, come S. S. propria mi disse poco inanzi morisse, che non avea mai compiaciuto ad alcuno, e che se un cardinale gli avea domandato qualche gratia gli avea sempre risposto alla riversa nè mai compiaciutolo, onde disse: io non so come mi habbiano eletto papa e concludo che Iddio faccia li pontefici."

2. Bromato: Vita di Paolo IV lib. IX, § 2. § 17. (II, 224. 289.)

in den untern Regionen geltend gemacht hatte, nun auch von dem Papstthum Besitz genommen, als würde sie gleich die Amtsführung Pauls IV allein leiten.

Da fragte sich nur, welche Stellung er in den allgemeinen Weltbewegungen einnehmen würde.

Nicht so leicht sind die großen Richtungen, die eine Gewalt genommen hat, zu ändern: sie haben sich mit ihrem Wesen allmählich verschmolzen.

Mußte es der Natur der Sache nach immer ein Wunsch der Päpste bleiben, sich der spanischen Uebermacht zu entledigen, so war jetzt ein Moment, in dem dieß noch einmal möglich zu werden schien. Jener Krieg, den wir aus den farnesischen Bewegungen hervorgehen sehen, war der unglücklichste den Carl V geführt: in den Niederlanden war er bedrängt: Deutschland war von ihm abgefallen: Italien nicht mehr getreu: auch auf die Este's und Gonzaga's konnte er nicht mehr trauen: er selbst war lebensmüde und krank. Ich weiß nicht, ob ein anderer Papst, in so fern er nicht geradezu der kaiserlichen Partei angehörte, den Lockungen widerstanden haben würde, die hierin lagen.

Für Paul IV waren sie besonders stark. Er hatte Italien noch in der Freiheit des funfzehnten Jahrhunderts gesehen (er war 1476 geboren): seine Seele hing an dieser Erinnerung. Einem wohlgestimmten Instrumente von vier Saiten verglich er das damalige Italien. Neapel, Mailand, Kirche und Venedig nannte er die vier Saiten; er verwünschte das Andenken Alfonso's und Ludwigs des Mohren, „unselige und verlorene Seelen," wie er sagte,

„deren Entzweiung diese Harmonie zerstörte.“[1] Daß nun seitdem die Spanier Herren geworden, hatte er noch immer nicht ertragen lernen. Das Haus Caraffa, aus dem er stammte, gehörte zu der französischen Partei: unzählige Male hatte es wider Castilianer und Catalanen die Waffen geführt: noch 1528 hatte es sich zu den Franzosen geschlagen: während der Unruhen von 1547 war es Johann Peter Caraffa, der Paul III den Rath gab sich Neapels zu bemächtigen. Zu diesem Parteihaß aber kam noch ein anderer. Caraffa hatte immer behauptet, Carl V begünstige aus Eifersucht gegen den Papst die Protestanten: den Fortgang dieser Partei schrieb er dem Kaiser selber zu.[2] Wohl kannte ihn dieser. Er stieß ihn einst aus dem für die Verwaltung von Neapel gebildeten Rathe: er ließ ihn nie zu ruhigem Besitz seiner neapolitanischen Kirchenämter gelangen: überdieß hat er ihn zuweilen wegen seiner Declamationen in dem Consistorium ernstlich bedeutet. Um so heftiger, wie man denken kann, steigerte sich der Widerwille des Caraffa. Er haßte den Kaiser als Neapolitaner und Italiener, als Katholik und als Papst. Neben seinem reformatorischen Eifer hegte er keine andere Leidenschaft als diesen Haß.

Kaum hatte er Besitz von dem Pontificat ergriffen, — nicht ohne ein gewisses Selbstgefühl, wenn er den rö-

1. „Infelici quelle anime di Alfonso d'Aragona e Ludovico Duca di Milano, che furno li primi che guastarono cosi nobil instrumento d'Italia.“ Bei Navagero.

2. Memoriale dato a Annibale Rucellai Sett. 1555. (Informatt. pol. tom. XXIV.) „Chiamava liberamente la Mà S. Cesarea fautore di hiretici e scismatici.“

mern Taxen erließ, Getreide zuführte und sich dafür eine Bildsäule errichten sah, wenn er im Gepränge eines prächtigen, von neapolitanischen Edelleuten verwalteten Hofdienstes die Obedienz der von allen Seiten herbeieilenden Gesandtschaften empfing, — so war er auch schon in tausend Streitigkeiten mit dem Kaiser gerathen. Da sollte dieser sich bei den Cardinälen seiner Partei über eine solche Wahl beklagt haben: seine Anhänger hielten verdächtige Zusammenkünfte: einige derselben nahmen in dem Hafen von Civitavecchia ein paar Schiffe weg, die ihnen früher von den Franzosen entrissen worden.[1] Bald war der Papst in Feuer und Flammen. Die kaiserlich gesinnten Lehensleute und Cardinäle nahm er gefangen, oder sie entflohen, und er zog ihre Besitzungen ein. Aber das war ihm nicht genug. Auf jene Verbindung mit Frankreich, die Paul III zu vollziehen sich niemals hatte entschließen können, ging er ohne viel Bedenken ein. Der Kaiser wolle ihn nur, sagte er, durch eine Art von geistigem Fieber zu Grunde richten: er werde sich zu offenem Spiel entschließen, mit der Hülfe des Königs von Frankreich wolle er dieß arme Italien von der Tyrannei der Spanier befreien: er hoffe noch zwei französische Prinzen in Mailand und Neapel regieren zu sehen. Stunden lang saß er nach Tische bei dem schwarzen, dicken vulkanischen Wein von Neapel, den er trank,[2] — man

1. Instruttioni e lettere di Monsignor della Casa a nome del C[l] Caraffa, dove si contiene il principio della rottura della guerra fra papa Paolo IV e l'imperatore Carlo V 1555. Auch in den Informatt. pol. 24.

2. Navagero: L'ordine suo è sempre di mangiare due volte

nannte die Sorte Mangiaguerra — und ergoß sich in stürmischer Beredsamkeit gegen diese Schismatiker und Ketzer, Vermaledeiete Gottes, Same von Juden und Marranen, Hefe der Welt, und wie er sonst noch die Spanier nannte.[1] Aber er getröste sich des Spruches, du wirst über Schlangen wandeln, Löwen und Drachen wirst du zertreten; jetzt sei die Zeit gekommen, wo Kaiser Carl und dessen Sohn für ihre Sünden die Züchtigung empfangen sollten; er, der Papst werde es thun: er werde Italien von ihnen befreien. Wolle man ihn nicht hören, ihm nicht beistehn, so werde man doch in Zukunft einmal sagen müssen, daß ein alter Italiener, so nahe dem Tode, der eher hätte ruhen und sich zum Sterben bereiten sollen, noch so erhabene Pläne gefaßt habe. Es ist nicht nöthig in das Einzelne der Unterhandlungen einzugehn, die er voll von die-

il giorno: vuol esser servito molto delicatamente, e nel principio del pontificato 25 piatti non bastavano: beve molto più di quello che mangia: il vino è potente e gagliardo, negro e tanto spesso che si potria quasi tagliare, dimandasi mangiaguerra, che si conduce del regno di Napoli: dopo pasto sempre beve malvagia, che i suoi chiamano lavarsi i denti. Stava a mangiare in publico come gli altri pontefici sino all' ultima indispositione, che fu riputata mortale, quando perdette l'appetito: consumava qualche volta tre hore di tempo dal sedere al levarsi da mensa entrando in varii ragionamenti secondo l'occasione et usando molte volte in quel impeto a dir molte cose secrete e d'importanza.

1. Navagero. Mai parlava di S. Mà e della natione Spagnola; che non gli chiamassa cretici, scismatici e maledetti da dio, seme di Giudei e di Mori, feccia del mondo, deplorando la miseria d'Italia, che fosse astretta a servire gente cosi adjetta e cosi vile Die Depeschen der französischen Gesandten sind voll von diesen Ausfällen. Z. B. von Lansac und von Avançon bei Ribier II, 610—618.

sen Gedanken pflog. Als die Franzosen trotz eines schon mit ihm getroffenen Verständnisses, doch einen Stillstand mit Spanien geschlossen,[1] sendete er seinen Neffen, Carl Caraffa, nach Frankreich, dem es denn auch gelang, die verschiedenen Parteien, die dort um die Gewalt kämpften, die Montmorency und die Guisen, die Gemahlin des Königs und dessen Buhle in sein Interesse zu ziehen und einen neuen Ausbruch der Feindseligkeiten zu veranlassen.[2] In Italien gewann er an dem Herzog von Ferrara einen rüstigen Verbündeten. Sie sahen es auf eine völlige Umwälzung von Italien ab. Florentinische und neapolitanische Ausgewanderte erfüllten die Curie: die Zeit ihrer Wiederherstellung schien gekommen. Der päpstliche Fiscal machte eine förmliche Rechtsklage wider Kaiser Carl und König Philipp anhängig, in der er auf eine Excommunication dieser Fürsten und eine Entbindung ihrer Unterthanen vom Eide der Treue antrug. In Florenz hat man immer behauptet, die Beweise in Händen zu haben, daß auch das mediceische Haus dem Untergang bestimmt gewesen sei.[3] Es

1. Sehr bezeichnend ist die Darstellung des anfänglichen Unglaubens der Caraffa's bei Navagero. „Domandando io al pontefice et al C[l] Caraffa, se havevano avviso alcuno delle tregue (von Vaucelles), si guardorno l'un l'altro ridendo, quasi vollessero dire, si come mi disse anche apertamente il Pontefice, che questa speranza di tregue era assai debole in lui, e nondimeno venne l'avviso il giorno seguente, il quale si come consolò tutta Roma cosi diede tanto travaglio e tanta molestia al papa et al cardinale che non lo poterono dissimulare. Diceva il papa che queste tregue sarebbero la ruina del mendo.“

2. Rabutin, Mémoires: Collect. univers. tom. 38, 358. Vornehmlich Villars, Mémoires. Ibid. tom. 35, 277.

3. Guffoni, Relatione di Toscana.

bereitete sich alles zum Kriege: die ganze bisherige Entwickelung dieses Jahrhunderts ward noch einmal in Frage gestellt.

Welch eine ganz andere Wendung nahm aber hiemit dieß Papstthum, als man erwartet hatte! Die reformatorischen Bestrebungen mußten vor den kriegerischen zurückweichen, und ganz entgegengesetzte Erfolge führten diese mit sich.

Man sah Den, der als Cardinal das Nepotenwesen auf daß eifrigste, selbst mit Gefahr, verdammt hatte, sich nunmehr eben diesem Mißbrauch ergeben. Seinen Neffen Carl Caraffa, der sich immer in einem wilden und anstößigen Soldatenleben gefallen[1] — Paul IV sagte selbst, sein Arm sei bis an den Ellbogen in Blut getaucht — erhob er zum Cardinal. Carl hatte Mittel gefunden, den schwachen Alten zu begütigen: er hatte sich zuweilen betend und in anscheinender Zerknirschung vor dem Crucifix finden lassen.[2] Die Hauptsache aber war, daß sie sich beide in dem nemlichen Hasse begegneten. Carl Caraffa, der dem Kaiser in Deutschland Kriegsdienste gethan, beklagte sich, daß ihm dieser dafür lauter Ungnade erweise. Daß man ihm einen Gefangenen entrissen, von dem er ein starkes Lösegeld erwartete, ihn ein Priorat der Malteser nicht hätte antreten lassen, zu dem er schon ernannt war, erfüllte ihn mit Haß und Rachbegier. Diese Leidenschaft war dem Papste statt aller Tugenden. Er fand kein Ende ihn zu loben: er versicherte, nie habe der römische Stuhl

1. Babon bei Ribier II, 745. Villars p. 255.
2. Bromato.

einen fähigern Diener gehabt: er übertrug ihm die Summe nicht allein der weltlichen, sondern sogar der geistlichen Geschäfte, und sah es gern, wenn man ihn als den Urheber der Gunstbezeugungen, die man empfing, betrachtete.

Seine beiden andern Nepoten würdigte der Papst lange keines gnädigen Blickes. Erst als auch sie sich zu der antispanischen Gesinnung des Oheims bekannten, schenkte er ihnen sein Wohlwollen.[1] Niemals hätte man erwartet was er that. Er erklärte, den Colonnesen, steten Rebellen gegen Gott und Kirche, habe man ihre Schlösser öfter entrissen, aber ohne sie je zu behaupten: jetzt wolle er sie Lehensleuten auftragen, welche sie zu vertheidigen wissen würden. Er theilte sie seinen Neffen zu: den ältern ernannte er zum Herzog von Palliano, den jüngern zum Marchese von Montebello. Die Cardinäle schwiegen still, als er ihnen diesen seinen Willen eröffnete, und sahen zur Erde. Die Caraffa's erhoben sich zu den weitaussehendsten Entwürfen. Die Töchter sollten in die Familie, wenn nicht des Königs von Frankreich, doch des Herzogs von Ferrara verheirathet werden. Die Söhne hofften wenigstens Siena an sich zu bringen. Es scherzte Einer über das mit Edelsteinen besetzte Barett eines Kindes aus diesem Hause: man dürfe jetzt wohl von Kronen reden, versetzte die Mutter der Nepoten.[2]

In der That kam alles auf den Erfolg des Krieges

1. Extractus processus Cardinalis Caraffae. Similiter dux Palliani deponit, quod donec se declaravit contra imperiales, papa eum nunquam vidit grato vultu et bono oculo.

2. Bromato IX, 16. II, 286. Wörtlich: non esser quel tempo da parlar di berette, ma di corone.

an, der nunmehr ausbrach, freilich aber gleich von Anfang keine günstige Wendung nahm.

Nach jenem Akte des Fiscal war der Herzog von Alba aus dem neapolitanischen in das römische Gebiet vorgerückt. Die päpstlichen Vasallen begleiteten ihn: ihre Verständnisse erwachten. Nettuno verjagte die kirchliche Besatzung und rief die Colonnesen zurück: Alba besetzte Frosinone, Anagni, Tivoli in dem Gebirg, Ostia an der See: er schloß Rom von beiden Seiten ein.

Der Papst verließ sich anfangs auf seine Römer. Er hatte in Person Musterung über sie gehalten. Von Campofiore kamen sie, die Engelsburg, die sie mit ihrem Geschütz begrüßte, vorüber, nach dem Petersplatz, wo er mit seinem Neffen an einem Fenster stand. Es waren 340 Reihen mit Hakenbüchsen, 250 mit Piken bewaffnet, jede 9 Mann hoch, stattlich anzusehen, unter lauter adlichen Anführern: wenn Caporionen und Fahnenträger bis vor ihn gekommen, gab er ihnen seinen Segen.[1] Das nahm sich alles wohl gut aus, aber zur Vertheidigung der Stadt waren diese Leute nicht geeignet. Nachdem die Spanier so nahe herbeigerückt, war ein falsches Gerücht, ein kleiner Reitertrupp hinreichend, alles in solche Verwirrung zu setzen, daß sich Niemand mehr bei den Fahnen einfand. Der Papst mußte sich nach anderer Hülfe umsehen. Pietro Strozzi führte ihm endlich die Truppen zu, die vor Siena gedient: er eroberte Tivoli und Ostia in der That wieder, und entfernte die nächste Gefahr.

1. Diario di Cola Calleine Romano del rione di Trastevere dall' anno 1521 sino all' anno 1562. MS.

Welch ein Krieg aber war dieß!

Es ist zuweilen als träten die Ideen, welche die Dinge bewegen, die geheimen Grundlagen des Lebens einander sichtbar gegenüber.

Alba hätte im Anfang Rom ohne viel Schwierigkeit erobern können; allein sein Oheim, Cardinal Giacomo, erinnerte ihn an das schlechte Ende das Alle genommen, die an der bourbonischen Eroberung Theil gehabt. Als ein guter Katholik führte Alba den Krieg mit äußerster Zurückhaltung: er bekämpfte den Papst, aber ohne aufzuhören ihn zu verehren: nur das Schwert will er ihm aus den Händen winden: nach dem Ruhme zu den Eroberern von Rom gezählt zu werden gelüstete ihn nicht. Seine Truppen klagen, es sei ein Rauch, ein Nebel, gegen den man sie ins Feld führe: er belästige sie, und sei nicht zu fassen, noch in seinem Ursprung zu dämpfen.

Und wer waren dagegen Die, welche den Papst gegen so gute Katholiken vertheidigten? Die Tauglichsten darunter waren die Deutschen, alles Protestanten. Sie verspotteten die Heiligenbilder an den Landstraßen, in den Kirchen, verlachten die Messe, übertraten die Fasten, und begingen hundert Dinge, von denen der Papst sonst ein jedes mit dem Tode bestraft haben würde.[1] Ich finde selbst, daß Carl Caraffa mit dem großen protestantischen

1. Navagero. Fu riputata la piu esercitata gente la Tedesca (3500 fanti, andere MS. geben jedoch andere Zahlen an), e piu atta alla guerra, ma era in tutto Luterana. La Guascona — era tanto insolente, tanto contro l'onor delle donne et in torre la robba, — gli offesi maledicevano publicamente chi era causa di questi disordini.

Parteigänger Markgraf Albrecht von Brandenburg, einmal ein Verständniß angeknüpft hatte.

Stärker konnten die Gegensätze nicht hervortreten. In den Einen die strenge katholische Richtung, von der wenigstens der Heerführer durchdrungen ist: — wie weit lagen ihm die bourbonischen Zeiten rückwärts! In den Andern die weltlichen Tendenzen des Papstthums, die auch Paul IV, so sehr er sie an sich verdammen mag, dennoch ergriffen haben. So geschieht, daß seine Gläubigen ihn angreifen, die von ihm Abgefallenen ihn vertheidigen; aber jene bewähren auch bei dem Angriff ihre Unterwürfigkeit, diese, indem sie ihn beschützen, beweisen seinem Wesen Feindschaft und Wegwerfung.

Zu eigentlichem Kampfe kam es aber erst dann, als endlich die französische Hülfsmacht — 10,000 Mann zu Fuß, eine minder zahlreiche, aber sehr stattliche Reiterei — an der andern Seite der Alpen erschien. Die Franzosen hätten ihre Kräfte lieber gleich gegen Mailand versucht, das sie minder vertheidigt glaubten: aber sie mußten dem Impuls folgen, den ihnen die Caraffa's gegen Neapel gaben. Diese zweifelten nicht in ihrem Vaterlande unzählige Anhänger zu finden: sie rechneten auf die Macht der Ausgewanderten, auf die Erhebung ihrer Partei, wo nicht in dem ganzen Königreich, doch zunächst in den Abruzzen, dort um Aquila und Montorio, wo ihre väterlichen und mütterlichen Anherren immer einen großen Einfluß behauptet hatten.

Auf irgend eine Weise müssen sich die Triebe der Dinge Luft machen.

Zu häufig hatte sich die Opposition der päpstlichen Gewalt gegen das Uebergewicht der Spanier geregt, als daß sie nicht noch einmal hätte offen hervorbrechen sollen.

Der Papst und seine Nepoten waren zu dem Aeußersten entschlossen. Caraffa hat nicht allein die Protestanten um Hülfe ersucht, er hat Suleiman I den Antrag gemacht, er möge von seinen ungarischen Feldzügen abstehen, um sich mit aller Macht auf beide Sicilien zu werfen.[1] Die Hülfe der Ungläubigen rief er auf gegen den katholischen König.

Im April 1557 überschritten die päpstlichen Truppen die neapolitanische Grenze. Den grünen Donnerstag bezeichneten sie mit der Eroberung und gräuelvollen Plünderung von Compli, das voll von eigenen und dahin geflüchteten Reichthümern war. Hierauf ging auch Guise über den Tronto und belagerte Civitella.

Er fand jedoch das Königreich in guter Bereitschaft. Alba wußte wohl, daß keine Bewegung wider ihn entstehen werde, so lange er der Mächtigste im Lande sei. In einem Parlament der Barone hatte er ein bedeutendes Donativ erlangt; die Königin Bona von Polen, von dem alten aragonischen Geschlecht, die vor kurzem mit vielen Reichthümern in ihrem Herzogthume Bari angekommen, von ganzem Herzen eine Feindin der Franzosen, unter=

1. Seine Geständnisse bei Bromato: Vita di Paolo IV tom. II, p. 369. Uebrigens hat Bromato auch über den Krieg gute Nachrichten. Er nahm sie, was er auch nicht verschweigt, oft Wort für Wort aus einem weitläufigen MS. von Nores, das diesen Krieg zum Gegenstande hat, und in italienischen Bibliotheken häufig vorkommt.

stützte ihn mit einer halben Million Scudi: die geistlichen Einkünfte die nach Rom hätten gehen sollen, zog er ein: selbst das Gold und Silber der Kirchen, die Glocken von Benevent nahm er in Anspruch.[1] Alle neapolitanischen und so viel römische Grenzplätze als er noch behauptete, hatte er denn auf das beste zu befestigen, ein stattliches Heer auf die alte Weise aus Deutschen, Spaniern und Italienern zusammen zu bringen vermocht: auch neapolitanische Centurien unter der Anführung des Adels hatte er gebildet. Civitella ward von dem Grafen Santafiore tapfer vertheidigt: er hatte die Einwohner zu thätiger Theilnahme begeistert: selbst einen Sturm schlugen sie ab.

Während dergestalt das Königreich zusammenhielt und nichts als Ergebenheit gegen Philipp II blicken ließ, brachen dagegen unter den Angreifenden, zwischen Franzosen und Italienern, Guise und Montebello, lebhafte Zwistigkeiten aus. Guise beklagte sich, daß der Papst den mit ihnen geschlossenen Vertrag nicht halte und es an der versprochenen Hülfe ermangeln lasse. Als der Herzog von Alba mit seinem Heere in den Abruzzen erschien — in der Mitte des Mai, — hielt es Guise für das Beste, die Belagerung aufzuheben und über den Tronto zurückzugehen. Der Krieg zog sich wieder auf das römische Gebiet.

Ein Krieg in dem man vorrückte, zurückwich, Städte

1. Giannone Istoria di Napoli lib. XXXIII, c. 1. Nicht allein Gosselini, auch Mambrino Roseo delle historio del mondo lib. VII, der diesen Krieg ausführlich und nach guten Nachrichten erzählt, und Andere schreiben dem Ferrante Gonzaga einen großen Antheil an den geschickten Maßregeln zu, die Alba ergriff.

besetzte und wieder verließ, in dem es aber nur einmal zu einem ernstlichen Gefecht kam.

Marc Antonio Colonna bedrohte Palliano, das ihm der Papst entrissen hatte: Giulio Orsino machte sich auf, es mit Lebensmitteln und Truppen zu erfrischen. Es waren eben 3000 Schweizer unter einem Obersten von Unterwalden in Rom angelangt. Mit Freuden hatte sie der Papst empfangen; ihre Hauptleute mit goldenen Ketten und dem Rittertitel geschmückt: er hatte sie für die Legion von Engeln erklärt, die ihm Gott zusende. Eben diese und einige italienische Schaaren zu Fuß und zu Pferde führte Giulio Orsino an. M. A. Colonna stellte sich ihm in den Weg. Es kam noch einmal zu einer Schlacht im Geiste der italienischen Kriege von 1494—1531. Päpstliche und kaiserliche Truppen, ein Colonna und ein Orsino: den Schweizern stellten sich, wie sonst so oft, unter ihren letzten namhaften Obersten, Caspar von Feltz und Hans Walther, die deutschen Landsknechte entgegen. Noch einmal schlugen die alten Gegner für eine Sache die beide wenig anging: nichts desto weniger waren sie außerordentlich tapfer.[1] Endlich warf sich Hans Walther, groß und stark wie ein Riese, sagen die Spanier, in die Mitte eines schweizerischen Fähnleins: mit dem Pistol in der einen und dem bloßen Schlachtschwert in der andern Hand drang er gerade auf den Fahnenträger ein: zugleich durch einen Schuß in die Seite und einen gewaltigen Hieb über den Kopf erlegte er denselben: die ganze Schaar stürzte nun auf ihn

1. Die einzelnen Umstände dieses kleinen Treffens schöpfe ich aus Cabrera Don Felipe Segundo lib. III, p. 139.

her: aber schon waren auch seine Landsknechte hinter ihm, um ihn zu beschützen. Die Schweizer wurden völlig gebrochen und geschlagen. Ihre Fahnen, auf denen in großen Buchstaben zu lesen war „Vertheidiger des Glaubens und des heiligen Stuhls" sanken in Staub: ihr Oberst brachte von seinen eilf Hauptleuten nur zwei nach Rom zurück.

Indessen man hier diesen kleinen Krieg führte, lagen an den niederländischen Grenzen die großen Heere einander gegenüber. Es erfolgte die Schlacht von S. Quintin. Die Spanier trugen den vollkommensten Sieg davon. In Frankreich wunderte man sich nur, daß sie nicht geradezu auf Paris losgingen, welches sie hätten erobern können.[1]

„Ich hoffe," schrieb hierauf Heinrich II an Guise, „der Papst wird in meiner Noth eben so viel für mich thun wie ich in der seinen für ihn gethan."[2] So wenig durfte Paul IV nun länger auf französische Hülfe zählen, daß die Franzosen vielmehr Beistand von ihm erwarteten. Guise erklärte, „keine Ketten seien vermögend ihn länger in Italien zurückzuhalten:"[3] er eilte mit seiner Mannschaft zu seinem bedrängten Fürsten zurück.

Hierauf rückten, wie es nicht mehr zu hindern stand, Spanier und Colonnesen aufs neue gegen Rom vor. Noch einmal sahen sich die Römer mit Eroberung und Plünde-

1. Monluc. Memoires p. 116.
2. Le roy à Mons. de Guise bei Ribier II, p. 750.
3. Lettera del duca di Palliano al Cl Caraffa. Informatt. polit. XXII.

rung bedroht. Ihre Lage war um so verzweifelter, da sie sich vor ihren Vertheidigern nicht viel weniger fürchteten als vor ihren Feinden. Viele Nächte lang hielten sie alle Fenster hell, alle Straßen erleuchtet, und man sagt, daß ein Trupp spanischer Völker, der einen Streifzug bis nahe an die Thore machte, hiedurch zurückgeschreckt worden sei: hauptsächlich aber suchten sie hiemit gegen die Gewaltsamkeiten der päpstlichen Soldaten vorbereitet zu sein. Alles murrte: man wünschte dem Papst tausend Mal den Tod: man forderte, daß das spanische Heer durch eine förmliche Uebereinkunft eingelassen werden solle.

So weit ließ es Paul IV kommen. Erst als seine Unternehmung durchaus gescheitert, seine Verbündeten geschlagen, sein Staat zum großen Theil von den Feinden besetzt und seine Hauptstadt zum zweiten Male bedroht war, bequemte er sich zum Frieden.

Die Spanier schlossen ihn in dem Sinne wie sie den Krieg geführt. Alle Schlösser und Städte der Kirchen gaben sie zurück: selbst für Palliano, das die Caraffa's verloren, ward denselben eine Entschädigung versprochen.[1] Alba kam nach Rom: in tiefer Ehrfurcht küßte er seinem Ueberwundenen, dem geschworenen Feinde seiner Nation und seines Königs, den Fuß. Er hat gesagt, nie habe er eines Menschen Angesicht, wie das des Papstes gefürchtet.

So vortheilhaft aber auch für die päpstliche Gewalt dieser Friede erscheint, so war er doch wider ihre bisheri-

1. Ueber Palliano ward eine geheime Convention zwischen Alba und Cardinal Caraffa geschlossen: geheim nicht allein für das Publicum, sondern für den Papst selbst. (Bromato II, 385.)

gen Bestrebungen entscheidend. Mit den Versuchen, sich des spanischen Uebergewichtes zu entledigen, hatte es ein Ende: in dem alten Sinne ist es nie wieder zu einem solchen gekommen. In Mailand und Neapel hatte sich die Herrschaft der Spanier unerschütterlich gezeigt. Ihre Verbündeten waren stärker als je. Herzog Cosimo, den man aus Florenz verjagen wollen, hatte Siena dazu erworben, und besaß nunmehr eine bedeutende selbständige Macht: durch die Rückgabe von Piacenza waren die Farnesen für Philipp II gewonnen: Marc Antonio Colonna hatte sich einen großen Namen gemacht und die alte Stellung seines Geschlechtes erneuert. Es blieb dem Papste nichts übrig als sich in diese Lage der Dinge zu finden. Auch Paul IV mußte daran: man kann denken, wie schwer es ihm wurde. Philipp II ward einmal sein Freund genannt: „ja mein Freund," fuhr er auf, „der mich belagert hielt, der meine Seele suchte!" Anderen gegenüber verglich er ihn wohl einmal mit dem verlornen Sohn des Evangelium, aber im Kreise seiner Vertrauten rühmte er nur solche Päpste, welche französische Könige zu Kaisern zu machen beabsichtigt hatten.[1] Sein Sinn war der alte: aber die Umstände engten ihn ein: er konnte nichts mehr hoffen, geschweige unternehmen: selbst beklagen durfte er sich nur insgeheim.

1. L'evesque d'Angoulesme au roy 11 Juin 1558. Ribier II, 745. Der Papst habe gesagt: „que vous Sire n'estiez pas pour degenerer de vos predecesseurs, qui avoient toujours esté conservateurs et defenseurs de ce saint siege, comme au contraire que le roy Philippe tenoit de race de le vouloir ruiner et confondre entierement."

Sich den Folgen der vollzogenen Begebenheit widersetzen zu wollen, ist jedoch allemal vergeblich. Auch auf Paul IV übte sie nach einiger Zeit eine Rückwirkung aus, welche wie für seine Verwaltung, so für die Umwandlung dieses päpstlichen Wesens überhaupt von der größten Wichtigkeit ist.

Sein Nepotismus beruhte nicht auf der Selbstsucht und Familienneigung früherer Päpste: er begünstigte seine Nepoten, weil sie seine Richtung gegen Spanien unterstützten: er betrachtete sie als seine natürlichen Gehülfen in diesem Kampfe. Daß es nun mit demselben zu Ende gegangen, machte ihm auch die Nepoten unnütz. Glückliche Erfolge gehörten zu jeder ausgezeichneten, am meisten zu einer nicht ganz gesetzmäßigen Stellung. Cardinal Caraffa übernahm noch, vornehmlich im Interesse seines Hauses, um jene Entschädigung für Palliano festzusetzen, eine Gesandtschaft an König Philipp. Seit er auch von dieser zurückgekommen war, ohne eben viel ausgerichtet zu haben, sah man den Papst kälter und kälter gegen ihn werden. Bald war es dem Cardinal nicht mehr möglich, die Umgebung seines Oheims zu beherrschen, und, wie er bisher gethan, nur den ergebensten Freunden den Zutritt zu gestatten. Auch ungünstige Stimmen kamen dem Papst zu Ohren und mochten die widrigen Eindrücke früherer Zeiten wieder erwecken. Der Cardinal erkrankte einmal: der Papst besuchte ihn unerwartet: er fand ein paar Leute von dem schlechtesten Rufe bei ihm. „Die Alten sind mißtrauisch," sagte er, „ich bin da Dinge gewahr worden, die mir ein weites Feld eröffneten." Wir sehen, es bedurfte

nur einen Anlaß, um einen Sturm in ihm zu erregen. Ein übrigens unbedeutendes Ereigniß bot einen solchen dar. In der Neujahrsnacht 1559 war ein Tumult auf der Straße vorgefallen, bei dem auch ein junger Cardinal, jener Liebling Julius III, Cardinal Monte, den Degen gezogen hatte. Der Papst erfuhr es gleich am Morgen: er empfand es tief, als sein Neffe ihm kein Wort davon sagte: er wartete ein paar Tage: endlich sprach er seinen Verdruß aus. Der Hof, ohnehin ungeduldig eine Veränderung zu erleben, ergriff dieses Zeichen der Ungunst mit Begierde. Der florentinische Gesandte, der tausend Kränkungen von den Caraffa's erfahren hatte, drang jetzt zu dem Papst hindurch und brachte die bittersten Beschwerden vor. Die Marchesa della Valle, eine Verwandte, der man auch nie freien Zutritt gestatten wollen, fand Mittel einen Zettel in das Brevier des Papstes legen zu lassen, auf dem einige Mißethaten der Nepoten verzeichnet waren: „wünsche S. Heiligkeit noch nähere Aufklärung, so möge sie ihren Namen unterschreiben;" Paul unterschrieb, und die Aufklärungen werden nicht gemangelt haben. Dergestalt, bereits mit Unwillen und Mißvergnügen erfüllt, ging der Papst am 9ten Januar in die Versammlung der Inquisition. Er kam auf jenen nächtlichen Tumult zu sprechen, schalt heftig auf den Cardinal Monte, drohte ihn zu bestrafen, und donnerte immer: Reform, Reform. Die sonst so schweigsamen Cardinäle hatten jetzt Muth bekommen. „Heiliger Vater," unterbrach ihn Cardinal Pacheco, „die Reform müssen wir bei uns selber anfangen." Der Papst verstummte. Das Wort traf sein Herz: die in ihm gähren-

den, sich bildenden Ueberzeugungen brachte es ihm zum Bewußtsein. Er ließ die Sache des Monte unbeendigt: in verzehrendem Ingrimm ging er auf sein Wohnzimmer: nur seiner Nepoten gedachte er noch. Nachdem er gleich in voraus befohlen, auf des Cardinal Caraffa Anordnung nichts mehr auszufertigen, ließ er demselben seine Papiere abfordern: Cardinal Vitellozo Vitelli, der in dem Rufe stand, die Geheimnisse Caraffa's zu kennen, mußte schwören, alles entdecken zu wollen was er davon wisse: Camillo Orsino ward zu dem nemlichen Zweck von seinem Landgut hereinbeschieden: die strenge Partei, die lange dem Treiben der Nepoten mit Unmuth zugesehen, erhob sich jetzt: der alte Theatiner, Don Hieremia, den man für heilig hielt, war Stundenlang in den päpstlichen Gemächern: der Papst erfuhr Dinge, die er nie geahnt hatte, die ihm Entsetzen und Grauen erregten. Er gerieth in die größte Bewegung: er mochte weder essen noch schlafen: zehn Tage lang war er in Fieber und Krankheit: merkwürdig auf immer, ein Papst der sich mit innerer Gewaltsamkeit von der Neigung zu seinen Anverwandten losriß: endlich war er entschlossen. Am 27sten Januar berief er ein Consistorium: mit leidenschaftlicher Bewegung stellte er das schlechte Leben seiner Neffen vor: er rief Gott und Welt und Menschen zu Zeugen an, daß er nie darum gewußt, daß er immer betrogen worden. Er sprach ihnen ihre Aemter ab, und verwies sie sammt ihren Familien nach verschiedenen entfernten Ortschaften. Die Mutter der Nepoten, 70 Jahre alt, von Krankheiten gebeugt, persönlich ohne Schuld, warf sich ihm zu Füßen, als er in den Palast

ging: mit scharfen Worten schritt er vorüber. Eben kam die junge Marchesa Montebello aus Neapel: sie fand ihren Palast verschlossen: in keinem Wirthshause wollte man sie aufnehmen: in der regnerischen Nacht fuhr sie von einem zu dem andern, bis ihr endlich ein entfernt wohnender Gastwirth, dem man keine Befehle zukommen lassen, noch einmal Herberge gab. Vergebens erbot sich Cardinal Caraffa sich ins Gefängniß zu stellen und Rechenschaft abzulegen. Die Schweizergarde bekam Befehl, nicht allein ihn, sondern alle die irgend in seinem Dienste gewesen, zurückzuweisen. Nur eine einzige Ausnahme machte der Papst. Den Sohn Montorio's, den er liebte, den er schon in seinem achtzehnten Jahre zum Cardinal ernannt, behielt er bei sich und betete mit ihm seine Horen. Aber niemals durfte der junge Mensch der Verwiesenen erwähnen: wie viel weniger eine Fürbitte für sie wagen: er durfte selbst mit seinem Vater keine Gemeinschaft haben; das Unglück das sein Haus erlitten, ergriff ihn darum nur um so tiefer: was ihm nicht in Worten auszudrücken erlaubt wurde, stellte sich in seinem Gesicht, in seiner Gestalt dar.[1]

Und sollte man nicht glauben, daß diese Ereignisse auch auf die Stimmung des Papstes zurückwirken würden? Es war als wäre ihm nichts geschehen. Gleich da-

1. Bei Pallavicini, vornehmlich aber bei Bromato findet man hierüber genügende Mittheilungen. In unsern Berliner Informationi befindet sich noch, Bd. VIII, ein Diario d'alcune attioni piu notabili nel pontificato di Paolo IV l'anno 1558 sino alla sua morte — (vom 10ten September 1558 an), das keinem von beiden bekannt war, aus eigener Anschauung geflossen ist, und mir noch neue Notizen gewährt hat.

mals als er in dem Consistorium mit gewaltiger Beredtsamkeit die Sentenz gesprochen, als die meisten Cardinäle von Erstaunen und Schrecken gefesselt worden, schien er seinerseits nichts zu empfinden: er ging ohne weiteres zu andern Geschäften über. Die fremden Gesandten waren verwundert, wenn sie seine Haltung beobachteten. „In so plötzlichen durchgreifenden Veränderungen," sagt man von ihm, „in der Mitte von lauter neuen Ministern und Dienern hält er sich standhaft, hartnäckig, unangefochten: Mitleid fühlt er nicht, er scheint keine Erinnerung an die Seinen übrig behalten zu haben." Einer ganz andern Leidenschaft überließ er sich nunmehr.

Gewiß, auf immer bedeutend ist diese Umwandlung. Der Haß gegen die Spanier, die Idee der Befreier Italiens werden zu können, hatte auch Paul IV zu weltlichen Bestrebungen fortgerissen, Begabung der Nepoten mit kirchlichen Landschaften, Erhebung eines Soldaten zur Verwaltung selbst der geistlichen Geschäfte, Feindseligkeiten, Blutvergießen. Die Ereignisse zwangen ihn diese Idee aufzugeben, jenen Haß zu unterdrücken: damit öffneten sich ihm allmählich auch die Augen für das tadelnswerthe Verhalten seiner Angehörigen: mit heftiger Gerechtigkeit, in innerm Kampf entledigte er sich ihrer: von Stund an kehrte er dann zu seinen alten reformatorischen Absichten zurück: er fing an zu regieren wie man gleich anfangs vermuthet hatte daß er thun werde: mit gleicher Leidenschaft, wie bisher Feindseligkeiten und Krieg, trieb er nun die Reform des Staates und hauptsächlich der Kirche.

Die weltlichen Geschäfte wurden von oben bis unten

andern Händen anvertraut. Die bisherigen Podesta's und Governatoren verloren ihre Stellen: wie dieß geschah, war doch zuweilen auch sehr besonders. In Perugia erschien der neuernannte Governatore bei Nacht: ohne den Tag abzuwarten, ließ er die Anzianen zusammenrufen: in ihrer Mitte zog er seine Beglaubigung hervor und befahl ihnen, den bisherigen Governator, der mit zugegen war, unverzüglich gefangen zu nehmen. Seit undenklichen Zeiten war nun Paul IV der erste Papst der ohne Nepoten regierte. An ihre Stelle traten Cardinal Carpi und Camillo Orsino, die schon unter Paul III so viel vermocht. Mit den Personen ward denn auch Sinn und Weise der Regierung verändert. Nicht unbedeutende Summen wurden erspart und an den Steuern erlassen: es wurde ein Kasten aufgestellt, in den Jedermann seine Beschwerden werfen konnte, zu dem der Papst allein den Schlüssel hatte: täglichen Bericht erstattete der Governator: mit größerer Sorgfalt und Rücksicht und ohne die alten Mißbräuche ging man zu Werke.

Hatte der Papst auch unter den bisherigen Bewegungen die Reform der Kirche niemals aus den Augen verloren, so widmete er sich ihr doch nun mit vollerem Eifer und freierem Herzen. In den Kirchen führte er eine strengere Disciplin ein: er verbot alles Betteln, selbst das Almosensammeln der Geistlichen für die Messe: er entfernte die anstößigen Bilder: man hat eine Medaille auf ihn geschlagen, mit dem geißelnden Christus, der den Tempel säubert. Die ausgetretenen Mönche verjagte er aus Stadt und Staat. Den Hof nöthigte er die Fasten ordentlich zu halten und Ostern mit dem Abendmahl zu feiern. Muß-

ten doch die Cardinäle zuweilen predigen! Er selbst predigte. Viele Mißbräuche, welche Gewinn brachten, suchte er abzustellen. Von Ehedispensen und ihrem Ertrag wollte er nichts mehr wissen. Eine Menge Stellen, welche bisher immer verkauft worden, auch die Chiericati di Camera,[1] wollte er ins künftige nur nach dem Verdienste der Person vertheilen. Wie vielmehr sah er auf Würdigkeit und kirchliche Gesinnung bei der Verleihung kirchlicher Aemter. Jene Recesse, wie sie noch immer gebräuchlich waren, so daß Einer die Pflichten verwaltete und ein anderer den besten Ertrag der Güter genoß, duldete er nicht länger. Auch hegte er die Absicht den Bischöfen viele von den ihnen entzogenen Rechten zurückzugeben: die Gierigkeit, mit der man alles nach Rom gezogen, fand er sehr tadelnswürdig.[2]

Nicht allein abschaffend, negativ verhielt er sich: er suchte auch den Gottesdienst mit größerem Pomp zu umgeben: das Bekleiden der sixtinischen Kapelle, die feierliche Darstellung des Grabmals schreiben sich von ihm her.[3] Es gibt ein Ideal des modern-katholischen Gottesdienstes, voll Würde, Devotion und Pracht, das auch ihm vorschwebte.

1. Caracciolo: Vita di Paolo IV, MS, erwähnt sie besonders. Der Papst sagte: „che simili officii d'amministratione e di giustitia conveniva che si dassero a persone che li facessero, e non venderli a chi avesse occassion di volerne cavare il suo danaro.“

2. Bromato II, 483.

3, Mocenigo, Relatione di 1560. „Nelli officii divini poi e nelle ceremonie procedeva questo pontefice con tanta gravità e devotione che veramente pareva degnissimo vicario di Gesu Christo. Nelle cose poi della religione si prendeva tanto pensiero et usava tanta diligentia che maggior non si poteva desiderare.“

Keinen Tag, wie er sich rühmte, ließ er vorübergehen, ohne einen auf die Wiederherstellung der Kirche zu ihrer ursprünglichen Reinheit bezüglichen Erlaß bekannt zu machen. In vielen seiner Decrete erkennt man die Grundzüge zu den Anordnungen, denen bald nachher das tridentinische Concilium seine Sanction gab.[1]

Wie man erwarten kann, zeigte er auch in dieser Richtung die ganze Unbeugsamkeit, die ihm von Natur eigen war.

Vor allen andern Instituten begünstigte er die Inquisition, die er ja selbst hergestellt hatte. Oft ließ er die Tage vorübergehen, die für Segnatura und Consistorium bestimmt waren: niemals aber den Donnerstag, an welchem sich die Congregation der Inquisition vor ihm versammelte. Auf das schärfste wollte er diese gehandhabt wissen. Er unterwarf ihr noch neue Verbrechen: er gab ihr das grausame Recht, auch zur Ermittelung der Mitschuldigen die Tortur anzuwenden: bei ihm galt kein Ansehen der Person: die vornehmsten Barone zog er vor dieß Gericht: Cardinäle, wie Morone und Foscherari, die früherhin selbst waren gebraucht worden um den Inhalt bedeutender Bücher, z. B. der geistlichen Uebungen des Ignatius, zu prüfen, ließ er jetzt, weil ihm Zweifel an ihrer eigenen Rechtgläubigkeit aufgestiegen, ins Gefängniß werfen. Das Fest San Domenico richtete er zu Ehren dieses großen Inquisitors ein.

1. Mocenigo: „Papa Paolo IV andava continuamente facendo qualche nova determinatione e riforma, e sempre diceva preparare altre, acciò che restasse manco occasione e menor necessità di far concilio.“

Und so bekam die geistlich-strenge, restauratorische Richtung des Papstthums das Uebergewicht.

Paul IV schien fast vergessen zu haben, daß er je eine andere gehegt: das Andenken an die verflossenen Zeiten war in ihm erloschen. Er lebte und webte in seinen Reformen, in seiner Inquisition, gab Gesetze, nahm gefangen, excommunicirte und hielt Auto da Fe's. Endlich, wie ihn eine Krankheit, keine andere als die auch einem Jüngern den Tod hätte bringen können, niederwirft, beruft er die Cardinäle noch einmal, empfiehlt seine Seele ihrem Gebet, ihrer Sorgfalt den heiligen Stuhl und die Inquisition: noch einmal will er sich zusammennehmen und aufrichten. Da versagen ihm die Kräfte, er sinkt hin und stirbt. (18 August 1559.)

Darin wenigstens sind diese entschiedenen leidenschaftlichen Menschen glücklicher als das schwächere Geschlecht. Ihre Sinnesweise verblendet sie, aber sie stählt sie auch und macht sie in sich selber unüberwindlich.

Nicht so geschwind aber, wie der Papst selbst, vergaß das Volk was es unter ihm gelitten. Es konnte ihm den Krieg nicht vergeben den er über Rom gebracht; daß er die Nepoten entfernt, die man allerdings haßte, war noch nicht genug für die Menge. Bei seinem Tode versammelten sich die Einen auf dem Capitol und beschlossen, weil er sich um die Stadt und den Erdkreis übel verdient gemacht, seine Denkmale zu vernichten. Andere plünderten das Gebäude der Inquisition, legten Feuer an und mißhandelten die Diener des Gerichts. Auch das Dominicanerkloster bei der Minerva wollte man mit Gewalt ab-

brennen. Die Colonna, Orsini, Cesarini, Massimi, alle von Paul IV tödtlich beleidigt, nahmen Theil an diesen Tumulten. Die Bildsäule, die man dem Papst errichtet, ward von ihrem Postament gerissen, zerschlagen und der Kopf derselben mit der dreifachen Krone durch die Straßen geschleift.[1]

Wie glücklich aber wäre das Papstthum zu preisen gewesen, hätte es keine andere Reaction gegen die Unternehmungen Pauls IV erfahren.

Bemerkung über den Fortgang des Protestantismus während dieser Regierung.

Wir sahen wie jene frühere Entzweiung des Papstthums mit der kaiserlichen, der spanischen Macht, vielleicht mehr als jedes andere äußere Ereigniß zur Gründung des Protestantismus in Deutschland beitrug. Dennoch hatte man eine zweite nicht vermieden, die nun noch umfassendere Wirkungen in größeren Kreisen entwickelte.

Als ihren ersten Moment können wir jene Abberufung der päpstlichen Truppen von dem kaiserlichen Heere, die

1. Mocenigo: „Viddi il popolo correr in furia verso la casa di Ripetta deputata per le cose dell' inquisitione, metter a sacco tutta la robba ch'era dentro, sì di vittualie come d'altra robba, che la maggior parte era del Rev^{mo} C^{l} Alessandrino sommo inquisitore, trattar male con bastonate e ferite tutti i ministri dell' inquisitione, levar le scritture gettandole a refuso per la strada e finalmente poner foco in quella casa. I frati di S. Domenico erano in tant' odio a quel popolo che in ogni modo volevan abbruciar il monastero della Minerva." Er giebt dann an, daß der Adel dabei am meisten Schuld gewesen. Uebrigens hatten in Perugia ähnliche Tumulte Statt.

Translation des Concilium betrachten. Gleich da erschien auch ihre Bedeutung. Der Unterdrückung der Protestanten hat nichts ein so wesentliches Hinderniß in den Weg gelegt als das Thun und Lassen Pauls III in jenem Zeitpunkt.

Ihre welthistorischen Erfolge hatten aber die Maßregeln dieses Papstes erst nach seinem Tode. Die Verbindung mit Frankreich, in die er seine Nepoten brachte, veranlaßte einen allgemeinen Krieg.

Einen Krieg, in welchem nicht allein die deutschen Protestanten einen ewig denkwürdigen Sieg erkämpften, durch den sie vor Concilium, Kaiser und Papst auf immer gesichert wurden, sondern in welchem auch, schon unmittelbar durch die deutschen Soldaten, die zu beiden Seiten fochten, und von dem Kriegsgetümmel, das keine strenge Aufsicht gestattete, begünstigt, die neuen Meinungen in Frankreich und den Niederlanden gewaltig vordrangen.

Paul IV bestieg den römischen Stuhl. Er hätte diesen Gang der Dinge ins Auge fassen und vor allem den Frieden herstellen sollen. Aber mit blinder Leidenschaft stürzte er sich in die Bewegung. Und so mußte ihm, dem heftigsten Zeloten, begegnen, daß er selber die Ausbreitung des Protestantismus, den er haßte, verabscheute und verfolgte, mehr als vielleicht irgend einer seiner Vorgänger beförderte.

Erinnern wir uns nur seiner Einwirkung auf England.

Der erste Sieg der neuen Meinungen in diesem Lande war lange nicht vollkommen: es bedurfte nur eines Rücktrittes der Staatsgewalt, nichts weiter brauchte es noch als eine katholische Königin, um das Parlament zu einer neuen Unetrwerfung der Kirche unter den Papst zu bestim-

men. Aber freilich mußte dieser nun mit Mäßigung verfahren: den aus den Neuerungen hervorgegangenen Zuständen durfte er nicht geradezu den Krieg machen. Wohl sah das Julius III ein. Gleich der erste päpstliche Abgeordnete bemerkte,[1] wie wirksam das Interesse der eingezogenen geistlichen Güter war: Julius faßte den großartigen Entschluß, nicht auf ihre Rückgabe zu dringen. In der That durfte der Legat England nicht früher betreten als bis er hierüber genügende Versicherungen geben konnte. Sie bildeten die Grundlage seiner ganzen Wirksamkeit.[2] Nun aber hatte er auch den größten Succeß. Es war Reginald Poole, den wir kennen, unter allen damals lebenden Menschen wohl derjenige der sich am meisten eignete, für die Herstellung des Katholicismus in England zu arbeiten: über allen Verdacht unlauterer Absichten erhaben, verständig, gemäßigt, als ein Eingeborner von hohem Rang bei Königin, Adel und Volk gleich angesehen. Ueber alles Erwarten ging das Unternehmen von Statten. Pauls IV Thronbesteigung war mit der Ankunft englischer Gesandten bezeichnet, die ihn der Obedienz dieses Landes versicherten.

Paul IV hatte sie nicht zu erwerben, nur zu behaupten. Betrachten wir, welche Maßregeln er in dieser Lage ergriff.

1. Lettere di Mr Henrico Nov. 1553, in einem MS., betitelt: Lettere e negotiati di Polo, welches noch manches Moment für diese Geschichte enthält. Ueber die Verhandlung Pallavicini XIII, 9. 411.

2. Er trug kein Bedenken die bisherigen Besitzer anzuerkennen. Litterae dispensatoriae Clis Poli. Concilia M. Britanniae IV, 112.

Er erklärte die Zurückgabe der geistlichen Güter für eine unerläßliche Pflicht, deren Hintansetzung die Strafe der ewigen Verdammniß nach sich ziehe: er vermaß sich auch den Peterspfennig wieder einsammeln zu lassen.[1] — Aber überdieß, konnte etwas ungeeigneter sein für die Vollendung der Reduction, als daß er den Fürsten, der doch zugleich König von England war, Philipp II, so leidenschaftlich befehdete? An der Schlacht von Sanct Quintin, die auch für Italien so wichtig wurde, nahmen englische Kriegsvölker Theil. — Endlich den Cardinal Poole, den er nun einmal nicht leiden konnte, verfolgte er, beraubte ihn der Legaten-Würde, die nie ein Anderer zu größerem Vortheile des h. Stuhles verwaltet hatte, und setzte einen ungeschickten, von den Jahren gebeugten, aber in seinen Meinungen heftigeren Mönch an die Stelle desselben.[2] Wäre es die Aufgabe Pauls IV gewesen das Werk der Wiederherstellung zu hintertreiben, so hätte er sich nicht anders betragen können.

Kein Wunder, wenn nun nach dem unerwartet frühen Tode sowohl der Königin als des Legaten die entgegengesetzten Tendenzen sich aufs neue gewaltig erhoben. Die Verfolgungen, welche von Poole verdammt, aber von den starrsinnigen Gegnern desselben gebilligt worden waren, trugen unendlich dazu bei.

Jedoch auch dann ward die Frage dem Papste noch

1. Er lebte und webte damals in diesen Ideen. Er publicirte seine Bulle: Rescissio alienationum (Bullarium IV, 4, 319), in der er alle Veräußerungen der alten Kirchengüter überhaupt aufhob.

2. Auch Goodwin Annales Angliae etc. p. 456.

einmal vorgelegt. Sie forderte um so bedächtigere Erwägung, da sie ohne Zweifel Schottland mitbegriff. Auch hier waren die religiösen Parteien in heftigem Kampf mit einander: wie die Sache sich in England festsetzte, danach mußte sich auch die Zukunft Schottlands bestimmen.

Wie wichtig war es nun, daß Elisabeth in ihren Anfängen sich keineswegs völlig protestantisch zeigte,[1] daß sie dem Papst ihre Thronbesteigung notificiren ließ. Ueber eine Vermählung Philipps II mit ihr ward wenigstens unterhandelt, und sie war der damaligen Welt sehr wahrscheinlich. Man sollte glauben, nichts habe einem Papst erwünschter sein können.

Aber Paul IV kannte keine Mäßigung. Dem Gesandten der Elisabeth gab er eine zurückschreckende, schnöde Antwort. „Sie müsse," sagte er, „vor allem ihre Ansprüche seinem Urtheil überlassen."

Man glaube nicht, daß ihn die Consequenz des apostolischen Stuhles allein hiezu bewogen. Es gab noch einige andere Motive. Die Franzosen wünschten aus Staatseifersucht jene Vermählung zu hintertreiben. Sie wußten sich der Frommen, der Theatiner zu bedienen, um dem alten Papst vorstellen zu lassen, Elisabeth sei doch im Herzen protestantisch, und jene Vermählung werde nie etwas Gutes stiften.[2] Das größte Interesse hiebei hatten die Guisen. Wenn Elisabeth von dem päpstlichen Stuhle verworfen ward, so bekam die Tochter ihrer Schwester, Ma-

1. Noch Nares, Memoirs of Burghley II, p. 43, findet ihre religiösen Grundsätze „at first liable to some doubts."

2. Eigenthümliche Nachricht des Thuanus.

ria Stuart, Dauphine von Frankreich, Königin von Schottland, die nächsten Ansprüche auf England: die Guisen durften hoffen in deren Namen über alle drei Reiche zu gebieten. In der That nahm diese Fürstin die englischen Wappen an: sie unterzeichnete ihre Edicte bereits nach den Jahren ihrer Regierung in England und Irland: man machte Kriegsanstalten in den schottischen Häfen.[1]

Hätte Elisabeth nicht von selbst dahin geneigt, so wäre sie durch die Umstände genöthigt gewesen, sich in den Protestantismus zu werfen. Sie that es auf das Entschlossenste. Es gelang ihr ein Parlament mit einer protestantischen Majorität zu Stande zu bringen,[2] durch welches in wenigen Monaten alle Veränderungen getroffen wurden, die den Charakter der englichen Kirche wesentlich ausmachen.

Von dieser Wendung der Dinge ward denn auch Schottland mit Nothwendigkeit betroffen. Den Fortschritten der katholisch-französischen Partei setzte sich hier eine nationale, protestantische entgegen. Elisabeth zauderte nicht sich mit der letzten zu verbinden. Hat doch der spanische Botschafter selbst sie darin bestärkt![3] Der Bund von Berwick, den sie mit der schottischen Opposition schloß, gab dieser das Uebergewicht. Noch ehe Maria Stuart ihr Königreich betrat, mußte sie nicht allein auf den Titel von England verzichten, sondern auch die Beschlüsse eines im protestantischen

1. In Forbes Transactions findet sich p. 402 eine Responsio ad petitiones D. Glasion et episc. Aquilani, von Cecil, welcher alle diese Motive aufs lebhafteste hervorhebt.

2. Neal, History of the Puritans I, 126: The court took such measures about elections as seldom fail of success.

3. Camden, Rerum Anglicarum annales p. 37.

Sinne versammelten Parlaments bestätigen, Beschlüsse, von denen einer die Messe bei Todesstrafe abschaffte.

Und so war es zum guten Theil eine Reaction gegen die von dem Papste begünstigten französischen Ansprüche, was den Sieg des Protestantismus in Großbritannien auf immer feststellte.

Nicht etwa als ob die innern Antriebe der Protestantisch-gesinnten von diesen politischen Bewegungen abgehangen hätten: sie hatten eine bei weitem tiefere Begründung; aber in der Regel trafen die den Ausbruch, Fortgang und die Entscheidung des Kampfes herbeiführenden Momente mit den politischen Verwickelungen genau zusammen.

Selbst auf Deutschland hatte eine Maßregel Pauls IV noch einmal vielen Einfluß. Daß er sich in alter Abneigung gegen das Haus Oestreich der Uebertragung der kaiserlichen Krone widersetzte, nöthigte Ferdinand I auf die Erhaltung seiner Freundschaft mit protestantischen Verbündeten noch mehr Rücksicht zu nehmen als bisher. Seitdem war es eine Vereinigung der gemäßigten Fürsten von beiden Seiten, welche Deutschland leitete, unter deren Einflusse sich zunächst der Uebergang niederdeutscher Stifter an protestantische Verwaltungen vollzog.

Es schien als sollte das Papstthum keinen Nachtheil erfahren, ohne durch seine politischen Bestrebungen auf eine oder die andere Weise selbst dazu beigetragen zu haben.

Ueberblicken wir aber in diesem Moment einmal von der Höhe von Rom aus die Welt, wie ungeheuer waren die Verluste, welche das katholische Bekenntniß erlitten hatte! Scandinavien und Britannien abgefallen: Deutschland fast

durchaus protestantisch: Polen und Ungarn in starker Gährung: Genf für den Westen und die romanische Welt ein so bedeutender Mittelpunkt wie Wittenberg für den Osten und die germanischen Völker: schon erhob sich wie in den Niederlanden so in Frankreich eine Partei unter den Fahnen des Protestantismus.

Nur eine Hoffnung hatte der katholische Glaube noch. In Spanien und Italien waren die Regungen abweichender Lehren gedämpft und erdrückt worden: eine restaurirende streng kirchliche Meinung hatte sich erhoben. So nachtheilig auch die Staatsverwaltung Pauls IV übrigens war, so hatte sie doch zuletzt dieser Richtung auch am Hofe und im Palast das Uebergewicht verschafft. Die Frage war, ob sie sich hier ferner erhalten, ob sie dann die katholische Welt noch einmal zu durchdringen und zu vereinigen vermögen würde.

Pius IV.

Man erzählt, einst bei einem Gastmahl von Cardinälen habe Alessandro Farnese einem Knaben, der zur Lyra zu improvisiren verstand, einen Kranz gegeben um ihn demjenigen von ihnen zu überreichen, der einmal Papst werden würde. Der Knabe, Silvio Antoniano, später ein namhafter Mann und selber Cardinal, sei augenblicklich zu Johann Angelo Medici herangetreten und das Lob desselben anstimmend habe er ihm den Kranz gewidmet. Dieser Medici ward Pauls Nachfolger, Pius IV.[1]

1. Nicius Erythräus erzählt diese Anekdote in dem Artikel über Antoniano: Pinacotheca p. 37. Auch Mazzuchelli wiederholt sie. — Die Wahl 26 December 1559.

Er war von geringer Herkunft. Erst sein Vater Bernardin war nach Mailand gezogen und hatte sich durch Staatspachtungen ein kleines Vermögen erworben.[1] Die Söhne mußten sich jedoch noch ziemlich ärmlich behelfen: der eine, Giangiacomo, der sich dem Soldatenstand widmete, nahm anfangs Dienste bei einem Edelmann: der andere, eben unser Johann Angelo, studirte, aber unter sehr beschränkten Verhältnissen. Ihr Glück hatte folgenden Ursprung. Giangiacomo, verwegen und unternehmend von Natur, ließ sich von den damaligen Gewalthabern in Mailand brauchen, einen ihrer Gegner, einen Visconti, Monsignorin genannt, auf die Seite zu schaffen. Kaum war aber der Mord vollbracht, so wollten die welche ihn veranstaltet, sich auch des Werkzeuges entledigen und schickten den jungen Mann nach dem Schlosse Mus, am Comer See, mit einem Schreiben an den Castellan, worin sie diesem auftrugen, den Ueberbringer zu tödten. Giangiacomo schöpfte Verdacht, öffnete den Brief, sah was man ihm vorbereitet hatte, und war sofort entschlossen. Er wählte sich einige zuverlässige Begleiter: durch den Brief verschaffte er sich Eingang: es gelang ihm sich des Schlosses zu bemächtigen. Seitdem betrug er sich hier als ein unabhängiger Fürst: Mailänder, Schweizer und Venezianer hielt er von diesem festen Punkt aus in unaufhörlicher Bewegung: endlich nahm er das weiße Kreuz und trat in kaiserliche

1. Hieronymo Soranzo: Relatione di Roma. „Bernardino padre della B. S. fu stimata persona di somma bontà e di gran industria, ancora che fusse nato in povero e basso stato: nondimeno venuto habitar a Milano si diede a pigliar datii in affitto.“

Dienste. Er ward zum Marchese von Marignano erhoben: er diente als Chef der Artillerie im Kriege gegen die Lutheraner, und führte das kaiserliche Heer vor Siena an.[1] Eben so klug wie verwegen, glücklich in allen seinen Unternehmungen, ohne Erbarmen: wie manchen Bauer, der Lebensmittel nach Siena schaffen wollte, hat er selbst mit seinem eisernen Stab erschlagen: es war weit und breit kein Baum an dem er nicht Einen hatte aufhängen lassen: man zählte 5000 die er umbringen ließ. Er eroberte Siena und gründete ein angesehenes Haus.

Mit ihm war nun auch sein Bruder Johann Angelo emporgekommen. Er wurde Doctor und erwarb sich Ruf als Jurist: dann kaufte er sich zu Rom ein Amt: er genoß bereits das Vertrauen Pauls III, als der Marchese eine Orsina heirathete, die Schwester der Gemahlin Peter Ludwig Farnese's.[2] Hierauf wurde er Cardinal. Seitdem finden wir ihn mit der Verwaltung päpstlicher Städte, der Leitung politischer Unterhandlungen, mehr als einmal mit dem Commissariat päpstlicher Heere beauftragt. Er zeigte sich gewandt, klug und gutmüthig. Nur Paul IV

1. Ripamonte, Historiae urbis Mediolani. Natalis Comes Hist.

2. Soranzo: „Nato 1499, si dottorò 1525, vivendo in studio cosi strettamente che in Pasqua suo medico, che stava con lui a dozena, l'accommodò un gran tempo del suo servitore e di qualche altra cosa necessaria. Del 1527 comprò un protonotariato. Servendo il C[l] Farnese (Ripamonte gedenkt seines guten Verhältnisses zu Paul III selbst) colla piu assidua diligenza, s'andò mettendo inanzi: ebbe diversi impieghi, dove acquistò nome di persona integra e giusta e di natura officiosa.“ Die Heirath des Marchese erfolgte „con promessa di far lui cardinale.“

konnte ihn nicht leiden, und fuhr einst in dem Consistorium heftig auf ihn los. Medici hielt es für das Beste Rom zu verlassen. Bald in den Bädern zu Pisa, bald in Mailand, wo er viel baute, hatte er sich durch literarische Beschäftigungen und eine glänzende Wohlthätigkeit, die ihm den Namen eines Vaters der Armen verschaffte, sein Exil zu erleichtern gewußt. Vielleicht daß gerade der Gegensatz, in dem er sich zu Paul IV befunden, jetzt das Meiste zu seiner Wahl beitrug.

Auffallender als sonst war dieser Gegensatz.

Paul IV, ein vornehmer Neapolitaner von der antiöstreichischen Faction, zelotisch, Mönch und Inquisitor: Pius IV, ein mailändischer Emporkömmling, durch seinen Bruder und einige deutsche Verwandte enge an das Haus Oestreich geknüpft, Jurist, lebenslustig und weltlich gesinnt. Paul IV hatte sich unzugänglich gehalten: in seiner geringsten Handlung wollte er Würde und Majestät zeigen: Pius war lauter Güte und Herablassung. Täglich sah man ihn zu Pferde oder zu Fuß auf der Straße, fast ohne Begleitung: er redete leutselig mit Jedermann. Wir lernen ihn aus den venezianischen Depeschen kennen.[1] Die Gesandten treffen ihn, indem er in einem kühlen Saale schreibt und arbeitet: er steht auf und geht mit ihnen auf und ab; oder indem er sich nach dem Belvedere begeben will: er setzt sich ohne den Stock aus der Hand zu legen, hört ihr Vorbringen ohne weiteres an, und macht dann in ihrer Begleitung seinen Weg. Geht er nun mit ihnen vertrau-

1. Ragguagli dell' ambasciatore Veneto da Roma 1561. Von Marc Anton Amulio (Mula). Informatt. politt. XXXVII.

lich um, so wünscht auch er mit Gewandtheit und Rücksicht behandelt zu sein. Die geschickteste Auskunft die ihm zuweilen die Venezianer vorschlagen, macht ihm Vergnügen: lächelnd lobt er sie: so gut östreichisch er gesinnt ist, so verdrießen ihn doch die unbeugsamen und gebieterischen Manieren des spanischen Botschafters Vargas. Ungern läßt er sich mit Einzelnheiten überhäufen: sie ermüden ihn leicht; aber wenn man bei dem Allgemeinen, dem Wichtigen stehen bleibt, findet man ihn immer wohlgelaunt und leicht zu behandeln. Er ergießt sich dann in tausend traulichen Versicherungen, wie er die Bösen von Herzen hasse, von Natur die Gerechtigkeit liebe, Niemand in seiner Freiheit verletzen, Jedermann Güte und Freundlichkeit beweisen wolle: besonders aber denke er für die Kirche aus allen seinen Kräften zu wirken: er hoffe zu Gott, er werde etwas Gutes vollbringen. Man wird sich ihn lebhaft vergegenwärtigen können: einen wohlbeleibten alten Mann, der indeß noch rührig genug ist, um vor Sonnenaufgang auf seinem Landhause anzukommen, mit heiterem Gesicht und munterem Auge: Gespräch, Tafel und Scherz vergnügen ihn: von einer Krankheit wieder hergestellt, die man für gefährlich gehalten hat, setzt er sich sogleich zu Pferde, reitet nach der Behausung die er als Cardinal bewohnte, schreitet rüstig Treppe auf Treppe ab: „nein, nein!" ruft er, „wir wollen noch nicht sterben."

War nun aber auch ein solcher Papst, so lebenslustig und weltlich gesinnt, dazu geeignet die Kirche in der schwierigen Lage, in der sie sich befand, zu verwalten? Mußte man nicht fürchten, er werde von der kaum in den letzten

Zeiten seines Vorgängers eingeschlagenen Richtung wieder abweichen? Seine Natur, ich will es nicht läugnen, mag dahin geneigt haben: doch geschah es nicht.

Er für seine Person hatte kein Wohlgefallen an der Inquisition: er tadelte die mönchische Härte des Verfahrens: selten oder nie besuchte er die Congregation; aber sie anzutasten wagte er auch nicht: er erklärte, er verstehe nichts davon: er sei nicht einmal Theologe: er ließ ihr die ganze Gewalt die sie unter Paul IV bekommen.[1]

An den Nepoten dieses Papstes statuirte er ein furchtbares Exempel. Die Excesse die der Herzog von Palliano auch nach seinem Falle beging — er brachte aus Eifersucht seine eigene Frau um — machte den Feinden der Caraffen, die nach Rache dürsteten, leichtes Spiel. Es ward ein peinlicher Proceß gegen sie eingeleitet: der abscheulichsten Verbrechen, Räubereien, Mordthaten, Verfälschungen und überdieß einer sehr eigenmächtigen Staatsverwaltung, fortwährenden Betrugs jenes armen alten Paul IV wurden sie angeklagt. Wir haben ihre Verantwortung: sie ist gar nicht ohne Schein von Rechtfertigung abgefaßt.[2]

1. Soranzo: „Se bene si conobbe, non esser di sua satisfatione il modo che tengono gl' inquisitori di procedere per l'ordinario con tanto rigore contra gl' inquisiti, e che si lascia intendere che piu li piaceria che usassero termini da cortese gentiluomo che da frate severo, non di meno non ardisce o non vuole mai opponersi ai giudicii loro.“

2. Bei Bromato findet sich hauptsächlich aus Nores ausführliche Notiz von diesen Vorfällen. In den Informatt. finden wir noch die Briefe des Mula, z. B. 19 Juli 1560 den Extractus processus cardinalis Caraffae und El sucesso de la muerte de los Caraffas con la declaracion y el modo que murieron. La morte

Aber ihre Ankläger behielten das Uebergewicht. Nachdem der Papst sich eines Tages von früh bis gegen Abend in dem Consistorium die Acten hatte vorlesen lassen, sprach er das Todesurtheil über sie: den Cardinal, den Herzog von Palliano und zwei ihrer nächsten Verwandten, den Grafen Aliffe und Leonardo di Cardine. Montebello und einige Andere waren entflohen. Der Cardinal hatte vielleicht Verweisung, niemals hatte er die Todesstrafe erwartet. Als sie ihm angekündigt wurde — eines Morgens, er lag noch zu Bett, — als ihm jeder Zweifel benommen war, verhüllte er sich einige Augenblicke in die Decke: dann, indem er sich erhob, schlug er die Hände zusammen und rief jenes schmerzliche Wort aus, das man in Italien in verzweifelten Fällen hört: „Wohlan, Geduld!" Man gestattete ihm seinen gewohnten Beichtvater nicht: dem welchen man schickte hatte er, wie sich leicht begreift, viel zu sagen, und es dauerte etwas lange. „Monsignore, macht ein Ende," rief der Polizeibeamte, „wir haben noch andere Geschäfte."

So kamen diese Nepoten um. Es sind die letzten, die nach unabhängigen Fürstenthümern getrachtet und um politischer Zwecke willen große Weltbewegungen hervorgerufen haben. — Seit Sixtus IV begegnen wir ihnen: Hieronimo Riario, Cesar Borgia, Lorenzo Medici, Pierluigi Farnese: die Caraffa's sind die letzten. Es haben sich später andere Nepotenfamilien gebildet: doch in einem ganz andern Sinne. In dem bisherigen hat es keine weiter gegeben.

del C[l] Caraffa (Bibl. zu Ven. VI, n. 39) ist das MS., das Bromato noch außer dem Nores vor sich hatte.

Wie hätte auch namentlich Pius IV nach einer so gewaltsamen Execution daran denken können, den seinigen eine Gewalt zu verstatten, wie die gewesen die er an den Caraffen so unerbittlich heimgesucht hatte? Ohnehin, als ein von Natur lebhaft regsamer Mann, wollte er selber regieren: die wichtigen Geschäfte entschied er nur nach eigenem Ermessen: an ihm tadelte man eher, daß er sich zu wenig nach fremdem Beistand umsehe. Dazu kam, daß von seinen Neffen derjenige, welchen er zu befördern hätte in Versuchung kommen können, Friedrich Borromeo, in frühen Jahren hinstarb. Der andere, Carl Borromeo, war kein Mann für weltliche Erhebung: er hätte sie niemals angenommen. Carl Borromeo sah seine Stellung zu dem Papst, das Verhältniß in das er hiedurch zu den wichtigsten Geschäften kam, nicht mehr als ein Recht an, sich etwas zu erlauben, sondern als eine Pflicht, der er sich mit aller Sorgfalt zu widmen habe. Mit eben so viel Bescheidenheit als Ausdauer that er dieß: er gab seine Audienzen unermüdlich: sorgfältig widmete er sich der Verwaltung des Staates: er ist dadurch für dieselbe wichtig, daß er sich ein Collegium von acht Doctoren bildete, aus dem später die Consulta geworden ist: dann assistirte er dem Papst. Es ist derselbe den man später heilig gesprochen. Gleich damals zeigte er sich edel und unbescholten. „Man weiß nicht anders," sagt Hieronimo Soranzo von ihm, „als daß er rein von jedem Flecken ist: er lebt so religiös und giebt ein so gutes Beispiel, daß er den Besten nichts zu wünschen übrig läßt. Zu großem Lobe gereicht es ihm, daß er in der Blüthe der Jahre, Nepote eines Papstes,

und im vollkommenen Besitze von dessen Gunst, an einem Hofe wo er sich jede Art von Vergnügen verschaffen könnte, ein so exemplarisches Leben führt." Seine Erholung war Abends einige Gelehrte bei sich zu sehen. Die Unterhaltung fing mit profaner Literatur an, aber von Epiktet und den Stoikern, die Borromeo, der noch jung war, nicht verschmähte, ging man doch sehr bald auch in diesen Stunden der Muße zu kirchlichen Fragen über.[1] Tadelte man etwas an ihm, so war es nicht sein guter Wille, sein Fleiß, sondern nur etwa sein Talent: oder seine Diener klagten, daß sie die reichlichen Gunstbezeugungen entbehren müßten, wie sie von früheren Nepoten ausgegangen.

Und so ersetzten die Eigenschaften des Neffen, was die Strenggesinnten an dem Oheim hätten vermissen können. Auf jeden Fall blieb man ganz auf dem eingeschlagenen Wege: geistliche und weltliche Geschäfte wurden mit Eifer und nach den Rücksichten der Kirche vollzogen, die Reformen fortgesetzt. Der Papst ermahnte öffentlich die Bischöfe zur Residenz, und einige sah man unverzüglich ihm den Fuß küssen und sich beurlauben. In den einmal zur Herrschaft gekommenen allgemeinen Ideen liegt eine nöthigende Gewalt. Die ernsten Tendenzen kirchlicher Gesinnung hatten in Rom das Uebergewicht bekommen und ließen selbst in dem Papste keine Abweichung weiter zu.

War nun aber die weltlichere Richtung dieses Papstes der Restauration eines strengen geistlichen Wesens nicht nachtheilig, so dürfen wir hinzufügen, daß sie auf einer andern

1. Es sind die Noctes Vaticanae, deren Glussianus erwähnt: Vita Caroli Borromei I. IV, 22.

Seite zur Beilegung der in der katholischen Welt aufgeregten Entzweiungen sogar unendlich viel beitragen mußte.

Paul IV hatte gemeint, es sei mit die Bestimmung eines Papstes, Kaiser und Könige zu unterwerfen: deshalb hatte er sich in so viele Kriege und Feindseligkeiten gestürzt. Pius sah den Fehler um so besser ein, weil ein Vorgänger ihn begangen, mit dem er sich ohnedieß in Widerspruch fühlte. „Damit haben wir England verloren,“ rief er aus, „das wir noch hätten erhalten können, wenn man Cardinal Poole besser unterstützt hätte: dadurch ist auch Schottland verloren gegangen: während des Krieges sind die deutschen Lehren in Frankreich eingedrungen.“ Er dagegen wünscht vor allem den Frieden. Selbst einen Krieg mit den Protestanten mag er nicht: den Gesandten von Savoyen, der ihn um Unterstützung zu einem Angriff auf Genf ersucht, unterbricht er oft: „was es denn für Zeiten seien, um ihm solche Vorschriften zu machen? er bedürfe nichts so sehr wie den Frieden.“[1] Er möchte gern mit Jedermann gut stehen. Leicht gewährt er seine kirchlichen Gnaden, und wenn er etwas abzuschlagen hat, thut er es geschickt, bescheiden. Er ist überzeugt, und spricht es aus, daß sich die Macht des Papstes ohne die Autorität der Fürsten nicht länger halten könne.

Die letzten Zeiten Pauls IV waren damit bezeichnet,

1. Mula: 14 Febr. 1561. — Pius bat ihn zu berichten: „che havemo animo di stare in pace, e che non sapemo niente di questi pensieri del duca di Savoia, e ci maravigliamo che vada cercando queste cose: non è tempo da fare l'impresa di Ginevra nè da far generali. Scrivete che siamo constanti in questa opinione di star in pace.“

daß die ganze katholische Welt aufs neue das Concilium forderte. Es ist gewiß, daß sich Pius IV nur mit großer Schwierigkeit dieser Forderung würde haben entziehen können. Den Krieg konnte er nicht mehr vorschützen, wie seine Vorfahren: endlich war Friede in ganz Europa. Es war sogar für ihn selbst dringend, da die Franzosen ein Nationalconcilium zu versammeln drohten, was leicht ein Schisma nach sich ziehen konnte. Die Wahrheit zu sagen, finde ich aber, daß er überdieß auch allen guten Willen dazu hatte. Man höre, wie er sich ausdrückt: „Wir wollen das Concilium," sagt er, „wir wollen es gewiß, wir wollen es allgemein. Wollten wir es nicht, so könnten wir die Welt Jahre lang mit den Schwierigkeiten hinhalten: aber vielmehr suchen wir solche wegzuräumen. Es soll reformiren was zu reformiren ist: auch an unserer Person, in unsern eigenen Sachen. Haben wir etwas anderes im Sinn als Gott zu dienen, so mag Gott uns züchtigen." Oft scheint es ihm, als werde er von den Fürsten zu einem so großen Vorhaben nicht sattsam unterstützt. Eines Morgens trifft ihn der venezianische Gesandte im Bett, vom Podagra gelähmt: er findet ihn voll von seinen Gedanken. „Wir haben gute Absicht," ruft er aus, „aber wir sind allein." „Es kam mich ein Mitleid an," spricht der Gesandte, „ihn in dem Bett zu sehen und sagen zu hören: wir sind allein für eine so große Last." Indessen setzte er die Sache doch ins Werk. Am 18ten Januar 1562 waren so viele Bischöfe und Abgeordnete in Trient beisammen, daß man das zwei Mal unterbrochene Concilium zum dritten Male beginnen konnte. Der

Papst hatte daran den größten Antheil. „Gewiß," sagt Girolamo Soranzo, der sonst seine Partei nicht nimmt, „Seine Heiligkeit hat hiebei alle den Eifer bewiesen der sich von einem so großen Oberhirten erwarten ließ: sie hat nichts unterlassen was zu einem so heiligen und nothwendigen Werke beitragen konnte."

Die späteren Sitzungen des Conciliums von Trient.

Wie so ganz verändert war die Lage der Welt seit der ersten Berufung dieses Concilium. Jetzt hatte der Papst nicht mehr zu fürchten, daß es ein mächtiger Kaiser benutzen werde um sich zum Herrn des Papstthums zu machen. Ferdinand I hatte keinerlei Gewalt in Italien. Auch war eine ernstliche Irrung über wesentliche Punkte des Dogma nicht mehr zu besorgen.[1] Wie es sich in den ersten Sitzungen festgestellt hatte, war es, obwohl noch nicht völlig entwickelt, bereits über einen großen Theil der katholischen Welt herrschend geworden. An eine eigentliche Wiedervereinigung der Protestanten war nicht mehr ernstlich zu denken. In Deutschland hatten sie eine gewaltige, nicht mehr anzugreifende Stellung eingenommen: im Norden war ihre kirchliche Tendenz mit der Staatsgewalt selbst verschmolzen: das nemliche setzte sich so eben in England ins Werk. Indem der Papst erklärte, das neue

1. So sah Ferdinand I die Sache an. Litterae ad legatos 12 Aug. 1562 bei Le Plat: Monum. ad hist. conc. Tridentini V, p. 452. „Quid enim attinet — disquirere de his dogmatibus, de quibus apud omnes non solum principes, verum etiam privatos homines catholicos, nulla nunc penitus existit disceptatio?"

Concilium sei nur eine Fortsetzung des frühern, und die Stimmen, die sich hiewieder erhoben, endlich zum Schweigen brachte, gab er alle Hoffnung hiezu selber auf. Wie sollten die freien Protestanten sich an ein Concilium anschließen, durch dessen frühere Beschlüsse die wichtigsten Artikel ihres Glaubens bereits verdammt worden?[1] Hiedurch ward von vorn herein die Wirksamkeit des Concilium auf den so unendlich verengten Umkreis der katholischen Nationen beschränkt. Seine Absicht konnte hauptsächlich nur dahin gehen, die zwischen diesen und der höchsten kirchlichen Gewalt hervorgetretenen Entzweiungen beizulegen, das Dogma in einigen noch nicht bestimmten Punkten weiter zu bilden, vor allem die angefangene innere Reform zu vollenden und allgemein gültige disciplinarische Vorschriften zu geben.

Allein auch dieß zeigte sich überaus schwer: unter den versammelten Vätern traten gar bald die lebhaftesten Streitigkeiten ein.

Die Spanier brachten die Frage in Anregung, ob die Residenz der Bischöfe in ihren Diöcesen göttlichen Rechts sei, oder auf menschlicher Anordnung beruhe. Es könnte dieß ein müßiger Streit zu sein scheinen, da man von allen Seiten die Residenz für nothwendig hielt. Allein die

1. Der Hauptgrund der Recusationsschrift der Protestanten: Causae cur electores principes aliique Augustanae confessioni adjuncti status recusent adire concilium. Le Plat IV, p. 57. Sie bemerken gleich in der ersten Ankündigung die bedenklichen Worte: „omni suspensione sublata.“ Sie erinnern an die Verdammung die ihre Grundsätze früherhin erfahren haben, und führen weitläuftig aus, „quae mala sub ea confirmatione lateant.“

Spanier behaupteten im Allgemeinen, die bischöfliche Gewalt sei kein Ausfluß der päpstlichen, wofür man sie in Rom erklären wollte, sondern ihr Ursprung beruhe unmittelbar auf einer göttlichen Veranstaltung. Hiemit trafen sie den Nerv des gesammten Kirchenwesens. Die Unabhängigkeit der untern Kirchengewalten, die von den Päpsten so sorgfältig niedergehalten worden, hätte durch die Entwickelung dieses Grundsatzes wiederhergestellt werden müssen.

Während man hierüber bereits in lebhaften Streitigkeiten war, kamen die kaiserlichen Gesandten an. Ueberaus merkwürdig sind die Artikel welche sie eingaben. „Es möge,“ lautet einer, „auch der Papst sich nach Christi Beispiel erniedrigen, und sich eine Reform in Hinsicht seiner Person, seines Standes und seiner Curie gefallen lassen. Das Concilium müsse sowohl die Ernennung der Cardinäle als das Conclave reformiren.“ Ferdinand pflegte zu sagen: „da die Cardinäle nicht gut sind, wie wollen sie einen guten Papst wählen?“ Für die Reform, die er beabsichtigte, wünschte er den Entwurf des Concils zu Costnitz, der dort nicht zur Ausführung gekommen, zu Grunde gelegt zu sehen. Die Beschlüsse sollten durch Deputationen aus den verschiedenen Nationen vorbereitet werden. Aber überdieß forderte er die Erlaubniß des Kelches und der Priesterehe, für einige seiner Unterthanen Nachlaß der Fasten, die Errichtung von Schulen für die Armen, die Reinigung der Breviere, Legenden und Postillen, verständlichere Catechismen, deutsche Kirchengesänge, eine Reform der Klöster, auch darum, „damit ihre großen Reichthümer

nicht so ruchlos angewendet werden möchten.[1] Höchst wichtige, auf eine durchgreifende Umgestaltung des Kirchenwesens zielende Anträge! In wiederholten Briefen drang der Kaiser auf ihre Erörterung.

Endlich erschien auch der Cardinal von Lothringen mit den französischen Prälaten. Er schloß sich im Ganzen den deutschen Vorschlägen an. Hauptsächlich forderte er die Gewährung des Laienkelches, die Administration der Sacramente in der Muttersprache, Unterricht und Predigt bei der Messe, die Erlaubniß in voller Kirche die Psalmen in französischer Sprache zu singen, — alles Dinge, von denen man sich dort den größten Erfolg versprach. „Wir haben die Gewißheit," sagt der König, „daß die Gewährung des Laienkelches viel beunruhigte Gewissen stillen, ganze Provinzen die sich von der katholischen Kirche abgesondert mit derselben vereinigen, und eins der besten Mittel sein werde, die Unruhen in unserem Reiche beizulegen."[2] Allein überdieß suchten die Franzosen die Baseler Beschlüsse

1. Pallavicini übergeht diese Postulate XVII, 1, 6 beinahe ganz. Sie sind ihm unbequem. Auch sind sie in der That in ihrer eigentlichen Gestalt niemals bekannt geworden. In drei Auszügen liegen sie vor uns. Der erste findet sich bei P. Sarpi lib. VI, p. 325, und ganz eben so, jedoch lateinisch, bei Rainaldi und Goldast; der zweite, etwas ausführlicher, bei Bartholomäus de Martyribus; den dritten hat Schelhorn aus den Papieren des Staphylus entnommen. Sie stimmen nicht sehr gut zusammen. In Wien, sollte ich glauben, müßte sich das Original davon finden; es wäre immer ein merkwürdiges Actenstück. Ich habe mich an den Schelhornschen Auszug gehalten. Le Plat hat sie sämmtlich, so wie die Antwort

2. Memoire baillé à Mr. le Cl de Lorraine, quand il est parti pour aller au concil. Le Plat IV, 562.

wieder hervor: sie behaupteten offen, ein Concilium sei über dem Papst.

Nun waren zwar die Spanier mit den Forderungen der Deutschen und der Franzosen nicht einverstanden — Laienkelch und Priesterehe verdammten sie auf das lebhafteste, und wenigstens auf dem Concilium konnte es zu keinem Zugeständniß in dieser Hinsicht gebracht werden: nur die Heimstellung der Erlaubniß an den Papst wurde durchgesetzt; — aber es gab Punkte, in denen sich die drei Nationen zusammen den Ansprüchen der Curie entgegenstellten. Sie fanden es unerträglich, daß die Legaten allein das Recht haben sollten, Vorschläge zu machen. Daß diese Legaten aber außerdem über jeden Beschluß, der zu fassen war, erst das Gutachten des Papstes einholten, schien ihnen eine Beschimpfung der Würde eines Concilium. Auf diese Weise, meinte der Kaiser, gebe es zwei Concilien: das eine in Trient, das andere, wahrere, zu Rom.

Hätte man bei diesem Zustande der Meinungen nach Nationen gestimmt, zu wie sonderbaren auffallenden Beschlüssen müßte es gekommen sein!

Da dieß nicht geschah, blieben die drei Nationen, auch zusammengenommen, immer in der Minorität. Bei weitem zahlreicher waren die Italiener, die denn nach ihrer Gewohnheit die Meinung der Curie, von der sie größtentheils abhingen, ohne viel Bedenken verfochten. Es entstand eine große gegenseitige Erbitterung. Die Franzosen brachten den Scherz auf, der heilige Geist komme im Felleisen nach Trient. Die Italiener redeten von spanischem Aussatz, von französischen Krankheiten, mit denen die Rechtgläubigen

nach einander heimgesucht würden. Wie der Bischof von Cadiz sich vernehmen ließ, es habe berühmte Bischöfe, es habe Kirchenväter gegeben, die kein Papst gesetzt, schrien die Italiener laut auf, sie forderten seine Entfernung, sie sprachen von Anathema und Ketzerei. Die Spanier gaben ihnen die Ketzerei zurück.[1] Zuweilen sammelten sich verschiedene Haufen unter dem Geschrei: Spanien, Italien, auf den Straßen, und an der Stätte des Friedens sah man Blut fließen.

War es da zu verwundern, wenn man es einmal zehn Monate lang zu keiner Session brachte, wenn der erste Legat dem Papste widerrieth, nach Bologna zu kommen: „denn was werde man sagen, wofern auch dann das Concilium nicht zu einem regelmäßigen Schluß gelange, sondern aufgelöst werden müsse?“[2] Jedoch auch eine Auflösung, eine Suspension, nur eine Translation, an die man öfters wohl dachte, wäre höchst gefährlich gewesen. In Rom erwartete man nichts als Unheil. Man fand, daß ein Concilium für den geschwächten Leib der Kirche eine allzu starke Medicin sei, daß es diese und Italien vollends ruiniren werde. „Wenige Tage vor meiner Abreise, im Anfang des Jahres 1563,“ erzählt Girolamo Soranzo, „sagte mir Cardinal Carpi, Decan des Collegium und ein wahrhaft einsichtsvoller Mann, daß er in seiner letzten

1. Pallavicini XV, V, 5. Paleotto Acta: Alii praelati ingeminabant clamantes Exeat exeat; et alii Anathema sit; ad quos Granetensis conversus respondit: Anathema vos estis. Mendham, Memoirs of the council of Trent p. 251.

2. Lettera del Cle di Mantua, legato al concilio di Trento, scritta al papa Pio IV li 15 Genn. 1563. Quando si havesse da dissolversi questo concilio — per causa d'altri e non nostra, — mi piaceria piu che Vra Beatitudine fusse restata a Roma.

Krankheit Gott gebeten habe, ihm die Gnade des Todes angedeihen, ihn nicht den Untergang und die Beerdigung von Rom erleben zu lassen. Auch alle andere angesehene Cardinäle beklagen unaufhörlich ihr Mißgeschick: sie sehen deutlich ein, daß es keine Rettung für sie giebt, wofern nicht die heilige Hand Gottes sich ihrer besonders annimmt."[1] Alle Uebel, von denen sich jemals andere Päpste durch ein Concilium bedroht geglaubt, fürchtete Pius IV über sich hereinbrechen zu sehen.

Es ist eine erhabene Idee, daß es in schwierigen Zeiten und lebhaften Irrungen der Kirche vor allem eine Versammlung ihrer Oberhirten sei, die denselben abhelfen könne. „Ohne Anmaßung und Neid, in heiliger Niedrigkeit, im katholischen Frieden," sagt Augustinus, „berathschlage eine solche: nach weiter entwickelter Erfahrung eröffne sie was verschlossen und bringe an den Tag was verborgen war." Allein schon in den frühesten Zeiten war man weit entfernt, dieß Ideal zu erreichen. Es hätte eine Reinheit der Gesinnung, eine Unabhängigkeit von fremdartigen Einwirkungen dazu gehört, die dem Menschen nicht verliehen zu sein scheint. Wie viel minder aber war es jetzt zu erreichen, da die Kirche in so unzählige, wider einander lau-

1. „Li Cardinali di maggior autorità de ploravano con tutti a tutte l'ore la loro miseria, la quale stimano tanto maggiore che vedono e conoscono assai chiaro, non esservi rimedio alcuno se non quello che piacesse dare al Sr Dio con la sua santissima mano!" — „Certo non si può se non temere," setzt Soranzo selbst hinzu, „Sermo Principe, che la povera Italia afflitta per altre cause habbi ancor a sentire afflittione per questo particolarmente: lo vedono e lo conoscono tutti i savj."

fende Verhältnisse mit dem Staat verflochten war. Wenn die Concilien dessenungeachtet immer in großem Ansehen blieben, und so oft, so dringend gefordert wurden, so kam das am meisten von der Nothwendigkeit her, der Gewalt der Päpste einen Zügel anzulegen. Jetzt aber schien sich zu bewähren, was diese immer gesagt, daß eine Kirchenversammlung in Zeiten großer Verwirrung viel eher geeignet sei, diese zu vermehren als sie zu heben. Alle Italiener nahmen an den Befürchtungen der Curie Antheil. „Entweder," sagten sie, „wird das Concilium fortgesetzt, oder es wird aufgelöst werden. In jenem Fall, zumal wenn der Papst indeß mit Tode abgehen sollte, werden die Ultramontanen das Conclave nach ihrer Absicht, zum Nachtheil von Italien einrichten: sie werden den Papst dahin beschränken wollen, daß er nicht viel mehr bleibt als einfacher Bischof von Rom: unter dem Titel einer Reform werden sie die Aemter und die ganze Curie ruiniren. Sollte es dagegen aufgelöst werden, ohne guten Erfolg, so würden auch die Gläubigen ein großes Aergerniß daran nehmen, und die Zweifelhaften in außerordentliche Gefahr gerathen, ganz verloren zu gehen."

Betrachtete man die Lage der Dinge, so mußte es unmöglich scheinen, in dem Concilium selbst eine Aenderung der herrschenden Stimmung hervorzurufen. Den Legaten, die der Papst leitete, den Italienern, die von ihm abhingen, standen die Prälaten der andern Nationen gegenüber, die sich ihrerseits wieder an die Gesandten ihrer Fürsten hielten. Da war an keine Aussöhnung, an keine vermittelnde Abkunft zu denken. Noch im Februar 1563 schie-

nen die Sachen verzweifelt zu stehen: alles war in Hader: jede Partei hielt hartnäckig ihre Meinung fest.

So wie man aber einmal die Lage der Dinge rein wie sie war ins Auge faßte, so zeigte sich auch eine Möglichkeit aus diesem Labyrinth zu entkommen.

In Trient trafen und bekämpften sich nur die Meinungen: ihren Ursprung hatten sie zu Rom und bei den verschiedenen Fürsten. Wollte man die Mißhelligkeiten heben, so mußte man sie an ihren Quellen aufsuchen. Wenn Pius IV schon sonst gesagt, das Papstthum könne sich ohne eine Vereinigung mit den Fürsten nicht mehr halten, so war jetzt der Moment, diese Maxime in Ausführung zu bringen. Er hatte einmal den Gedanken, sich die Forderungen der Höfe einreichen zu lassen und sie ohne das Concilium zu erfüllen. Aber es wäre eine halbe Maßregel gewesen. Die Aufgabe war, im Einverständniß mit den größern Mächten das Concilium zu Ende zu bringen: ein anderes Mittel gab es nicht.

Pius IV entschloß sich es zu versuchen. Sein geschicktester staatskundigster Cardinal, Morone, stand ihm darin zur Seite.

Zunächst kam es auf Kaiser Ferdinand an, an welchen sich die Franzosen, wie gesagt, anschlossen, auf den auch Philipp II, als auf seinen Oheim, nicht wenig Rücksicht nahm.

Morone, vor kurzem zum Präsidenten des Concilium ernannt, aber sofort überzeugt, daß sich in Trient nichts ausrichten lasse, begab sich im April 1563, ohne die Begleitung eines einzigen andern Prälaten, zu ihm hinüber

nach Insbruck. Er fand ihn unmuthig, mißvergnügt, gekränkt: überzeugt, daß man zu Rom keine ernstlichen Verbesserungen wolle, entschlossen, dem Concilium zuerst seine Freiheit zu verschaffen.[1]

Es ward eine außerordentliche, in unsern Zeiten würde man sagen, diplomatische Geschicklichkeit des Legaten erfordert um nur zuerst den aufgebrachten Fürsten zu begütigen.[2]

Ferdinand war verstimmt, weil man seine Reformationsartikel hintangesetzt und niemals zu wirklichem Vortrag gebracht habe: der Legat wußte ihn zu überzeugen, daß man es aus nicht ganz verwerflichen Gründen bedenklich gefunden, sie in aller Form zu berathen, aber nichts desto minder den wichtigsten Theil ihres Inhalts vorgenommen und sogar bereits beschlossen hatte. Der Kaiser beklagte sich ferner, daß man das Concilium von Rom aus leite und die Legaten durch Instruktionen regiere: Morone bemerkte dagegen, was nicht zu läugnen war, daß auch die fürstlichen Gesandten von Hause instruirt und stets mit neuen Anweisungen versehen würden.

In der That kam Morone — der ohnehin schon lange

1. Hieher gehört auch: Relatione in scr. fatta dal Comendone ai S^{ri} legati del concilio sopra le cose ritratte dall' imperatore 19 Febr. 1563. „Pare che pensino trovar modo e forma di haver piu parte et autorità nel presente concilio per stabilire in esso tutte le loro petitioni giuntamente con li Francesi.“

2. Das wichtigste Stück, das mir über die Trienter Verhandlungen vorgekommen, ist die Relation von Morone über seine Legation: nur kurz, aber bündig. Weder Sarpi noch auch Pallavicini haben Notiz von derselben. Relatione sommaria del C^{l} Morone sopra la legatione sua. Bibl. Altieri in Rom. VII, F. 3.

das Vertrauen des Hauses Oestreich genoß — über diese empfindlichsten Stellen glücklich hinweg: er beschwichtigte die ungünstigen persönlichen Eindrücke, die der Kaiser empfangen, und machte sich nun daran, über diejenigen Streitpunkte, welche die großen Zerwürfnisse in Trient veranlaßt hatten, eine wechselseitige Uebereinkunft zu versuchen. In den wesentlichen Dingen nachzugeben, die Autorität des Papstes schwächen zu lassen, war nicht seine Meinung: „es kam darauf an," sagte er selbst, „solche Bestimmungen zu treffen, daß der Kaiser glauben konnte Genugthuung empfangen zu haben, ohne daß man doch der Autorität des Papstes oder der Legaten zu nahe getreten wäre."[1]

Der erste von diesen Punkten war die ausschließende Initiative der Legaten, von der man immer behauptet, sie laufe den Freiheiten eines Concilium entgegen. Morone bemerkte, daß es nicht im Interesse der Fürsten sei, allen Prälaten die Initiative zu gewähren. Es konnte ihm nicht sehr schwer werden, den Kaiser davon zu überzeugen. Es war leicht zu sehen, daß die Bischöfe im Besitze dieses Rechtes gar bald auch Vorschläge in einem den bisherigen Ansprüchen und Rechten des Staates entgegenlaufenden Sinne machen würden. Augenscheinlich war, welche Verwirrung aus einem solchen Zugeständniß entstehen mußte. Dennoch wollte man auch den Wünschen der Fürsten eini-

1. Fu necessario trovare temperamento tale che paresse all' imperatore di essere in alcuno modo satisfatto et insieme non si pregiudicasse all' autorità del papa nè de' legati, ma restasse il concilio nel suo possesso.

germaßen entgegenkommen, und es ist merkwürdig, welche Auskunft man traf. Morone versprach alles in Vorschlag zu bringen was die Gesandten ihm zu diesem Zwecke vorlegen würden: — thäte er es nicht, alsdann solle ihnen selber das Recht zustehen, den Antrag zu machen. Eine Vermittelung, die den Geist bezeichnet der allmählich in dem Concilium zu herrschen anfing. Die Legaten geben einen Fall zu, in welchem sie sich der ausschließenden Initiative entäußern wollen, aber nicht sowohl zu Gunsten der Väter des Concilium als zu Gunsten der Gesandten.[1] Es erfolgt daraus, daß nur die Fürsten in einen Theil der Rechte treten, die der Papst sich übrigens vorbehält.

Ein zweiter Punkt war die Forderung, die Deputationen, welche die Beschlüsse vorbereiten, nach den verschiedenen Nationen, zusammentreten zu lassen. Morone bemerkte, daß es schon immer geschehen, daß aber, weil es der Kaiser wünsche, nun noch genauer darüber gehalten werden solle.

Man kam auf den dritten Streitpunkt: die Reform. Ferdinand gab endlich zu, daß der Ausdruck einer Reformation des Hauptes, auch die alte sorbonische Frage, ob das Concilium über dem Papst stehe oder nicht, vermie-

1. Summarium eorum quae dicuntur acta inter Caesaream Majestatem et illustrissimum cardinalem Moronum in den Acten des Torellus — auch bei Salig: Geschichte des tridentinischen Conciliums III, A. 292 — drückt dies folgendergestalt aus: Maj. S. sibi reservavit vel per medium dictorum legatorum, vel si ipsi in hoc gravarentur, per se ipsum vel per ministros suos proponi curare: — ich bekenne, daß ich daraus nicht leicht auf eine Verhandlung geschlossen haben würde, wie sie Morone mittheilt, obwohl sie darin liegt.

den werden solle, aber dafür versprach Morone eine wahrhaft durchgreifende Reform in allen andern Stücken. Der Entwurf, den man hiezu machte, betraf selbst das Conclave.

Wie man erst diese Hauptsache erledigt, so vereinigte man sich leicht über die Nebendinge. Der Kaiser ließ von vielen seiner Forderungen ab und gab seinen Gesandten den Auftrag, vor allem mit den päpstlichen Legaten ein gutes Vernehmen aufrecht zu erhalten. Nach wohl ausgerichteten Dingen kehrte Morone über die Alpen zurück. „Als man in Trient," sagt er selbst, „den guten Entschluß des Kaisers vernahm, und die Vereinigung seiner Gesandten mit den päpstlichen inne ward, so fing das Concilium an, seine Gestalt zu verändern und sich um vieles leichter behandeln zu lassen."

Hiezu trugen noch einige andere Umstände bei.

Die Spanier und Franzosen hatten sich über das Recht des Vortritts der Repräsentanten ihrer Könige entzweit, und hielten seitdem viel weniger zusammen.

Auch waren mit beiden besondere Unterhandlungen angeknüpft worden.

Für Philipp II lag in der Natur der Sache die dringende Nothwendigkeit eines Einverständnisses. Seine Macht in Spanien war zum großen Theil auf geistliche Interessen gegründet, und er mußte vor allem dafür sorgen, diese in seiner Hand zu behalten. Wohl wußte das der römische Hof, und der Nuntius von Madrid sagte oft, eine ruhige Beendigung des Concilium sei für den König so wünschenswerth wie für den Papst. Schon hatten sich zu Trient die spanischen Prälaten wider die Belastungen der

geistlichen Güter geregt, die dort einen bedeutenden Theil der Staatseinkünfte bildeten: der König hatte es mit Besorgniß vernommen: er bat den Papst so anstößige Reden zu verbieten.[1] Wie hätte er noch daran denken können, seinen Prälaten die Initiative des Vorschlags zu verschaffen? Vielmehr suchte auch er sie in Schranken zu halten. Pius beschwerte sich über die heftige Opposition, die ihm von den Spaniern fortwährend bewiesen werde: der König versprach Mittel zu ergreifen, um ihren Ungehorsam abzustellen. Genug, der Papst und der König wurden inne, daß ihre Interessen die nämlichen seien. Es müssen noch andere Verhandlungen Statt gefunden haben. Der Papst warf sich ganz in die Arme des Königs: der König versprach feierlich, dem Papst in jeder Bedrängniß mit aller Kraft seines Reiches zu Hülfe zu kommen.

Auf der andern Seite näherten sich indeß die Franzosen. Die Guisen, die einen so großen Einfluß zu Hause auf die Regierung und hier auf das Concilium ausübten, gaben ihrer Politik hier wie dort eine immer entschiedenere katholische Richtung. Nur der Nachgiebigkeit des Cardinal Guise verdankt man, daß es nach zehnmonatlicher Zögerung, achtmaligem Aufschub endlich wieder zu einer Session kommen konnte. Aber es war überdieß von der engsten Vereinigung die Rede. Guise brachte eine Zusammenkunft der mächtigsten katholischen Fürsten, des Papstes, des Kaisers, der Könige von Frankreich und Spanien in Vorschlag.[2] Zu näherer Besprechung ging er

1. Paolo Tiepolo Dispaccio di Spagna 4 Dec. 1562.
2. Instruttione data a Mons. Carlo Visconti mandato da

selbst nach Rom, und der Papst kann nicht Worte genug finden, um „den christlichen Eifer desselben für den Dienst Gottes und die öffentliche Ruhe, nicht allein in Sachen des Concilium, sondern auch in andern, welche die allgemeine Wohlfahrt anbetreffen,“ [1] zu rühmen. Die vorgeschlagene Zusammenkunft wäre dem Papst sehr erwünscht gewesen. Er schickte Gesandte deshalb an Kaiser und König.

Nicht in Trient demnach, sondern an den Höfen und durch politische Unterhandlung wurden die wesentlichen Entzweiungen beigelegt und die großen Hindernisse einer glücklichen Beendigung des Concilium weggeräumt. Morone, der hiezu das Meiste beigetragen, wußte indeß auch die Prälaten persönlich zu gewinnen: er widmete ihnen alle die Anerkennung, das Lob, die Begünstigung, wonach sie verlangten.[2] Er zeigte einmal recht, was ein geistreicher, geschickter Mann, der die Lage der Dinge begreift und sich ein Ziel setzt, das derselben gemäß ist, auch unter den schwierigsten Umständen leisten kann. Wenn irgend einem Menschen überhaupt, so hat die katholische Kirche den glücklichen Ausgang des Concilium ihm zu verdanken.

papa Pio IV all re catt. per le cose del concilio di Trento (ultimo Ottobre 1563). Bibl. Barb. 3007.

1. il beneficio universale. Lett. di Pio IV 20 Ott. 1563.

2. „Il prelati,“ sagt Morone selbst, „accarezzati e stimati e lodati e gratiati si fecero piu trattabili.“ Martin Perez de Ayala, der sich bis zuletzt opponirte, ist ganz entrüstet über den allgemeinen Abfall: „Todo lo havia ya vencido el cardenal de Moron con sus artes ansi al c[l] de Porena como al arzobispo de Granada como otros sieto o ocho que al principio estubieron bien en las cosas del bien comun.“ Er nennt Morone „hombre doblado“ und meint, auch ihm habe derselbe schmeicheln wollen. (Aus seiner Autobiographie in der Vida de Villanueva II p. 420.)

Der Weg war geebnet. „Man konnte nunmehr,“ sagte er selbst, „auf die Schwierigkeiten eingehen, die in der Sache lagen.“

Noch schwebte die alte Streitfrage über die Nothwendigkeit der Residenz und das göttliche Recht der Bischöfe. Lange zeigten sich die Spanier in ihren Lehrsätzen hierüber unerschütterlich: noch im Juli 1563 erklärten sie dieselben für eben so unfehlbar als die zehn Gebote: der Erzbischof von Granada wünschte alle Bücher verboten zu sehen, in denen das Gegentheil behauptet werde:[1] bei der Redaction des Decretes ließen sie sich hierauf dennoch gefallen, daß ihre Meinung nicht ausgesprochen wurde. Sie begnügten sich damit, daß man eine Fassung annahm, bei der es ihnen allenfalls auch noch ferner möglich blieb, ihre Ansicht zu verfechten. Gerade diese Doppeldeutigkeit fand Lainez an dem Decrete lobenswürdig.[2]

Auf ähnliche Weise ging es mit der andern Streitigkeit, über die Initiative, das „proponentibus legatis.“ Der Papst erklärte, ein Jeder solle fordern und sagen dürfen, was ihm nach den alten Concilien zu fordern und zu sagen zustehe: doch hütete er sich wohl, das Wort „vorschlagen“ hiebei zu brauchen.[3] Es ward eine Auskunft ge-

1. Scrittura nelle lettere e memorie del nuncio Visconti II, 174.

2. „Ejus verba in utramque partem pie satis posse exponi“. Paleotto bei Mendham Memoirs of the council of Trent p. 262. Vorgeschlagen war der Satz: episcopos esse a Christo institutos; beliebt ward: esse hierarchiam divina ordinatione institutam, quae constat ex episcopis, presbyteris et ministris. Es war vergeblich, daß einige ordinatione peculiari, andere institutione vorschlugen. Der Bischof Mendoza von Salamanca schreibt dem geschickten (cuerdo) Verfahren des Cardinal Morone den günstigen Erfolg zu. Bei Villanueva II, p. 427.

3. Pallavicini 23, 6, 5.

troffen, mit der sich die Spanier begnügten, ohne daß darum der Papst das Mindeste aufgegeben hätte.

Nachdem der Rückhalt der politischen Tendenzen weggefallen, suchte man die Fragen die zu Bitterkeiten und Entrüstung Anlaß gegeben, nicht sowohl zu entscheiden, als durch eine geschickte Vermittelung zu beseitigen.

Bei dieser Stimmung kam man dann über die minder bedenklichen Punkte um so leichter hinweg. Niemals schritt das Concilium rascher vorwärts. Die wichtigen Dogmen von der Priesterweihe, dem Sacrament der Ehe, dem Ablaß, dem Fegefeuer, der Verehrung der Heiligen, und bei weitem die bedeutendsten reformatorischen Anordnungen, welche es überhaupt abgefaßt hat, fallen in die drei letzten Sessionen in der zweiten Hälfte des Jahres 1563. Sowohl für die einen als für die andern waren die Congregationen aus verschiedenen Nationen zusammengesetzt. Der Entwurf der Reform ward in fünf besondern Versammlungen, einer französichen, die bei dem Cardinal Guise, einer spanischen, die bei dem Erzbischof von Granada zusammenkam, und drei italienischen, in Berathung gezogen.[1]

Ueber die meisten Fragen verständigte man sich leicht: eigentliche Schwierigkeiten boten nur noch zwei dar, die Fragen über die Exemtion der Capitel und die Pluralität der Beneficien, in denen wieder die Interessen eine große Rolle spielten.

Die erste berührte vor allem Spanien. Von den außerordentlichen Freiheiten welche die Capitel sonst hier

1. Die besten Notizen hierüber finden sich, wo man es nicht suchen sollte, in Baini Vita di Palestrina I, 199, aus authentischen Briefschaften. Auch das Diarium des Servantio, das bei Mendham benutzt ist (p. 304), berührt die Sache.

besessen, hatten sie schon einiges verloren. Während sie dieß wiederzuerlangen wünschten, faßte der König die Absicht sie noch viel weiter einzuschränken: da er die Bischöfe setzte, so lag ihm selbst an einer Ausdehnung der bischöflichen Gewalt. Der Papst dagegen war für die Capitel. Ihre unbedingte Unterwerfung unter die Bischöfe würde seinen Einfluß auf die spanische Kirche nicht wenig geschmälert haben. Noch einmal stießen hier diese beiden großen Einwirkungen zusammen. Es fragte sich in der That, welche von beiden die Majorität für sich gewinnen würde. Außerordentlich stark war doch auch der König an dem Concilium: einen Abgeordneten, den die Capitel dahin gesendet um ihre Vorrechte wahrzunehmen, hatte sein Gesandter zu entfernen gewußt: er hatte so viele geistliche Gnaden auszutheilen, daß Jedermann Bedenken trug, es mit ihm zu verderben. Bei der mündlichen Abstimmung ergab sich ein ungünstiges Resultat für die Capitel. Man bemerke, welchen Ausweg die päpstlichen Legaten trafen. Sie beschlossen, die Stimmen dieß Mal schriftlich geben zu lassen: nur die mündlichen Erklärungen, in der Gegenwart so vieler Anhänger des Königs abgelegt, wurden von der Rücksicht auf Spanien beherrscht, nicht die schriftlichen, die den Legaten zu Händen kamen. Wirklich erlangten sie auf diese Weise eine bedeutende Majorität für die päpstliche Ansicht und für die Capitel. Darauf gestützt, traten sie dann, unter Vermittelung Guise's, in neue Unterhandlungen mit den spanischen Prälaten, die sich endlich auch mit einer um vieles geringeren Erweiterung ihrer Befugnisse begnügten, als sie beabsichtigt hatten.[1]

1. Aus Sarpi VIII, 816 wird man über diese Sache doch noch

Noch wichtiger für die Curie war der zweite Artikel von der Pluralität der Beneficien. Von jeher war von einer Reform des Institutes der Cardinäle die Rede gewesen, und es gab Viele die in dem Verfall desselben den Ursprung alles Unheils zu erkennen glaubten: gerade sie ließen sich oft eine Menge Pfründen übertragen: es war die Absicht, sie hierin durch die strengsten Gesetze zu beschränken. Man begreift leicht, wie empfindlich der Curie jede Neuerung in dieser Hinsicht gefallen sein würde: schon eine ernstliche Berathung darüber fürchtete und floh sie. Sehr eigenthümlich ist auch hier der Ausweg, welchen Morone einschlug. Er warf die Reform der Cardinäle mit den Artikeln über die Bischöfe zusammen. „Wenige," sagt er selbst, „sahen die Wichtigkeit der Sache ein, und auf diese Weise wurden alle Klippen vermieden."

Setzte dergestalt der Papst die Erhaltung des römischen Hofes in seiner bisherigen Gestalt glücklich durch, so zeigte auch er sich bereit, die Reformation der Fürsten, wie man sie im Sinne gehabt, fallen zu lassen: er gab hierin den Vorstellungen des Kaisers nach.[1]

nicht klar. Sehr erwünscht ist die authentische Erläuterung Morone's: „L'articolo delle cause e dell' essenzioni de canonici fu vinto secondo la domanda degli oltramontani: poi facendosi contra l'uso che li padri tutti dessero voti in iscritto, furono mutate molte sententie e fu vinto il contrario. Si venne al fin alla concordia che si vede nei decreti, e fu mezzano Lorena, che gia era tornato da Roma, tutto additto al servitio di S. Beatitudine et alla fine del concilio."

1. Daß eine strenge Reform der Curie, der Cardinäle, des Conclave nicht zu Stande kam, hängt genau mit der Unterlassung der Reformation der Fürsten zusammen. Auszüge aus dem Briefwechsel der Legaten bei Pallavicini 23, 7, 4.

Im Grunde war alles wie ein Friedenscongreß. Während die Fragen von untergeordnetem Interesse von den Theologen zu allgemeinen Beschlüssen vorbereitet wurden, unterhandelten die Höfe über die bedeutenderen. Unablässig flogen die Eilboten hin und her. Eine Concession vergütete man mit der andern.

Vor allem lag dem Papste nun daran, einen baldigen Schluß herbeizuführen. Eine Zeitlang weigerten sich noch die Spanier hierauf einzugehen: die Reform that ihnen noch nicht Genüge: der spanische Botschafter machte sogar einmal Miene zu protestiren: da sich aber der Papst geneigt erklärte, dringenden Falls eine neue Synode zu berufen,[1] da man vor allem Bedenken trug eine Sedisvacanz bei eröffnetem Concilium abzuwarten, endlich da Jedermann müde war und nach Hause zu kommen wünschte, so gaben zuletzt auch sie nach.

Der Geist der Opposition war wesentlich überwunden. Eben in seiner letzten Epoche zeigte das Concilium die größte Unterwürfigkeit. Es bequemte sich, den Papst um eine Bestätigung seiner Beschlüsse zu ersuchen: es erklärte ausdrücklich, alle Reformationsdecrete, wie auch immer ihre Worte lauten möchten, seien in der Voraussetzung abgefaßt, daß das Ansehen des päpstlichen Stuhles dabei unverletzt bleibe.[2] Wie weit war man da zu Trient entfernt die Ansprüche von Costnitz und Basel auf eine Superiorität über die päpstliche Gewalt zu erneuern. In den Acclamationen, mit denen die Sitzungen geschlossen wur-

1. Pallavicini 24, 8, 5.
2. Sessio XXV, c. 21.

den — von Cardinal Guise verfaßt, — wurde das allgemeine Bisthum des Papstes noch besonders anerkannt.

Glücklich war es demnach gelungen. Das Concilium, so heftig gefordert, so lange vermieden, zwei Mal aufgelöst, von so vielen Stürmen der Welt erschüttert, bei der dritten Versammlung aufs neue voll von Gefahr, war in allgemeiner Eintracht der katholischen Welt beendigt. Man begreift es, wenn die Prälaten, als sie am 4ten December 1563 zum letzten Mal beisammen waren, von Rührung und Freude ergriffen wurden. Auch die bisherigen Gegner wünschten einander Glück: in vielen Augen dieser alten Männer sah man Thränen.

Hatte nun aber so viel Beugsamkeit und politische Gewandtheit, wie wir bemerkten, dazu gehört um zu diesem Resultate zu gelangen, so könnte man fragen, ob nicht hiedurch das Concilium auch wieder an seiner Wirksamkeit nothwendig verloren habe.

Wenn nicht unter allen Concilien überhaupt, auf jeden Fall unter denen der neuern Jahrhunderte bleibt das tridentinische immer das wichtigste.

In zwei großen Momenten drängt sich seine Bedeutung zusammen.

In dem ersten, den wir früher berührten, während des schmalkaldischen Krieges, sonderte sich das Dogma nach mancherlei Schwankungen auf immer von den protestantischen Meinungen ab. Aus der Lehre von der Rechtfertigung, wie man sie damals aufstellte, erhob sich alsdann das ganze System der katholischen Dogmatik, wie es noch heut zu Tage behauptet wird.

In dem zweiten, den wir zuletzt betrachteten, nach den Conferenzen Morone's mit dem Kaiser, im Sommer und Herbst des Jahres 1563, ward die Hierarchie theoretisch durch die Decrete von der Priesterweihe, praktisch durch die Reformationsbeschlüsse aufs neue begründet.

Höchst wichtig sind und bleiben diese Reformen.

Die Gläubigen wurden wieder unnachsichtiger Kirchenzucht und im dringenden Falle dem Schwerte der Excommunication unterworfen. Man gründete Seminarien und nahm Bedacht die jungen Geistlichen darin in strenger Zucht und Gottesfurcht aufzuerziehen. Die Pfarren wurden aufs neue regulirt, Verwaltung des Sacraments und Predigt in feste Ordnung gebracht, die Mitwirkung der Klostergeistlichen an bestimmte Gesetze gebunden. Den Bischöfen wurden die Pflichten ihres Amtes, hauptsächlich die Beaufsichtigung des Clerus, nach den verschiedenen Graden ihrer Weihen eingeschärft. Von großem Erfolg war es, daß die Bischöfe durch ein besonderes Glaubensbekenntniß, welches sie unterschrieben und beschworen, sich feierlich zur Beobachtung der tridentinischen Decrete und zur Unterwürfigkeit gegen den Papst verpflichteten.

Nur war die Absicht, die anfangs allerdings auch bei dieser Kirchenversammlung Statt gehabt, die Macht des Papstes zu beschränken, damit nicht erreicht worden. Vielmehr ging dieselbe sogar erweitert und geschärft aus dem Kampfe hervor. Da sie das ausschließende Recht behielt die tridentinischen Beschlüsse zu interpretiren, so stand es immer bei ihr die Normen des Glaubens und Lebens vorzuschreiben. Alle Fäden der hergestellten Disciplin liefen in Rom zusammen.

Die katholische Kirche erkannte ihre Beschränkung an: auf die Griechen und den Orient nahm sie keinerlei Rücksichten mehr: den Protestantismus stieß sie mit unzähligen Anathemen von sich. In dem frühern Katholicismus war ein Element des Protestantismus einbegriffen: jetzt war es auf ewig ausgestoßen. Aber indem man sich beschränkte, concentrirte man seine Kraft und nahm sich in sich selber zusammen.

Nur durch Einverständniß und Uebereinkunft mit den vornehmsten katholischen Fürsten, wie wir sahen, kam es so weit. In dieser Vereinigung mit dem Fürstenthume liegt eine der wichtigsten Bedingungen für die ganze spätere Entwickelung. Sie hat eine Analogie mit der Tendenz des Protestantismus, fürstliche und bischöfliche Rechte zu vereinigen. Erst nach und nach bildete sie sich bei den Katholiken aus. Allerdings begreift man, daß hierin auch zugleich eine Möglichkeit neuer Entzweiung liegt: zunächst aber war hievon nichts zu fürchten. In einer Provinz nach der andern recipirte man bereits die Beschlüsse der Versammlung. Eben dadurch ist Pius IV welthistorisch wichtig, daß er dieß bewirkte: er war der erste Papst, der die Tendenz der Hierarchie, sich der fürstlichen Gewalt entgegenzusetzen, mit Bewußtsein aufgab.

Mit dem Erfolg glaubte er nun allerdings das Werk seines Lebens vollendet zu haben. Es ist merkwürdig, daß mit der Beendigung des Concilium die Spannung seiner Seele nachließ. Man glaubte zu bemerken, daß er den

Gottesdienst vernachlässige, daß er doch allzu gern gut esse und trinke, daß er sich in glänzendem Hofhalt, prächtigen Festen, kostbaren Bauten allzu sehr gefalle. Die Eiferer nahmen einen Unterschied zwischen ihm und seinem Vorgänger wahr, den sie laut beklagten.[1]

Doch war hievon keine besondere Rückwirkung mehr zu erwarten. Es hatte sich eine Tendenz in dem Katholicismus entwickelt, die nicht mehr zurückzudrängen noch einzuhalten war.

Ist einmal der Geist erweckt, so wird es unmöglich sein ihm seine Bahnen vorzuzeichnen. Jede, auch eine geringfügige Abweichung derjenigen, die ihn repräsentiren sollen, von seiner Regel, wird die auffallendsten Symptone hervorrufen.

Der Geist, der sich in der streng-katholischen Richtung entwickelte, ward auf der Stelle diesem Papst selber gefährlich.

Es lebte ein gewisser Benedetto Accolti in Rom: katholisch bis zur Schwärmerei, der immer viel von einem Geheimniß redete, das ihm von Gott anvertraut worden: er werde es eröffnen, und zum Beweise daß er die Wahrheit spreche, vor dem versammelten Volke auf der Piazza

1. Paolo Tiepolo: „Doppo che questo (il concilio) hebbe fine, liberato da una grande sollecitudine fattosi fermo e gagliardo nell' autorità sua, incominciò piu liberamente ad operare conforme alla sua, inclinatione e pensieri: onde facilmente si conobbe in lui animo piu tosto da principe che attendesse solamente al fatto suo, che di pontefice che avesse rispetto la beneficio e salute degli altri.“ Bei Panvinius wird das nemliche bemerkt.

Navona, durch einen brennenden Scheiterhaufen unverletzt hindurchgehen.

Sein Geheimniß war, daß er voraus zu wissen meinte, in kurzem werde eine Vereinigung zwischen der griechischen und der römischen Kirche Statt finden: diese vereinte katholische Kirche werde sich die Türken und alle Abgefallene wieder unterwerfen: der Papst werde ein heiliger Mensch sein, zur allgemeinen Monarchie gelangen und die einzige vollkommene Gerechtigkeit auf Erden einführen. Von diesem Gedanken war er bis zum Fanatismus erfüllt.

Nun fand er aber, daß Pius IV, dessen weltliches Thun und Treiben von seinem Ideal unendlich weit entfernt war, sich zu einem so großen Unternehmen nicht eigne. Benedetto Accolti meinte von Gott bestimmt zu sein, die Christenheit von diesem untauglichen Oberhaupt zu befreien.

Er faßte den Plan, den Papst selbst zu tödten. Er fand einen Gefährten, dem er die Belohnungen Gottes und des zukünftigen heiligen Monarchen zusicherte. Eines Tages machten sie sich auf. Schon sahen sie den Papst in der Mitte einer Procession herankommen: leicht zu erreichen, friedlich, ohne Verdacht noch Vertheidigung.

Accolti, statt auf ihn loszugehen, fing an zu zittern und wechselte die Farbe. Die Umgebung eines Papstes hat etwas, was auf einen so fanatisch katholischen Menschen schlechterdings Eindruck machen muß. Der Papst ging vorüber.

Andere hatten indessen Accolti bemerkt. Der Gefährte, den er gewonnen, des Namens Antonio Canossa,

war von keiner beharrlicheren Entschlossenheit: bald ließ er sich überreden, die Sache ein andermal ausführen zu wollen, bald fühlte er sich versucht, sie selber anzuzeigen. Sie schwiegen nicht ganz. Endlich wurden sie festgenommen und zum Tode verdammt.[1]

Man sieht, welche Geister in dem bewegten Leben sich regten. So viel auch Pius IV für die Reconstruction der Kirche gethan, so gab es Viele denen das bei weitem nicht genug war, und die noch ganz andere Entwürfe hegten.

Pius V.

Es hatten aber die Anhänger der strengen Gesinnung sofort einen unerwarteten und großen Succeß. Ein Papst ward gewählt, den sie durchaus zu den Ihren zählen konnten: Pius V.

Ich will nicht die mehr oder minder zweifelhaften Berichte wiederholen, welche das Buch über die Conclaven und einige Geschichtschreiber jener Zeit über diese Wahl mittheilen. Wir haben ein Schreiben von Carl Borromeo, das uns hinreichende Aufklärung giebt. „Ich beschloß," sagt er darin, — und es ist gewiß, daß er den größten Einfluß auf die Wahl gehabt hat, — „auf

1. Ich entnehme diese Notizen, die ich sonst nirgends fand, aus einem MS. der Bibliothek Corsini zu Rom Nr. 674, unter dem Titel: Antonio Canossa. Questo è il sommario della mia depositione per la qual causa io moro, quale si degnerà V. S. mandare alli miei s[ri] padre et madre. — Pius starb am 9. Dezember 1565.

nichts so sehr zu sehen wie auf die Religion und den Glauben. Da mir die Frömmigkeit, Unbescholtenheit und heilige Gesinnung des Cardinal von Alessandria — nachher Pius V — bekannt waren, so glaubte ich, daß die christliche Republik von ihm am besten verwaltet werden könne, und widmete ihm meine ganze Bemühung."[1] Von einem Mann einer so vollkommen geistlichen Gesinnung, wie Carl Borromeo war, läßt sich ohnehin keine andere Rücksicht erwarten. Philipp II, von seinem Gesandten für den nemlichen Cardinal gewonnen, hat dem Borromeo ausdrücklich für seinen Antheil an dieser Wahl gedankt.[2] Gerade eines solchen Mannes glaubte man zu bedürfen. Die Anhänger Pauls IV, die sich bisher doch immer still gehalten, priesen sich glücklich. Wir haben Briefe von ihnen übrig. „Nach Rom, nach Rom," schrieb einer dem andern, „kommt zuversichtlich, ohne Verzug, aber mit aller Bescheidenheit: Gott hat uns Paul IV wieder auferweckt."

Michele Ghislieri — nunmehr Pius V — von ge-

1. Clis Borromeus Henrico Cli Infanti Portugalliae Romae d. 26 Febr. 1566. Glussiani Vita C. Borromei p. 62. Vergl. Ripamonti Historia urbis Mediolani lib. XII, p. 814.

2. Ich finde dieß in einem Dispaccio di Soranzo ambre in Spagna. Non essendo conosciute le qualità di S. Sà da questo Sermo re, mentre era in cardinalato, il detto commendator (Luigi Requesens Comm. maggior) sempre lo laudò molto, predicando questo soggetto esser degno del pontificato, con il che S. M. si mosse a dargli ordine che con ogni suo potere li desse favore. Hiemit fällt das Geschichtchen, das Oltrocchi in den Anmerkungen zu dem Giussano p. 219 erzählt, von selbst weg. Die Wahl 8 Januar 1566.

ringer Herkunft, zu Bosco unfern Alessandria im Jahre 1504 geboren, ging bereits in seinem vierzehnten Jahre in ein Dominicanerkloster. Er ergab sich da mit Leib und Seele der mönchischen Armuth und Frömmigkeit, die sein Orden von ihm forderte. Von seinen Almosen behielt er nicht so viel für sich, um sich davon einen Mantel machen zu lassen: gegen die Hitze des Sommers, fand er, sei das beste Mittel wenig zu genießen: obwohl Beichtvater eines Governators von Mailand, reiste er doch immer zu Fuß und seinen Sack auf dem Rücken. Lehrte er, so that er es mit Präcision und Wohlwollen: hatte er ein Kloster als Prior zu verwalten, so war er strenge und sparsam: mehr als eines hat er von Schulden frei gemacht. Seine Entwickelung fiel in die Jahre, in denen auch in Italien die bisherige Lehre mit den protestantischen Regungen kämpfte. Er nahm für die Strenge der alten Lehre Partei: von 30 Streitsätzen, die er 1543 in Parma verfocht, bezogen sich die meisten auf die Autorität des römischen Papstes, und waren den neuen Meinungen entgegengesetzt. Gar bald übertrug man ihm das Amt eines Inquisitors. Gerade in Orten von besonderer Gefahr, in Como und Bergamo,[1] wo der Verkehr mit Schweizern und Deutschen nicht vermieden werden konnte,

1. Paolo Tiepolo Relazione di Roma in tempo di Pio IV et V. In Bergamo li fu levato per forza dalle prigioni del monastero di S. Domenico, dove allora si solevano mettere i rei, un principale heretico, nominato Giorgio Mondaga (noch ein Name für das Verzeichniß der italienischen Protestanten) con gran pericolo suo e de' frati. Nella medesima città poi travagliò assai per formare il processo contra il vescovo allora di Bergamo.

im Valtellin, das unter Graubündten stand, hatte er es zu verwalten. Er bewies darin die Hartnäckigkeit und den Muth eines Eiferers. Zuweilen ist er bei seinem Eintritt in Como mit Steinwürfen empfangen worden: oft hat er, um nur sein Leben zu retten, des Nachts sich in Bauerhütten verbergen, wie ein Flüchtling zu entkommen suchen müssen: doch ließ er sich keine Gefahr irre machen: der Graf della Trinita drohte, ihn in einen Brunnen werfen zu lassen: er entgegnete, es wird geschehen was Gott will. So war auch er in den Kampf der geistigen und politischen Kräfte verflochten, der damals Italien bewegte. Da die Richtung, der er sich zugewandt, den Sieg davon trug, so kam er mit ihr empor. Er wurde Commissarius der Inquisition in Rom: gar bald sagte Paul IV, Fra Michele sei ein großer Diener Gottes und hoher Ehren werth: er ernannte ihn zum Bischof von Nepi — denn er wolle ihm eine Kette an den Fuß legen, damit er nicht künftig einmal sich in die Ruhe eines Klosters zurückziehe,[1] — und 1557 zum Cardinal. Ghislieri hielt sich auch in dieser neuen Würde strenge, arm und anspruchslos: er sagte seinen Hausgenossen, sie müßten glauben, daß sie in einem Kloster wohnten. Er lebte nur seinen Andachtsübungen und der Inquisition.

In einem Manne von dieser Gesinnung glaubten nun Borromeo, Philipp II, die gesammte strengere Partei, das

1. Catena, Vita di Pio V, aus dem wir hier die meisten Notizen entnommen, hat auch diese. Pius V erzählte es den venezianischen Botschaftern selbst, wie diese — Mich. Suriano, Paul Tiepolo 2 October 1568 — berichten.

Heil der Kirche zu sehen. Die römischen Bürger waren vielleicht nicht so zufrieden. Pius V erfuhr es: er sagte: „desto mehr sollen sie mich beklagen wenn ich todt bin.“

Er lebte auch als Papst in der ganzen Strenge seines Mönchthums: er hielt die Fasten in ihrem vollen Umfange, unnachläßlich: er erlaubte sich kein Kleid von feinerem Zeuch:[1] oft las er, alle Tage hörte er Messe; doch sorgte er dafür, daß die geistlichen Uebungen ihn nicht an den öffentlichen Geschäften hinderten: er hielt keine Sieste, mit dem frühesten war er auf. Wollte man zweifeln, ob sein geistlicher Ernst in ihm einen tieferen Grund gehabt, so möchte dafür ein Beweis sein, daß er fand, das Papstthum sei ihm zur Frömmigkeit nicht förderlich: zum Heile der Seele, die Glorie des Paradieses zu erlangen, trage es nicht bei: er meinte, diese Last würde ihm ohne das Gebet unerträglich sein. Das Glück einer inbrünstigen Andacht, das einzige, dessen er fähig war, einer Andacht die ihn oft bis zu Thränen rührte, und von der er mit der Ueberzeugurg aufstand, er sei erhört, blieb ihm bis an sein Ende gewährt. Das Volk war hingerissen, wenn es ihn in den Processionen sah, barfuß und ohne Kopfbedeckung, mit dem reinen Ausdruck seiner ungeheuchelten Frömmigkeit im Gesicht, mit langem schneeweißem Bart: sie meinten, einen so frommen Papst habe es noch niemals gegeben: sie erzählten sich, sein bloßer Anblick habe Protestanten bekehrt. Auch war Pius gütig

1. Catena. Tiepolo: Nè mai ha lasciato la camisia di rassa, che come frate incominciò di portare. Fa le orationi divotissimamente et alcune volte colle lacrime.

und leutselig: mit seinen ältern Dienern ging er auf das vertraulichste um. Wie schön begegnete er jenem Grafen della Trinita, der nun einmal als Gesandter zu ihm geschickt wurde. „Sehet da," sagte er ihm, als er ihn erkannte, „so hilft Gott den Unschuldigen:" sonst ließ er es ihn nicht empfinden. Mildthätig war er von jeher: er hatte eine Liste von den Dürftigen in Rom, die er regelmäßig nach ihrem Stand unterstützen ließ.

Demüthig, hingegeben, kindlich sind Naturen dieser Art: — so wie sie aber gereizt und beleidigt werden, erheben sie sich zu heftigem Eifer, unerbittlichem Zorn. Ihre Gesinnung sehen sie als eine Pflicht, eine höchste Pflicht an, deren Nichterfüllung sie entrüstet und empört.

Pius V war sich bewußt, daß er immer die gerade Straße gewandelt. Daß ihn diese bis zum Papstthum geführt hatte, erfüllte ihn mit einem Selbstvertrauen, welches ihn vollends über jede Rücksicht erhob.

In seinen Meinungen war er äußerst hartnäckig. Man fand daß ihn auch die besten Gründe von denselben nicht zurückbringen konnten. Leicht fuhr er bei dem Widerspruch auf: er ward roth im Gesicht, und bediente sich der heftigsten Ausdrücke.[1] Da er nun von den Geschäften der Welt und des Staates wenig verstand, und sich vielmehr

1. Informatione di Pio V (Bibl. Ambrosiana zu Mailand F. D. 181). La S^{a} S. naturalmente è gioviale e piacevole, se ben per accidente pare di altra dispositione, e di qui viene che volontieri onestamente ragiona con M^{r} Cirillo suo maestro di casa, il quale con le sue piacevolezze essendo huomo destro et accorto diletta S. Beatitudine e sempre profitta a se stesso et altri.

von den Nebenumständen auf eine oder die andere Weise afficiren ließ, so war es überaus schwer mit ihm fertig zu werden.

In persönlichen Verhältnissen ließ er sich zwar nicht gleich von dem ersten Eindruck bestimmen: hielt er aber Jemand einmal für gut oder für böse, so konnte ihn darin nichts weiter irre machen.[1] Allemal jedoch glaubte er eher daß man sich verschlechtere, als daß man sich bessere: die meisten Menschen waren ihm verdächtig.

Man bemerkte, daß er die Criminalsentenzen niemals milderte: er hätte vielmehr in der Regel gewünscht, sie wären noch schärfer ausgefallen.

Es war ihm nicht genug, daß die Inquisition die neuen Verbrechen bestrafte: den alten von zehn und zwanzig Jahren ließ er nachforschen.

Gab es einen Ort wo weniger Strafen verhängt wurden, so hielt er ihn darum nicht für rein: er schrieb es der Nachlässigkeit der Behörden zu.

Man höre, mit welcher Schärfe er auf die Handhabung der Kirchenzucht drang. „Wir verbieten," heißt es in einer seiner Bullen, „jedem Arzt, der zu einem bettlägerigen Kranken gerufen wird, denselben länger als drei Tage zu besuchen, wofern er nicht alsdann eine Bescheinigung erhält, daß der Kranke seine Sünden aufs neue gebeichtet habe."[2] Eine andere setzt Strafen für Ent-

1. Informatione di Pio V. E piu difficultoso di lasciar in cattiva impressione che la buona, e massimamente di quelle persone che non ha in pratica.

2. Supra gregem dominicum. Bull. IV, II, p. 281.

weihung des Sonntags und Gotteslästerungen fest. Bei den Vornehmern sind es Geldstrafen. „Ein gemeiner Mann aber, welcher nicht bezahlen kann, soll bei dem ersten Male einen Tag über vor den Kirchthüren stehen, die Hände auf den Rücken gebunden: beim zweiten soll er durch die Stadt gegeißelt werden: beim dritten Male wird man ihm die Zunge durchbohren und ihn auf die Galeeren schicken."

So ist der Styl seiner Verordnungen überhaupt: wie oft hat man ihm sagen müssen, er habe es nicht mit Engeln, sondern mit Menschen zu thun.[1]

Die jetzt so dringende Rücksicht auf die weltlichen Gewalten hielt ihn hierin nicht auf: die Bulle In Coena Domini, über welche sich die Fürsten von jeher beklagt, ließ er nicht allein aufs neue verkündigen, er schärfte sie noch durch neue Zusätze: ganz im Allgemeinen schien er darin den Regierungen das Recht abzusprechen, neue Abgaben aufzulegen.

Es versteht sich, daß auf so gewaltige Eingriffe auch Rückwirkungen erfolgten. Nicht allein, daß die Forderungen niemals befriedigt werden können, die ein Mensch von dieser Strenge an die Welt machen zu dürfen glaubt: es zeigte sich auch ein absichtlicher Widerstand: unzählige Mißhelligkeiten entstanden. So devot Philipp II auch war, so hat er doch den Papst einmal erinnern lassen, er möge nicht

1. In den Informationi politiche XII findet sich z. E. eine Epistola a N. S. Pio V nella quale si esorta S. S. tolera regli Ebrei e le corteggiane, von einem gewissen Bertano, die darauf hinausläuft. Die Caporionen baten den Papst wenigstens um die letzte Toleranz. Der Papst antwortete, er wolle lieber Rom verlassen, als durch die Finger sehen.

erproben, was ein aufs Aeußerste gebrachter Fürst zu thun vermöge.

Auf das tiefste empfand das der Papst seinerseits wieder. Oft fühlte er sich unglücklich in seiner Würde. Er sagte, er sei müde zu leben: da er ohne Rücksicht verfahre, habe er sich Feinde gemacht: seit er Papst sei, erlebe er lauter Unannehmlichkeiten und Verfolgungen.

Allein wie dem auch sei, und obwohl es Pius V so wenig wie ein anderer Mensch zu voller Befriedigung und Genugthuung brachte, so ist doch gewiß, daß seine Haltung und Sinnesweise einen unermeßlichen Einfluß auf seine Zeitgenossen und die ganze Entwickelung seiner Kirche ausgeübt hat. Nachdem so viel geschehen um eine geistlichere Tendenz hervorzurufen, zu befördern, nachdem so so viele Beschlüsse gefaßt worden um dieselbe zu allgemeiner Herrschaft zu erheben, gehörte ein Papst wie dieser dazu, damit sie allenthalben nicht allein verkündigt, sondern auch ins Leben geführt würde: sein Eifer, so wie sein Beispiel waren dazu unendlich wirksam.

Man sah die so oft besprochene Reformation des Hofes, wenn auch nicht in den Formen welche man vorgeschlagen, aber in der That eintreten. Die Ausgaben der päpstlichen Haushaltung wurden ungemein beschränkt: Pius V bedurfte wenig für sich, und oft hat er gesagt, „wer regieren wolle, müsse mit sich selber anfangen.“ Seine Diener, welche ihm, wie er glaubte, ohne Hoffnung auf Belohnung, bloß aus Liebe, sein ganzes Leben treu geblieben, versorgte er wohl ohne Freigebigkeit, doch seine Angehörigen hielt er mehr in Schranken als irgend ein

Papst vor ihm. Den Neffen, Bonelli, den er nur darum zum Cardinal gemacht, weil man ihm sagte, es gehöre dieß zu einem vertraulicheren Verhältniß mit den Fürsten, stattete er mäßig aus: als derselbe einst seinen Vater nach Rom kommen ließ, nöthigte er diesen in derselben Nacht, in derselben Stunde die Stadt wieder zu verlassen: seine übrigen Verwandten wollte er nie über den Mittelstand hinaus erheben, und wehe dem, der sich auf irgend einem Vergehen, selbst nur auf einer Lüge betreten ließ, er hätte ihm nie verziehen, er jagte ihn ohne Gnade von sich. Wie weit war man da von einer Begünstigung der Nepoten entfernt, wie sie seit Jahrhunderten einen so bedeutenden Theil der päpstlichen Geschichte ausgemacht hatte. Durch eine seiner ernstlichsten Bullen verbot Pius für die Zukunft jede Belehnung mit irgend einer Besitzung der römischen Kirche, unter welchem Titel und Vorwand es auch sei: er erklärte diejenigen im Voraus in Bann, die dazu auch nur rathen würden: von allen Cardinälen ließ er diese seine Satzung unterschreiben.[1] In der Abstellung der Mißbräuche fuhr er eifrig fort: von ihm sah man wenig Dispensationen, noch weniger Compositionen: den Ablaß, den die Vorfahren gegeben, hat er oft beschränkt. Seinem Generalauditor trug er auf, wider alle Erzbischöfe und Bischöfe, die in ihren Diöcesen nicht residiren würden, ohne weiteres zu procediren, und ihm Vortrag zu machen, damit er zur Entsetzung der Ungehorsamen schreite.[2] Allen Pfarrern

1. Prohibitio alienandi et infeudandi civitates et loca S. R. E. Admonet nos: 1567 29 Mart.

2. Cum alias: 1566 10 Junii. Bull. IV, II, 303.

gebietet er, bei schwerer Strafe, bei ihren Pfarrkirchen auszuhalten und den Dienst Gottes zu versehen: er widerruft die Dispensationen, die sie darüber erhalten haben möchten.[1] Die Ordnung der Klöster suchte er nicht minder eifrig herzustellen. Er bestätigte ihnen auf der einen Seite ihre Exemtionen von Auflagen und andern Lasten, z. B. von Einquartierung: er wollte sie in ihrer Ruhe nicht stören lassen: aber er verbot den Mönchen zugleich, ohne die Erlaubniß und die Prüfung des Bischofs Beichte zu hören: jeder neue Bischof solle die Prüfung wiederholen können.[2] Er verordnete die strengste Clausur, auch der Nonnen. Nicht immer hat man das gelobt. Man beklagte sich, daß er zu strengeren Regeln nöthige, als zu denen man sich selber verpflichtet habe: einige geriethen in eine Art von Verzweiflung, andere entflohen.[3]

Alle diese Dinge setzte er nun zuerst in Rom und dem Kirchenstaate durch. Die weltlichen Behörden verpflichtete er so gut wie die geistlichen zur Handhabung seiner geistlichen Anordnungen.[4] Er selbst sorgte indeß für eine starke und parteilose Handhabung der Gerechtigkeit.[5]

1. Cupientes: 1568 8 Julii. Ib. IV, III, 24.
2. Romani: 1571 6 Aug. Ib. IV, III, 177.
3. Tiepolo: Spesse volte nel dar rimedio a qualche disordine incorre in un' altro maggiore, procedendo massimamente per via degli estremi.
4. Bull. IV, III, 284.
5. Informatione delle qualità di Pio V e delle cose che da quelle dependono. (Bibl. zu Berlin.) Nel conferire le gratie non si cura delle circonstanze, secondo che alle voltre sarebbe necessario per qualsivoglia rispetto considerabile, nè a requisition d'alcuno la giustitia si ha punto alterata, ancora che sia

Er ermahnte nicht allein die Magistratspersonen noch besonders dazu: jeden letzten Mittwoch des Monats hielt er eine öffentliche Sitzung mit den Cardinälen, wo ein Jeder seine Beschwerden über die Gerichte vortragen konnte. Auch sonst war er unermüdlich Audienz zu geben. Von früh an saß er auf seinem Stuhl: Jedermann ward vorgelassen. In der That hatte dieser Eifer eine totale Reform des römischen Wesens zu Folge. „Zu Rom," sagt Paul Tiepolo, „geht es jetzt auf eine andere als die bisher übliche Weise her. Die Menschen sind um vieles besser geworden, oder wenigstens haben sie diesen Anschein."

Mehr oder minder geschah etwas Aehnliches in ganz Italien. Allenthalben wird mit der Verkündigung der Decrete des Concilium auch die Kirchenzucht geschärft: dem Papst ward ein Gehorsam geleistet, wie ihn lange keiner von seinen Vorgängern genossen hatte.

Herzog Cosimo von Florenz trug kein Bedenken ihm die Angeschuldigten der Inquisition auszuliefern. Carnesecchi, noch einer von jenen Literaten, die an den ersten Regungen des Protestantismus in Italien Theil genommen, war bisher immer glücklich durchgekommen: jetzt vermochte ihn weder sein persönliches Ansehen noch die Reputation seiner Familie, noch die Verbindung, in der er mit dem regierenden Hause selber stand, länger zu schützen: in Banden ward er der römischen Inquisition überliefert,

senza dar scandalo e con esempio d'altri pontefici potesse fare. Soriano findet, er erweiset keine Gnade ohne Ermahnung: il che mi parse proprio il stilo de' confessori, che fanno una gran riprensione al penitente, quando sono per assolverlo.

und mußte den Tod im Feuer erleiden.[1] Cosimo war dem Papst vollkommen ergeben. Er unterstützte ihn in allen seinen Unternehmungen und gestand ihm seine geistlichen Forderungen ohne weiteres zu. Der Papst fühlte sich bewogen, ihn dagegen zum Großherzog von Toscana zu ernennen und zu krönen. Das Recht des heiligen Stuhls zu einer solchen Maßregel war höchst zweifelhaft: die Sitten des Fürsten gaben gerechten Anstoß: aber die Ergebenheit die er dem heiligen Stuhl bewies, die strengen kirchlichen Einrichtungen die er in seinem Lande einführte, erschienen dem Papst als ein Verdienst über alle Verdienste.

Die alten Gegner der Medici, die Farnesen, wetteiferten mit ihnen in dieser Richtung: auch Ottavio Farnese machte sich eine Ehre daraus, die Befehle des Papstes auf den ersten Wink in Ausführung zu bringen.

Nicht ganz so gut stand Pius mit den Venezianern. Sie waren weder so feindselig gegen die Türken, noch so nachsichtig gegen die Klöster, oder der Inquisition so zugethan, wie er es gewünscht hätte. Doch hütete er sich wohl sich mit ihnen zu entzweien. Er fand, „die Republik sei auf den Glauben gegründet, sie habe sich immer katholisch gehalten: von der Ueberschwemmung der Barbaren sei sie allein frei geblieben: die Ehre von Italien beruhe auf ihr:“ er erklärte, er liebe sie. Auch gaben ihm die Venezianer mehr nach als irgend einem andern Papst. Was sie sonst nie gethan hätten, — den armen Guido Zanetti von Fano, der seiner religiösen Meinungen wegen

1. 1567. Cantini: Vita di Cosimo p. 458.

in Untersuchung gerathen und nach Padua geflüchtet war, lieferten sie ihm aus. In ihrem städtischen Clerus, der sich schon seit geraumer Zeit um die kirchlichen Verordnungen wenig gekümmert, machten sie ziemlich gute Ordnung. Aber überdieß war ihnen auf dem festen Lande die Kirche von Verona durch J. Matteo Giberti auf das trefflichste eingerichtet worden. An seinem Beispiel hat man zu zeigen versucht, wie ein wahrer Bischof leben müsse:[1] seine Einrichtungen haben in der ganzen katholischen Welt zum Muster gedient: das tridentinische Concilium hat eine und die andere aufgenommen. Carl Borromeo ließ sich sein Bildniß malen, um sich fortwährend an seinen Vorgang zu erinnern.

Einen noch größern Einfluß aber hatte Carl Borromeo selbst. Bei den mancherlei Würden und Aemtern die er besaß — er war unter andern Großpenitenziere, — als das Oberhaupt der Cardinäle die sein Oheim gewählt, hätte er in Rom eine glänzende Stellung einnehmen können: aber er gab alles auf, er schlug alles aus, um sich in seinem Erzbisthum Mailand den kirchlichen Pflichten zu widmen. Er that dieß mit ungemeiner Anstrengung, ja mit Leidenschaft. In allen Richtungen bereiste er fortwährend seine Diöces: es gab in derselben keinen Ort, den er nicht zwei, drei Mal besucht hätte: in das höchste Gebirge, in die entlegensten Thäler verfügte er sich. In

1. Petri Francisci Zini, boni pastoris exemplum ac specimen singulare ex Jo. Matthaeo Giberto episcopo expressum atque propositum. Geschrieben 1556 und ursprünglich für England bestimmt. Opera Giberti p. 252.

der Regel war ihm schon ein Visitator vorausgegangen und er hatte dessen Bericht bei sich: er untersuchte nun alles mit eigenen Augen: er verhängte die Strafen, setzte die Verbesserungen fest.[1] Zu ähnlichem Verfahren leitete er seine Geistlichkeit an: sechs Provinzialconcilien sind unter seinem Vorsitz gehalten worden. Aber überdieß war er in eigenen kirchlichen Funktionen unermüdlich. Er predigte und las Messe: ganze Tage lang theilte er das Abendmahl aus, ordinirte Priester, kleidete Klosterfrauen ein, weihete Altäre. Einen Altar zu weihen, forderte eine Ceremonie von acht Stunden: man rechnet 300 die er nach und nach geweihet hat. Viele seiner Einrichtungen sind freilich wohl sehr äußerlich: sie gehen besonders auf Herstellung der Gebäude, Uebereinstimmung des Ritus, Aufstellung und Verehrung der Hostie. Die Hauptsache ist die strenge Disciplin, in der er die Geistlichkeit zusammennimmt, in der dieser hinwiederum die Gemeinden unterworfen werden. Sehr wohl kannte er die Mittel seinen Anforderungen Eingang zu verschaffen. In den schweizerischen Gebieten besuchte er die Stätten der ältesten Verehrung, theilte Geschenke in dem Volke aus, zog die Vornehmen zur Tafel. Dagegen wußte er auch den Widerspenstigen wirksam zu begegnen. Das Landvolk in Valcamonica wartete auf ihn, um von ihm gesegnet zu werden. Da es aber seit einiger Zeit die Zehnten nicht zahlte, fuhr er vorüber, ohne die Hand zu bewegen, ohne Jemand anzusehen. Die Leute

1. Glussianus de vita et rebus gestis S. Caroli Borromaei Mediol. p. 112 ist über den „ritus visitationis“ und alle diese Dinge sehr ausführlich.

waren entsetzt und bequemten sich die alte Pflicht zu leisten.[1] Zuweilen fand er jedoch hartnäckigeren und erbitterten Widerstand. Daß er den Orden der Humiliaten reformiren wollte, machte die Mitglieder, die nur hineingetreten waren, um die Reichthümer desselben in ungebundenem Leben zu genießen,[2] in einem Grade mißvergnügt, daß sie ihrem Erzbischof nach dem Leben standen. Während er in seiner Capelle betete, ward auf ihn geschossen. Niemals aber war ihm etwas nützlicher, als dieß Attentat. Das Volk hielt seine Rettung für ein Wunder und fing von diesem Augenblick erst recht an ihn zu verehren. Da sein Eifer eben so rein und von irdischen Zwecken ungetrübt war wie beharrlich, da er auch in der Stunde der Gefahr, zur Zeit der Pest, eine unermüdliche Fürsorge für das Heil des Lebens und der Seelen seiner Pflegebefohlenen bewies, da er nichts als Hingebung und Frömmigkeit an sich wahrnehmen ließ, so wuchs sein Einfluß von Tage zu Tage, und Mailand nahm eine ganz andere Gestalt an. „Wie soll ich dich preisen, schönste Stadt," ruft Gabriel Paleotto gegen das Ende der Verwaltung Borromeo's aus, „ich bewundere deine Heiligkeit und Religion; ein zweites Jerusalem sehe ich in dir." So be-

1. Ripamonte, Historia urbis Mediolani bei Graevius II. I, p. 864. Uebrigens hat Ripamonte den ganzen zweiten Theil seiner Geschichte, lib. XI—XVII, dem Carl Borromeo geweiht.

2. Sie hatten zusammen 94 Häuser, von denen jedes hundert Menschen hätte ernähren können, doch waren die Mitglieder so wenig zahlreich, daß nur ihrer zwei auf ein Haus kamen. Der Orden ward aufgehoben, und seine Reichthümer kamen alsdann den Stiftungen Borromeo's, auch den Jesuiten zu gute.

geisterte Ausrufungen können bei aller Weltlichkeit des mailändischen Adels doch unmöglich ohne Grund gewesen sein. Der Herzog von Savoyen wünschte dem Erzbischof feierlich Glück zu dem Erfolge seiner Bemühungen. Auch für die Zukunft suchte dieser nun seine Anordnungen festzustellen. Eine Congregation sollte die Gleichförmigkeit des Ritus behaupten; ein besonderer Orden der Gewidmeten, genannt Oblati, von regularen Clerikern, verpflichtete sich zu dem Dienste des Erzbischofs und seiner Kirche; die Barnabiten empfingen neue Regeln, und seitdem haben sie sich zuerst hier, dann allenthalben wo sie eingeführt wurden, die Bischöfe in ihrer Seelsorge zu unterstützen angelegen sein lassen.[1] Einrichtungen welche die römischen im Kleinen wiederholen. Auch ein Collegium Helveticum zur Herstellung des Katholicismus in der Schweiz ward zu Mailand errichtet, wie zu Rom ein Germanicum für Deutschland. Das Ansehen des römischen Papstes konnte dadurch nur um so fester werden. Borromeo, der ein päpstliches Breve nie anders als mit unbedecktem Haupt in Empfang nahm, pflanzte die nemliche Ergebenheit seiner Kirche ein.

Indeß war Pius V auch in Neapel zu ungewohntem Einfluß gelangt. Gleich am ersten Tage seines Pontificats hatte er Tomaso Orfino da Foligno zu sich gerufen und ihm eine reformirende Visitation der römischen Kirchen aufgetragen. Nachdem sie vollendet war, ernannte er denselben zum Bischof von Strongoli und schickte ihn

1. Ripamonte 857. Er nennt die ersten Stifter Beccaria, Ferraria und Morigia. Giussano hat p. 442 die gewöhnlichen Namen.

in gleicher Absicht nach Neapel. Unter vielem Zulauf dieses devoten Volks vollzog Orfino seine Visitation in der Hauptstadt und in einem großen Theile des Königreichs.

Zwar hatte der Papst in Neapel wie in Mailand nicht selten Streitigkeiten mit den königlichen Behörden. Der König beschwerte sich über die Bulle In Coena Domini: der Papst wollte von dem Exequatur regium nichts wissen; jenem thaten die geistlichen Behörden zu viel, diesem die königlichen zu wenig: zwischen den Vicekönigen und den Erzbischöfen gab es unaufhörlich Reibungen. Am Hofe von Madrid war man, wie gesagt, oft von Herzen mißvergnügt, und der Beichtvater des Königs beklagte sich laut. Indessen kam es doch zu keinem Ausbruch eines Mißverständnisses. Beide Fürsten maßen immer den Behörden, den Räthen des Andern die vornehmste Schuld bei. Sie selber blieben persönlich in vertraulichem Verhältniß. Als Philipp II einmal krank war, erhob Pius V seine Hände und bat Gott, denselben von seiner Krankheit zu befreien: der alte Mann betete, Gott möge ihm einige Jahre abnehmen und sie dem König zulegen, an dessen Leben mehr gelegen sei als an dem seinigen.

Auch wurde Spanien sonst völlig in dem Sinne der kirchlichen Restauration regiert. Der König war einen Augenblick zweifelhaft gewesen, ob er die tridentinischen Beschlüsse ohne weiteres anerkennen solle oder nicht, und wenigstens hätte er die päpstliche Macht in dem Rechte, Zugeständnisse im Widerspruch mit denselben zu machen, gern beschränken mögen: — allein der geistliche Charakter seiner Monarchie stand jedem Versuch dieser Art entgegen:

er sah, daß er auch den Anschein einer ernstlicheren Differenz mit dem römischen Stuhle vermeiden müsse, wofern er des Gehorsams gewiß bleiben wolle, den man ihm selber leistete. Die Decrete des Concilium wurden allenthalben abgekündigt und ihre Anordnungen eingeführt. Die streng-dogmatische Richtung nahm auch hier überhand. Carranza, Erzbischof von Toledo, der erste Geistliche des Landes, früher Mitglied des Concilium von Trient, der neben Poole das Meiste zur Wiederherstellung des Katholicismus in England unter Königin Maria beigetragen, durch so viele Titel erhaben, konnte dennoch der Inquisition nicht entgehen. „Ich habe," sagte er, „nie etwas anderes beabsichtigt als die Ketzerei zu bekämpfen: Gott hat mir in dieser Hinsicht beigestanden. Ich selber habe mehrere Irrgläubige bekehrt: die Körper einiger Häupter der Ketzer habe ich ausgraben nnd verbrennen lassen: Katholiken und Protestanten haben mich den ersten Vertheidiger des Glaubens genannt." Allein dieß so unzweifelhaft katholische Bezeigen half ihm alles nicht gegen die Inquisition. Man fand in seinen Werken 16 Artikel, in denen er sich den Meinungen der Protestanten, hauptsächlich in Hinsicht der Justification, zu nähern schien. Nachdem er in Spanien lange gefangen gehalten und mit dem Proceß gequält worden war, brachte man ihn nach Rom: — es schien eine große Gunst, ihn seinen persönlichen Feinden zu entreißen: doch konnte er auch hier zuletzt dem Verdammungsurtheile nicht entfliehen.[1]

1. Llorente hat diesem Ereigniß drei lange Capitel seiner Geschichte der Inquisition gewidmet. Histoire de l'inquisition III, 183—315.

Geschah dieß aber an einem so hochgestellten Manne, in einem so zweifelhaften Falle, so läßt sich erachten, wie wenig die Inquisition geneigt sein konnte unleugbare Abweichungen an untergeordneten Personen zu dulden, wie sie allerdings hie und da auch in Spanien vorkamen. Die ganze Strenge, mit der man bisher die Reste jüdischer und muhamedanischer Meinungen verfolgt hatte, kehrte man nun wider die protestantischen: es folgte Auto da Fe auf Auto da Fe: bis endlich jeder Keim derselben erstickt war. Seit dem Jahre 1570 finden wir fast nur noch Ausländer um des Protestantismus willen vor die Inquisition gezogen.[1]

In Spanien begünstigte die Regierung die Jesuiten nicht. Man fand, es seien meistens Juden-Christen, nicht von dem rein spanischen Geblüt: man traute ihnen den Gedanken zu, sich für alle die Mißhandlungen, die sie erduldet, wohl auch einmal rächen zu wollen. In Portugal dagegen gelangten die Mitglieder dieses Ordens nur allzubald zu unumschränkter Gewalt: sie regierten das Reich im Namen des Königs Sebastian. Da sie auch in Rom, auch unter Pius V den größten Credit hatten, so brauchten sie ihre Autorität in jenem Lande nach den Gesichtspunkten der Curie.

Und so beherrschte Pius V die beiden Halbinseln vollkommener als lange einer seiner Vorfahren: allenthalben traten die Tridentiner Anordnungen ins Leben: alle Bischöfe schwuren auf die Professio fidei, welche einen Inbegriff der dogmatischen Satzungen des Concilium ent-

1. M'Crie, History of the progress and suppression of the reformation in Spain p. 336.

hält: Papst Pius V machte den Römischen Catechismus bekannt, in welchem dieselben hie und da noch weiter ausgebildet erscheinen: er abolirte alle Breviarien die nicht vom römischen Stuhl ausdrücklich gegeben oder über zweihundert Jahre lang eingeführt seien, und machte ein neues bekannt, nach den ältesten der Hauptkirchen von Rom entworfen, von dem er wünschte daß es allenthalben eingeführt werde:[1] er verfehlte nicht, auch ein neues Missale „nach der Norm und dem Ritus der heiligen Väter"[2] zu allgemeinem Gebrauch zu publiciren: die geistlichen Seminarien füllten sich: die Klöster wurden wirklich reformirt: die Inquisition wachte mit erbarmungsloser Strenge über die Einheit und Unantastbarkeit des Glaubens.

Eben hiedurch ward nun aber zwischen allen diesen Ländern und Staaten eine enge Vereinigung gebildet. Es trug dazu unendlich bei, daß Frankreich, in innere Kriege gerathen, seine alte Feindseligkeit gegen Spanien entweder aufgab, oder doch nicht mehr so lebendig geltend machte. Die französischen Unruhen hatten auch noch eine andere Rückwirkung. Aus den Ereignissen einer Zeit tauchen immer einige allgemeine politische Ueberzeugungen auf, welche dann die Welt praktisch beherrschen. Die katholischen Fürsten glaubten inne zu werden, daß es einen Staat ins Verderben stürze, wenn er Veränderungen in der Religion

1. Remotis iis quae aliena et incerta essent. — Quoniam nobis: 9 Julii 1568.

2. Collatis omnibus cum vetustissimis nostrae Vaticanae bibliothecae aliisque undique conquisitis emendatis atque incorruptis codicibus.

gestatte. Hatte Pius IV gesagt, die Kirche könne nicht fertig werden ohne die Fürsten, so waren jetzt die Fürsten überzeugt, auch für sie sei eine Vereinigung mit der Kirche unumgänglich nothwendig. Fortwährend predigte es ihnen Pius V. In der That erlebte er, diese südlich-christliche Welt sogar zu einer gemeinschaftlichen Unternehmung um sich vereinigt zu sehen.

Noch immer war die osmanische Macht in gewaltigem Fortschritt: sie beherrschte das Mittelmeer: ihre Unnehmungen erst auf Malta, dann auf Cypern, zeigten, wie ernstlich sie eine Eroberung der bisher nicht bezwungenen Inseln beabsichtigte: von Ungarn und Griechenland aus bedrohte sie Italien. Es gelang Pius V, den katholischen Fürsten diese Gefahr endlich einmal recht einleuchtend zu machen; bei dem Angriff auf Cypern entsprang in ihm der Gedanke eines Bundes derselben: den Venezianern auf der einen, den Spaniern auf der andern Seite schlug er einen solchen vor. „Als ich die Erlaubniß erhalten darüber zu unterhandeln, und sie ihm mittheilte,“ sagt der venezianische Gesandte, „erhob er seine Hände gegen den Himmel und dankte Gott: er versprach, diesem Geschäfte seinen ganzen Geist und alle seine Gedanken zu widmen.“[1] Es kostete ihm unendliche Mühe, die Schwierigkeiten wegzuräumen die einer Vereinigung der

1. Soriano: Havuta la risolutione — andai subito alla audienza, benche era di notte et l'hora incommoda et S. Sà travagliata per li accidenti seguiti quel giorno per la coronatione del duca di Fiorenza ed il protesto dell' ambasciatore Cesareo: (dagegen) e communicata la commissione che haveva, S. Sà si allegrò tutta.

beiden Seemächte entgegenstanden: die übrigen Kräfte Italiens gesellte er ihnen zu: er selbst, obwohl er anfangs weder Geld noch Schiffe noch Waffen hatte, fand doch Mittel auch päpstliche Galeeren zu der Flotte stoßen zu lassen: an der Wahl des Anführers Don Johann von Oestreich hatte er Antheil: dessen Ehrgeiz und Devotion wußte er zugleich zu entflammen. Und so kam es zu dem glücklichsten Schlachttag — bei Lepanto — den die Christen je gehalten. So sehr lebte der Papst in diesem Unternehmen, daß er an dem Tage der Schlacht in einer Art von Entzücken den Sieg zu sehen meinte. Daß dieser erfochten ward, erfüllte ihn mit hohem Selbstvertrauen und den kühnsten Entwürfen. In ein paar Jahren hoffte er die Osmanen ganz erniedrigt zu haben.

Nicht allein aber zu so unbedenklich ruhmwürdigen Unternehmungen benutzte er seine Vermittelung. Seine Religiosität war von einer so ausschließenden und gebieterischen Art, daß er den andersgläubigen Christen den bittersten Haß widmete. Daß die Religion der Unschuld und der Demuth, daß wahre Frömmigkeit verfolge, welch ein Widerspruch! Pius V, hergekommen bei der Inquisition, in ihren Ideen alt geworden, fand darin keinen. Suchte er die Reste abweichender Regungen, die es in den katholischen Ländern gab, mit unermüdlichem Eifer zu vertilgen, so verfolgte er die eigentlichen, frei gewordenen oder noch im Kampf begriffenen Protestanten mit noch wilderem Ingrimm. Den französischen Katholiken kam er nicht allein selbst mit einer kleinen Kriegsmacht zu Hülfe: dem Anführer derselben, dem Grafen Santafiore, gab er die unerhörte

Weisung, „keinen Hugenotten gefangen zu nehmen: jeden, der ihm in die Hände falle, sofort zu tödten.“[1] Bei den niederländischen Unruhen schwankte Philipp II anfangs, wie er die Provinzen zu behandeln habe: der Papst rieth ihm zu bewaffneter Dazwischenkunft. Sein Grund war: wenn man ohne den Nachdruck der Waffen unterhandle, so empfange man Gesetze: habe man dagegen die Waffen in den Händen, so schreibe man deren vor. Er billigte die blutigen Maßregeln des Alba: er schickte ihm dafür den geweiheten Hut und Degen. Es kann nicht bewiesen werden, daß er um die Vorbereitungen zu der Bartholomäusnacht gewußt habe: aber er hat Dinge begangen, die keinen Zweifel übrig lassen, daß er sie so gut wie sein Nachfolger gebilligt haben würde.

Welch eine Mischung von Einfachheit, Edelmuth, persönlicher Strenge, hingegebener Religiosität und herber Ausschließung, bitterem Haß, blutiger Verfolgung.

In dieser Gesinnung lebte und starb Pius V.[2] Als er seinen Tod kommen sah, besuchte er noch einmal die sieben Kirchen, „um,“ wie er sagte, „von diesen heiligen Orten Abschied zu nehmen:“ dreimal küßte er die letzten Stufen der Scala santa. Er hatte einst versprochen, zu einer Unternehmung gegen England nicht allein die Güter der Kirche, Kelche und Kreuze nicht ausgenommen, aufzuwenden, sondern auch in Person zu erscheinen um sie

1. Catena, Vita di Pio V p. 85. Pio si dolse del conte che non havesse il comandamento di lui osservato d'ammazzar subito qualunque heretico gli fosse venuto alle mani.

2. Er starb 1 Mai 1572.

zu leiten. Auf dem Wege stellten sich ihm einige aus England verjagte Katholiken dar; er sagte: er wünsche sein Blut für sie zu vergießen. Hauptsächlich sprach er von der Liga, zu deren glücklicher Fortsetzung er alles vorbereitet hinterlasse: das letzte Geld, das er ausgab, war dafür bestimmt.[1] Die Geister seiner Unternehmungen umgaben ihn bis auf seinen letzten Augenblick. An ihrem glücklichen Fortgange zweifelte er nicht. Er meinte, Gott werde nöthigenfalls aus den Steinen den Mann erwecken, dessen man bedürfe.

Ward nun gleich sein Verlust mehr empfunden, als er selbst geglaubt hatte, so war doch eine Einheit gebildet, es war eine Macht vorhanden, deren innere Triebe die eingeschlagene Richtung behaupten mußten.

1. Informatione dell' infermità di Pio V. Havendo in sua stanza in una cassettina 13m. sc. per donare e fare elemosine di sua mano, due giorni avanti sua morte fece chiamare il depositario della camera e levarli, dicendo che sarieno boni per la lega.

Viertes Buch.

Staat und Hof. Die Zeiten Gregors XIII und Sixtus V.

Mit verjüngter, neu zusammengenommener Kraft trat nunmehr der Katholicismus der protestantischen Welt entgegen.

Wollte man sie im Ganzen mit einander vergleichen, so war der Katholicismus schon dadurch in ungemeinem Vortheil, daß er einen Mittelpunkt hatte, ein Oberhaupt, das seine Bewegung nach allen Seiten hin leitete.

Nicht allein vermochte der Papst die Kräfte der übrigen katholischen Mächte zu gemeinschaftlichen Anstrengungen zu vereinigen; er hatte auch einen eigenen Staat, der stark genug war um etwas Wesentliches dazu beizutragen.

In einer neuen Bedeutung erscheint uns nunmehr der Kirchenstaat.

Er war gegründet worden, indem die Päpste ihre Geschlechter zu fürstlicher Gewalt zu erheben, oder sich selbst ein überwiegendes Ansehen unter den Mächten der Welt, vornehmlich den italienischen Staaten, zu verschaffen suchten. Weder das eine noch das andere hatten sie in dem Maße erreicht, wie sie es gewünscht hätten: jetzt war es

auf immer unmöglich geworden diese Bestrebungen zu erneuern. Ein eigenes Gesetz verbot die Veräußerung kirchlicher Besitzthümer: allzu mächtig waren die Spanier in Italien, als daß man noch mit ihnen hätte wetteifern dürfen. Dagegen ward der Staat nunmehr zu einer Stütze für die geistliche Gewalt. Mit den finanziellen Mitteln die er darbot, wurde er für die allgemeine Entwickelung wichtig. Ehe wir weiter gehen, ist es nothwendig, seine Verwaltung, wie sie sich in dem Laufe des sechszehnten Jahrhunderts allmählich ausbildete, näher ins Auge zu fassen.

Verwaltung des Kirchenstaates.

Ein wohlgelegenes, reiches, herrliches Gebiet war den Päpsten zu Theil geworden.

Die Relationen des sechszehnten Jahrhunderts können nicht Worte genug finden, um die Fruchtbarkeit desselben zu rühmen. Wie schöne Ebenen biete es um Bologna, durch ganz Romagna dar. Die Apenninen hinan verknüpfe es Anmuth und Fruchtbarkeit. „Wir reisten," sagen die venezianischen Gesandten von 1522, „von Macerata nach Tolentino durch das schönste Gefilde: Hügel und Ebenen voller Getreide: 30 Miglien weit wuchs nichts anderes: keinen Fußbreit Landes hätte man unbebaut finden können: es schien unmöglich so viel Getreide einzusammeln, geschweige zu verbrauchen." Die Romagna brachte jährlich 40000 Stara Getreide mehr hervor, als sie selbst bedurfte: es war große Nachfrage danach: nachdem die

gebirgigen Landstriche von Urbino, Toscana und Bologna versorgt worden, führte man zuweilen noch 35000 Stara seewärts aus. Während von der Romagna und der Mark aus Venedig,[1] wurden an dem andern Meere, aus dem Gebiete von Viterbo und dem Patrimonium, in der Regel Genua, zuweilen sogar Neapel mit ihrem Bedürfniß versehen. In einer seiner Bullen vom Jahre 1566 preist Pius V die göttliche Gnade, durch die es geschehen sei, daß Rom, welches in früheren Zeiten nicht ohne fremdes Getreide bestehen können, jetzt nicht allein daran Ueberfluß habe, sondern auch Nachbarn und Auswärtigen, zu Land und See, dessen oftmals aus seiner Campagna zuzuführen vermöge.[2] Im Jahre 1589 berechnet man die Getreideausfuhr des Kirchenstaates auf einen Werth von jährlich 500000 Sc.[3] Einzelne Landschaften waren noch durch besondere Producte berühmt: Perugia durch Hanf, Faenza

1. Badoer, Relatione 1591. Die Freundschaft von Romagna gründe sich auf die Einsicht, „quanto importa la vicinità di questa città per ben vendere per l'ordinario le loro biade, vini, frutti, guadi et altre cose, riportandone all' incontro boni danari."

2. Jurisdictio consulum artis agriculturae urbis — 9 Sept. 1566. — Bullar. Cocquel. IV, II, 314.

3. Giovanni Gritti, Relatione 1589. „La Romagna e la Marca sola si mette che alcune volte abbia mandato fuori 60m. rubbia di grano e piu di 30m. di menudi. Il paese di Roma e lo stato di là dell' Alpi quasi ogni anno somministra il viver al paese di Genova el altri luoghi circonvicini: onde dell uscita di grani e di biade dello stato ecclesiastico si tien per cosa certa che ogni anno entri in esso valsente di 500m. sc. almeno: nè all' incontro ha bisogno di cose di fuori se non di poco momento et in poca stima, che sono specierie e cose da vestirsi di nobili e persone principali.

durch Lein, Viterbo durch beides,[1] Cesena durch einen Wein den man verschiffte, Rimini durch Oel, Bologna durch Waid, S. Lorenzo durch sein Manna, das Weingewächs von Montefiascone hatte Ruf in der ganzen Welt. In der Campagna fand man damals eine Gattung Pferde die den neapolitanischen nicht viel nachgab; nach Nettuno und Terracina hin hatte man die schönste Jagd, zumal von Ebern. Es fehlte nicht an fischreichen Seen; man besaß Salzwerke, Alaunwerke, Marmorbrüche: man schien alles in Fülle zu haben, was man sich nur zum Leben wünschen konnte.

Von dem Verkehr der Welt war man denn auch mit nichten ausgeschlossen. Ancona hatte einen sehr blühenden Handel. „Es ist ein schöner Ort," sagen jene Gesandten von 1522, „voll von Kaufleuten, hauptsächlich Griechen und Türken: — es ward uns versichert, daß einige von ihnen im vorigen Jahre ein Geschäft von 500000 Duc. gemacht haben." Im Jahre 1549 finden wir daselbst 200 griechische Familien angesiedelt, die ihre eigene Kirche haben, alles Handelsleute. Der Hafen ist voll von levantinischen Caravellen. Armenier, Türken, Florentiner, Lucchesen, Venetianer, Juden vom Orient und Occident sind zugegen. Die Waaren, die man hier eintauschte, bestanden in Seide, Wolle, Leder, Blei von Flandern, Tuchen. Der Luxus nahm zu: die Miethen der Häuser waren im Steigen: man nahm Aerzte und Schullehrer zahlreicher und zu höherer Besoldung an als bisher.[2]

1. Voyage de Montaigne II, 488.
2. Saracini, Notizie istoriche della città d'Ancona. Roma 1675. p. 362.

Noch viel mehr aber als Regsamkeit und Handelsthätigkeit rühmt man uns die Tapferkeit der Einwohner des Kirchenstaates: zuweilen wird sie uns sogar nach ihrer mannichfaltigen Abstufung vorgestellt. Man findet die Peruginer wacker im Dienst: die Romagnolen tapfer, aber unvorsichtig: die Spoletiner voll von Kriegslisten: die Bolognesen muthig, und nur schwer in Mannszucht zu halten: die Marchianen zur Plünderung geneigt: die Faentiner vor allem geeignet einen Angriff auszuhalten und den Feind auf seinem Rückzug zu verfolgen: in der Ausführung schwieriger Manöver schienen die Forliveser, im Gebrauch der Lanze die Einwohner von Fermo den Vorzug zu verdienen.[1] „Das ganze Volk," sagt einer unserer Venezianer, „ist zum Kriege geschickt und wild von Natur. Sobald diese Menschen nur einmal ihre Heimath verlassen haben, sind sie zu jeder Kriegsthat, zu Belagerungen wie zu offener Schlacht zu brauchen: leicht ertragen sie die Mühseligkeiten des Feldzuges."[2] Noch immer bekam Venedig seine besten Truppen aus der Mark und aus Romagna: darum war die Freundschaft eines Herzogs von Urbino für die Republik so wichtig: immer finden wir Hauptleute aus diesen Gegenden in ihren Diensten. Man sagte aber, es gebe hier Capitäne für alle Fürsten der Welt: man erinnerte daran, daß von hier die

1. Landi, Quaestiones Forcianae, Neapoli 1536: ein Buch voll guter und besonderer Notizen über den damaligen Zustand von Italien.

2. Soriano 1570: „Quanto a soldati, è commune opinione che nello stato della chiesa siano i migliori di tutto il resto d'Italia, anzi d'Europa."

Compagnie des heiligen Georg ausgegangen sei, mit der Alberich von Barbiano die ausländischen Söldnerhaufen ausgerottet und den Ruhm der italienischen Waffen erneuert hatte: es sei noch der Stamm und Same der Menschen, welche einst zur Gründung des römischen Reiches so viel beigetragen.[1] In neueren Zeiten hat sich ein so stark ausgesprochenes Lob weniger bewährt: doch soll der letzte Kriegsfürst, der sich dieser Mannschaft außerhalb ihrer Heimath bedient hat, ihnen vor den übrigen italienischen und einem guten Theil seiner französischen Truppen unbedenklich den Vorzug zugestanden haben.

Alle diese reichen Landschaften und tapferen Bevölkerungen waren jetzt der friedlichen, geistlichen Gewalt des Papstes unterworfen: die Natur des Staates, die sich unter ihr entwickelte, haben wir uns nun in ihren Grundzügen zu vergegenwärtigen.

Er beruhte, wie der italienische Staat überhaupt, auf einer mehr oder minder durchgreifenden Beschränkung der municipalen Unabhängigkeit, welche sich im Laufe der Jahrhunderte ziemlich allenthalben ausgebildet hatte.

Noch während des funfzehnten Jahrhunderts empfingen die Prioren von Viterbo auf ihren steinernen Sitzen vor der Thür des Stadthauses den Eid des Podesta, welcher ihnen von dem Papst oder seinem Stellvertreter zugesendet wurde.[2]

1. Lorenzo Priuli, Relatione 1586: „Lo stato pieno di viveri per darne anco a popoli vicini, pieno di huomini bellicosi:“ — er nennt die Genga, Carpagna, Malatesta. — „Pareno tutti questi popoli nati et allevati nella militia. E molto presto si metteria insieme molto buona gente toccando il tamburo.“

2. Feliciano Bussi, Istoria di Viterbo p. 59.

Als sich im Jahre 1463 die Stadt Fano dem päpstlichen Stuhle unmittelbar unterwarf, machte sie zuvor ihre Bedingungen: nicht allein Unmittelbarkeit auf alle Zukunft, sondern auch das Recht ihren Podesta selbst zu erwählen ohne weitere Bestätigung, auf 20 Jahre Befreiung von allen neuen Lasten, den Vortheil von dem Salzverkauf und mehrere andere Berechtigungen bedang sie sich aus.[1]

Selbst ein so gewaltsamer Herrscher wie Cesar Borgia konnte es nicht umgehen, den Städten, aus welchen er seine Herrschaft zusammengesetzt, Privilegien zu gewähren. Der Stadt Sinigaglia trat er sogar Einkünfte ab, die bisher dem Fürsten gehört hatten.[2]

Wie vielmehr mußte Julius II dieß thun, dessen Ehrgeiz es war, als ein Befreier von der Tyrannei zu erscheinen. Die Peruginer erinnerte er selbst daran, daß er die blühenden Jahre seiner Jugend in ihren Mauern zugebracht habe. Als er den Baglione aus Perugia verdrängte, begnügte er sich die Ausgewanderten zurückzuführen, dem friedlichen Magistrat der Priori seine Macht zurückzugeben, die Professoren der Universität mit besseren Besoldungen zu erfreuen: die alten Freiheiten tastete er nicht an. Noch lange nachher leistete diese Stadt nichts weiter als eine Recognition von ein paar tausend Ducaten: noch unter Clemens VII finde ich eine Berechnung, wie viel Truppen sie ins Feld stellen könne, gleich als wäre es eine völlig freie Commune.[3]

1. Amiani, Memorie istoriche della città di Fano. T. II, p. 4.
2. Siena, Storia di Sinigaglia. App. n. VI.
3. Suriano, Relatione di Fiorenza 1533.

Eben so wenig ward Bologna unterjocht. Es hat allezeit mit den Formen auch viele wesentliche Attribute municipaler Unabhängigkeit behauptet. Frei verwaltete es seine Einkünfte: es hielt seine eigenen Truppen: der Legat des Papstes nahm eine Besoldung von der Stadt.

In dem venezianischen Kriege eroberte Julius II die Städte der Romagna. Er hat keine einzige an sich gebracht, ohne beschränkende Bedingungen einzugehen oder ohne bestimmte neue Vorrechte zu gewähren; auf die Capitulationen, die sie damals schlossen, sind sie später immer zurückgekommen. Das staatsrechtliche Verhältniß, in das sie traten, bezeichneten sie mit dem Titel der kirchlichen Freiheit.[1]

Fassen wir den Staat, der auf diese Weise zusammenkam, im Ganzen, so hat er eine große Aehnlichkeit mit dem venezianischen. In dem einen wie in dem andern war die Staatsgewalt bisher in den Händen der Communen gewesen, die in der Regel andere kleinere Gemeinheiten unterworfen hatten und beherrschten. Im Venezianischen begaben sich diese regierenden Municipalitäten, ohne darum ihre Unabhängigkeit in allen Stücken einzubüßen, auf sehr genau bestimmte Bedingungen unter die Herrschaft der Nobili von Venedig. Im Kirchenstaat geriethen sie unter das Gemeinwesen der Curie. Denn ein Gemeinwesen, wie dort der Adel, bildete hier der Hof. Zwar war die Würde der Prälatur während der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts noch selbst nicht für die be-

1. Ranaldus gedenkt dessen, aber sehr kurz. Ueber Ravenna Hieronymi Rubei Historiarum Ravennatum lib. VIII, p. 660.

deutendsten Stellen unentbehrliches Erforderniß: es finden sich weltliche Vicelegaten in Perugia: in Romagna scheint es fast die Regel zu sein, daß ein weltlicher Präsident die Verwaltung leitet: Laien erwarben zuweilen die größte Macht und ein unbedingtes Ansehen, wie unter Clemens VII Jacopo Salviati; aber einmal gehörten auch diese zu der Curie: sie waren Angehörige eines Papstes und hiedurch Mitglieder jener Corporation: sodann liebten die Städte weltliche Govenatoren nicht: sie forderten selbst Prälaten: es schien ihnen ehrenvoller, hohen Geistlichen zu gehorchen. Mit einem deutschen Fürstenthum und dessen ausgebildetem ständischen Wesen verglichen, sieht ein italienisches auf den ersten Blick fast rechtlos aus. Aber in der That gab es auch hier eine bemerkenswerthe Gliederung mannichfaltiger Gerechtsame: der Nobili einer Stadt der Staatsgewalt gegenüber, der Cittadini in Bezug auf die Nobili, der unterworfenen Communen gegen die vornehmste, der Bauern gegen die Stadt. Auffallend ist, daß es in Italien fast nirgends zu Provinzialberechtigungen kam. Auch in dem Kirchenstaat wurden wohl Provinzialzusammenkünfte gehalten: man bezeichnet sie mit dem viel bedeutenden Namen von Parlamenten; allein auf irgend eine Weise muß es den Sitten des Landes und dem italienischen Charakter widersprochen haben ein solches Institut auszubilden: zu einer nachhaltigen Wirksamkeit sind sie niemals gelangt.

Hätte sich aber auch nur die municipale Verfassung vollkommen entwickelt, wie sie dazu die Möglichkeit hatte und auf dem Wege zu sein schien, so würde sie, bei der

Beschränkung der Staatsgewalt auf der einen, den positiven Rechten und der großen Macht der Communen auf der andern Seite und der Menge einzelner Privilegien, das Prinzip der Stabilität — ein durch besondere Berechtigungen und gegenseitige Beschränkung fixirtes Staatswesen — auf das stärkste dargestellt haben.

In dem Venezianischen ist man sehr weit darin gekommen: um vieles weniger in dem Kirchenstaat.

Es liegt das schon in dem ursprünglichen Unterschied der Regierungsformen. In Venedig war es eine erbliche, sich selbst regierende Corporation, welche die Regierungsrechte als ihr Eigenthum ansah. Die römische Curie war dagegen höchst beweglich: nach jedem neuen Conclave stießen neue Elemente dazu: die Landsleute der verschiedenen Päpste bekamen allemal einen großen Antheil an den Geschäften. Dort ging jede Wahl zu einer Stelle in der Verwaltung von der Corporation selber aus: hier hing sie von der Gunst des Oberhauptes ab. Dort wurden die Regierenden durch strenge Gesetze, scharfe Aufsicht und Syndication in Zaum gehalten: hier wurde die Persönlichkeit weniger durch Furcht vor der Strafe als durch Hoffnung auf Beförderung, die indeß doch sehr von Gunst und Wohlwollen abhing, eingeschränkt, und behauptete einen weiteren Spielraum.

Auch hatte sich die päpstliche Regierung von allem Anfang eine freiere Stellung ausbedungen.

In dieser Hinsicht giebt es ein merkwürdiges Resultat, wenn man irgendwo römische Zugeständnisse mit venezianischen vergleicht. Unter andern ist das bei Faenza

leicht, welches sich erst wenige Jahre, ehe es an den Papst fiel, den Venezianern ergeben hatte, und mit beiden Capitulationen abschloß.[1] Beide Male hatte es z. B. gefordert, daß nie eine neue Auflage eingeführt werden dürfe ohne die Billigung der Mehrheit des großen Rathes von Faenza: die Venezianer hatten das ohne Bedenken zugegeben: der Papst fügte die Clausel hinzu: „wofern es nicht ihm aus bedeutenden und vernünftigen Gründen anders gefalle.“ Ich will diese Capitel nicht durchgehen: allenthalben zeigt sich ein ähnliches Verhältniß: es ist genug, wenn ich noch einer Abweichung gedenke. Die Venezianer hatten ohne weiteres zugestanden, daß alle Criminalurtheile von dem Podesta und dessen Curie gefällt werden sollten: der Papst gestattete das im Allgemeinen nicht minder: nur Eine Ausnahme setzte er fest: „in Fällen der beleidigten Majestät, der ähnlicher Verbrechen, die ein öffentliches Aergerniß veranlassen könnten, soll die Autorität des Governators eintreten.“ Man sieht, daß sich die päpstliche Regierung gleich von vorn herein eine viel stärkere Einwirkung der souveränen Gewalt vorbehielt.[2]

Es ist nicht zu läugnen, daß man es ihr von der andern Seite her sehr erleichterte.

1. Historie di Faenza, fatica di Giulio Cesare Tonduzzi, Faenza 1675, enthalten die mit den Venezianern 1501 abgeschlossenen Capitel p. 569, die von Julius II 1510 zugestandenen p. 587.

2. Welche Mittel sie brauchte deutet Paul III an, wenn er sagt (1547): „ceux qui viennent nouvellement au papat viennent pauvres, obligés de promesses, et la depense qu'ils font pour s'asseurer dans les terres de l'eglise monte plus que le profit des premieres années.“ Le cardinal de Guise au roy de France bei Ribier II, 77.

In den unterworfenen Städten hielten sich zwar in jener Zeit die mittleren Stände, die Bürger, auch wenn sie Einkünfte besaßen um davon zu leben, die Kaufleute und Handwerker, ruhig und gehorsam: in ewiger Bewegung aber sah man die Patrizier, die Nobili, die es doch waren welche die municipale Gewalt in ihren Händen hatten. Sie trieben keine Gewerbe: sie bekümmerten sich wenig um den Ackerbau: weder höhere Bildung noch Gewandtheit in der Führung der Waffen lag ihnen sehr am Herzen: nur ihre Entzweiungen und Feindseligkeiten beschäftigten sie. Noch immer bestanden die alten Parteiungen der guelfischen und gibellinischen Geschlechter: durch die letzten Kriege die eine Eroberung bald von der einen, bald von der andern Seite herbeigeführt, waren sie genährt worden: man kannte alle Familien die zu der einen oder zu der andern gehörten. In Faenza, Ravenna, Forli waren die Gibellinen, in Rimini die Guelfen am stärksten, doch hielten sich in jeder dieser Städte auch die entgegengesetzten Factionen: in Cesena und Imola waren sie einander gleich. Auch bei äußerlicher Ruhe ging doch ein geheimer Krieg fort: ein Jeder ließ es sich vor allem angelegen sein, seine Gegner von der andern Partei niederzuhalten, in Schatten zu stellen.[1] Die Oberhäupter hat-

1. Relatione della Romagna (Bibl. Alt.): „Li nobili hanno seguito di molte persone, delle quali alcune volte si vagliono ne' consegli per conseguire qualche carica o per se o per altri, per potere vincere o per impedire all' altri qualche richiesta: ne' giudicii per provare et alcune volte per testificare nelle inimicitie per fare vendette, ingiurie: alcuni ancora a Ravenna, Imola e Faenza usavano di contrabandare grano."

ten Anhänger in der geringsten Classe an der Hand: starke entschlossene Leute, herumschweifende Bravi, welche diejenigen selber aufsuchen, von denen sie wissen daß sie vor ihren Feinden Furcht hegen, oder daß sie wohl eine Beleidigung zu rächen hätten: einen Mord für Geld auszuführen sind sie immer bereit.

Diese durchgehenden Feindseligkeiten bewirkten nun, daß, indem keine Partei der andern die Gewalt gönnte, noch ihr traute, die Städte selbst ihre Privilegien weniger streng behaupteten. Wenn der Präsident, der Legat in die Provinz kam, so fragte man nicht, ob er die municipalen Rechte zu beobachten gesonnen sei: man suchte nur zu erforschen, mit welcher Partei er es halte. Man kann nicht ausdrücken, wie sehr sich die Begünstigten freuten, die Andern betrübten. Der Legat mußte sich sehr in Acht nehmen. Die angesehensten Männer schlossen sich leicht an ihn an, suchten ihm gefällig zu sein, gaben einen großen Eifer für das Interesse des Staates zu erkennen, und billigten alle Maßregeln, welche zur Beförderung desselben ergriffen wurden: aber alles dieß thaten sie oft nur um bei ihm Fuß zu fassen, sich einzuschmeicheln und alsdann die Partei, welche sie haßten, desto empfindlicher benachtheiligen, verfolgen zu können.[1]

In etwas anderer Lage waren die Barone auf dem Lande. In der Regel waren sie arm, aber freigebig und

1. Relatione di Monsre Revmo Giov. P. Ghisilieri al P. Gregorio XIII, tornando egli dal presidentato di Romagna. Aus Tonduzzi (historie di Faenza p. 673) sehen wir, daß Ghisilieri 1578 in die Provinz kam.

ehrgeizig, so daß sie selbst offenes Haus hielten und ohne Ausnahme einen Aufwand machten, der ihre Kräfte überstieg. In den Städten hatten sie noch immer Anhänger, deren sie sich manchmal zu Ungesetzlichkeiten bedienten. Ihre vornehmste Sorge aber ließen sie es sein, mit ihren Bauern, die immer bei weitem den meisten Grund und Boden besaßen, obwohl eben auch keine Reichthümer, ein gutes Verhältniß zu behaupten. In den südlichen Ländern hält man wohl auf das Ansehen der Geburt, die Prärogative des Bluts; aber der Unterschied der Stände ist doch lange nicht so stark wie in den nördlichen: er schließt die engste persönliche Vertraulichkeit nicht aus. Auch diese Barone lebten mit ihren Bauern mehr in dem Verhältniß einer brüderlichen Unterordnung: man konnte nicht sagen, ob die Unterthanen zu Gehorsam und Dienst, oder die Barone zu Hülfleistungen williger waren: es lag noch etwas Patriarchales in ihrer Verbindung.[1] Dieß kam unter anderm daher, weil der Baron vor allem den Recurs seiner Hintersassen an die Staatsgewalt zu vermeiden suchte. Von der Lehensherrlichkeit des päpstlichen Stuhles wollte er nicht viel wissen. Daß der Legat die zweite und zuweilen sogar die erste Instanz in Anspruch nahm, hielten die Lehensleute nicht sowohl für ein Recht als für die Folge einer unglücklichen politischen Conjunctur, welche bald vorübergehen werde.

Noch gab es auch hie und da, besonders in der

1. Relatione della Romagna: „Essendosi aggiustati gli uni all' humore degli altri.“

Romagna, ganz freie Bauerschaften.[1] Es waren große Geschlechter, die sich von einem Stamm herleiteten: Herren in ihren Dörfern: alle bewaffnet, besonders geübt im Gebrauch der Hakenbüchse: in der Regel halb verwildert. Man kann sie mit den freien griechischen oder slawischen Gemeinden vergleichen, die unter den Venezianern ihre Unabhängigkeit behaupteten oder die verlorene unter den Türken wieder erkämpften, wie wir ihnen in Candia, Morea und Dalmatien begegnen. In dem Kirchenstaat hielten auch sie sich zu den verschiedenen Factionen. Die Cavina, Scardocci, Solaroli waren Gibellinen: die Manbelli, Cerroni und Serra Guelfen. Die Serra hatten in ihrem Gebiet eine Anhöhe, die zu einer Art Asyl für diejenigen diente, die etwas verbrochen hatten. Die stärksten von allen waren die Cerroni, die auch noch in das florentinische Gebiet hinüber wohnten. Sie hatten sich in zwei Aeste getheilt, Rinaldi und Ravagli, die trotz ihrer Verwandtschaft in ewiger Fehde lagen. Sie standen in einer Art von erblicher Verbindung, nicht allein mit den vornehmen Geschlechtern der Städte, sondern auch mit Rechtsgelehrten, welche die eine oder die andere Faction in ihren Streithändeln unterstützten. In ganz Romagna gab es keine so mächtige Familie, daß sie nicht von diesen Bauern leicht

1. Die Bauern hatten oft die Herrschaft der Städte so eben abgeschüttelt. Ghisilieri: „Scossi da quel giogo e recati quasi corpo diverso da quelle città (z. B. Forli, Cesena) si governano con certe loro leggi separate sotto il governo d'un pro. tettore eletto da loro medesimi, li quali hanno amplissima autorità di far le resolutioni necessarie per li casi occorenti alli contadini."

hätte verletzt werden können. Immer hatten die Venezianer einer oder den andern Obersten unter ihnen, um ihrer Hülfe in Kriegsfällen gewiß zu sein.

Wären, wie gesagt, alle diese Einwohner einmüthig gewesen, so hätte es den römischen Prälaten schwer fallen sollen die Staatsgewalt geltend zu machen. Ihre Entzweiuung aber gab der Regierung Kraft. In der Relation eines Präsidenten der Romagna an Papst Gregor XIII finde ich die Worte: „es regiert sich schwer, wenn das Volk allzu gut zusammenhält: ist es dagegen entzweit, so läßt es sich leicht beherrschen.“[1] Aber überdieß bildete sich in diesen Ländern noch eine Partei, zu Gunsten der Regierung. Es waren die friedlichen Leute, welche die Ruhe wünschten, jener Mittelstand, der von den Factionen nicht ergriffen war. In Fano trat er in eine Verbindung zusammen, die man die heilige Union nannte: dazu genöthigt, wie es in der Stiftungsurkunde heißt, „weil sich die ganze Stadt mit Raub und Mord erfüllt habe, und nicht allein diejenigen unsicher seien, die sich in die Feindseligkeiten verwickelt, sondern auch die, welche lieber im Schweiß ihres Angesichts ihr Brot äßen:“ sie vereinigen sich durch einen Eidschwur in der Kirche, als Brüder auf Leben und Tod, die Ruhe in der Stadt aufrecht zu erhalten und die Störer derselben zu vernichten.[2] Die Re-

1. Ghisilieri: „Siccome il popolo disunito facilmente si domina, cosi, difficilmente si regge quando è troppo unito.“

2. Sie ist wie die Hermandad. Amiani, Memorie di Fano II, 146, hat ihre Formel, die sich auf den Spruch gründet: Beati pacifici, quia filii dei vocabuntur. Daher mag ihr Name in andern Städten stammen.

gierung begünstigte sie und gab ihnen das Recht Waffen zu tragen. In der ganzen Romagna finden wir sie unter dem Namen der Pacifici: sie bilden allmählich eine Art von plebejischem Magistrat. Auch unter den Bauern hatte die Regierung ihre Anhänger. Die Manbelli hielten sich zu dem Hofe des Legaten. Sie schafften Banditen herbei und bewachten die Grenzen: es gab ihnen dieß wieder unter ihren Nachbarn ein nicht geringes Ansehen.[1] Nachbarliche Eifersucht, der Gegensatz der Landgemeinden gegen die Städte und manche andere innere Uebelstände kamen der Regierung überdieß zu Hülfe.

Und so finden wir statt jener Gesetzlichkeit, Ruhe und Stabilität, zu welcher der Idee nach diese Verfassung hätte entwickelt werden können, eine lebhafte Bewegung der Factionen, Einwirkung der Regierung, so lange diese entzweit sind: Gegendruck der Municipalitäten, so wie sie sich einmal vereinigen: Gewalt für das Gesetz, Gewalt wider das Gesetz. Ein jeder sieht, wie weit ers bringen kann.

Gleich unter Leo X machten die Florentiner, welche die Regierung größtentheils in Händen hatten, die Rechte der Curie auf eine sehr drückende Weise geltend. Man sah die Gesandtschaften der Städte eine nach der andern nach Rom gelangen und um eine Abhülfe ihrer Beschwerden nachsuchen. Ravenna erklärte, es werde sich eher den

1. Nach der Relatione della Romagna nannten sie sich auch von ihrem Wohnsitz huomini da Schieto: — „huomini," sagt dieselbe, „che si fanno molto riguardare: sono Guelfi: la corte di Romagna si è valuta dell' opera loro molto utilmente, massime in havere in mano banditi et in ovviare alle fraudi che si fanno in estrarre bestiami dalle montagne."

Türken ergeben, als die Fortsetzung eines solchen Regiments dulden.[1] Noch oft kamen während der Sedisvacanzen die alten Herren zurück: nur mit Mühe wurden sie dann von den Päpsten wieder verjagt. Auf der andern Seite fürchteten auch die Städte wieder alienirt zu werden. Bald ist es ein Cardinal, bald ein Angehöriger des Papstes, bald ein benachbarter Fürst, der für eine Summe, die er der Kammer zahlt, die Regierungsrechte in einer oder der andern Stadt an sich zu bringen sucht. Die Städte halten auch darum Agenten und Gesandten zu Rom, um jeden Plan dieser Art, so wie er gefaßt ist, kennen zu lernen, so wie er zur Ausführung gelangen soll, zu hintertreiben. In der Regel gelingt es ihnen. Aber zuweilen kommen sie auch in den Fall, gegen päpstliche Autoritäten, selbst gegen päpstliche Truppen Gewalt zu brauchen. Beinahe in jeder Geschichte dieser Ortschaften findet sich ein oder das andere Beispiel einer groben Widersetzlichkeit. In Faenza kam es einmal, in dem Sommer des Jahres 1521, zwischen den Schweizern des Papstes Leo und den Bürgern zu einem förmlichen Kampf, zu einer Art von Schlacht auf der Straße. Den Schweizern gelang es noch sich auf der Piazza zu vereinigen: aber alle Ausgänge der Straße, die in dieselbe münden, waren von den Bürgern verrammelt, und die Schweizer mußten zufrieden sein, daß man eine eröffnete und sie ohne Beschä-

1. Marino Zorzi, Relatione di 1517. „Le terre di Romagna è in gran combustione e desordine: li vien fatta poca justitia: e lui orator ha visto tal x man di oratori al cardinal di Medici, che negotia le facende lamentandosi di mali portamenti fanno quelli rettori loro.“

digung abziehen ließ. In Faenza hat man diesen Tag seitdem lange Jahre hindurch mit religiösen Festlichkeiten begangen.[1] Jesi, nicht gerade eine bedeutende Stadt, hatte doch den Muth, den Vicegovernator, der gewisse Ehrenbezeigungen verlangte, die man ihm nicht erweisen mochte, am 25sten November 1528 in seinem Palast anzugreifen. Bürger und Bauern waren vereinigt, 100 Albaneser, die in der Nähe standen, in Sold genommen. Der Vicegovernator ergriff mit allen seinen Beamten die Flucht. „Mein Vaterland," sagt der übrigens sehr katholisch-fromme Chronist dieser Stadt, „das sich dergestalt zu seiner ursprünglichen Freiheit hergestellt sah, beschloß diesen Tag jährlich auf öffentliche Kosten feierlich zu begehen."[2]

Hieraus konnte, wie sich versteht, nichts anderes folgen als neue Uebermannung, Strafe und größere Beschränkung. Gegen Städte, welche noch bedeutende Ueberreste der alten Freiheit besaßen, ergriff die Regierung solche Gelegenheiten, um ihnen dieselben zu entreißen, um sie vollends zu unterwerfen.

Wie dieß geschah, davon bieten besonders Ancona und Perugia merkwürdige Beispiele dar.

Auch Ancona bezahlte dem Papst nur eine jährliche Recognition. Sie erschien um so unzureichender, je mehr die Stadt in Aufnahme kam. Am Hofe berechnete man die Einkünfte von Ancona auf 50000 Scudi, und fand es unerträglich, daß der dortige Adel dieß Geld unter sich

1. Tonduzzi, Historie di Faenza p. 609.
2. Baldassini, Memorie istoriche dell' antichissima città di Jesi. Jesi 1744. p. 256.

theile. Da nun die Stadt sich zugleich neuen Auflagen entzog und ein Castell, auf das sie Anspruch hatte, mit Gewalt einnahm, so kam es zu offenen Mißhelligkeiten. Man bemerke, wie damals noch Regierungen zuweilen ihr Recht geltend machten. Die päpstlichen Beamten ließen das Vieh aus der anconitanischen Feldmark wegtreiben, um zu dem Betrag ihrer Auflage zu gelangen: man nannte das Repressalien.

Indessen war Clemens VII hiemit nicht zufrieden. Er erwartete nur einen günstigen Augenblick, um sich zum wirklichen Herrn von Ancona zu machen. Nicht ohne Hinterlist suchte er ihn herbeizuführen.

Indem er eine Festung in Ancona anzulegen befahl, gab er vor, er thue das allein deshalb, weil die türkische Macht, nach ihren Erfolgen in Aegypten und Rhodus in so großer Aufnahme auf dem ganzen Mittelmeer, sich in kurzem ohne Zweifel auch auf Italien werfe. Welch eine Gefahr sei es dann, wenn Ancona, wo ohnedieß stets eine Anzahl türkischer Fahrzeuge liege, durch keinerlei Werke geschützt werde. Er schickte Antonio Sangallo die Festung anzulegen. Die Arbeiten gingen auf das rascheste vorwärts: bald nahm eine kleine Mannschaft daselbst Platz. Eben dieß war der Moment den der Papst erwartete. Als man so weit war, im September 1532, erschien eines Tages der Governator der Mark, Monsignor Bernardino della Barba, zwar ein Priester, aber von kriegerischer Gesinnung, mit einem stattlichen Heer, das ihm die Eiferfucht der Nachbarn zusammengebracht, in dem Gebiete von Ancona, nahm ein Thor ein, rückte sofort auf den Markt-

platz und ließ seine Truppen vor dem Palast aufmarschiren. Unbesorgt wohnten hier, mit den Zeichen der höchsten Würde, die vor kurzem durch das Loos bestimmten Anzianen. Monsignore della Barba trat mit militärischem Gefolge ein, und erklärte ihnen ohne viel Rückhalt, „der Papst wolle die Regierung von Ancona unumschränkt in seine Hände haben.“ In der That konnte man ihm keinen Widerstand entgegensetzen. Die jüngeren Nobili ließen in aller Eile einige Mannschaften, die ihnen ergeben waren, von dem Lande hereinkommen: aber was wollte man anfangen, da die päpstlichen Truppen schon durch die neuen Befestigungen für alle Fälle überlegen waren? Der Gefahr einer Plünderung und Zerstörung der Stadt wollten die älteren sich nicht aussetzen. Sie ergaben sich in das Unvermeidliche.

Die Anzianen verließen den Palast: in kurzem erschien der neue päpstliche Legat, Benedetto delli Accolti, welcher der apostolischen Kammer für die Regierungsrechte in Ancona 20000 Sc. des Jahrs zugesagt hatte.

Der ganze Zustand ward verändert. Alle Waffen mußten abgeliefert werden, 64 angesehene Nobili wurden exilirt. Man machte neue Inbossolationen: den Unadlichen, den Einwohnern der Landschaft wurde ein Antheil an den Aemtern gewährt: das Recht ward nicht mehr nach den alten Statuten gesprochen.

Wehe dem, der sich wider diese Anordnungen regte! Einige Oberhäupter machten sich einer Verschwörung verdächtig: sie wurden sofort eingezogen, verurtheilt und enthauptet. Den andern Tag breitete man einen Teppich

auf dem Markte aus: darauf legte man die Leichen: neben jeder brannte eine Fackel: so ließ man sie den ganzen Tag.

Zwar hat nachher Paul III einige Erleichterungen zugestanden, allein die Unterwerfung ward damit nicht zurückgenommen: die alten Freiheiten herzustellen war er weit entfernt.[1]

Bediente er sich doch vielmehr eben jenes Bernardino della Barba die Freiheiten einer andern seiner Städte aufzuheben.

Der Papst hatte den Salzpreis um die Hälfte erhöht. Die Stadt Perugia glaubte sich durch ihre Privilegien berechtigt sich dieser Auflage zu widersetzen. Der Papst sprach das Interdict aus: die Bürger, in den Kirchen vereinigt, wählten sich einen Magistrat von „25 Vertheidigern": vor einem Crucifix auf dem Markte legten sie die Schlüssel ihrer Thore nieder. Beide Theile rüsteten.

Daß eine so bedeutende Stadt sich gegen die Herrschaft des Papstes erhob, erregte eine allgemeine Bewegung. Es würde bemerkenswerthe Folgen gehabt haben, wenn es sonst einen Krieg in Italien gegeben hätte. Da aber alles ruhig war, konnte ihr kein Staat die Hülfe gewähren, auf die sie gerechnet hatte.

Denn obwohl Perugia nicht ohne Macht war, so besaß es doch auch lange nicht die Kraft einem Heere zu widerstehen, wie es Peter Ludwig Farnese zusammenbrachte, von 10000 Italienern, 3000 Spaniern. Auch zeigte sich

1. Saracini, Notizie istoriche della città d'Ancona. II, XI, p. 335.

die Regierung der Fünfundzwanzig eher gewaltsam und heftig als besonnen und schützend. Nicht einmal Geld zum Sold für die Truppen, die ihnen ein Baglione zuführte, hielten sie bereit. Ihr einziger Verbündeter Ascanio Colonna, der sich der nemlichen Auflage widersetzte, begnügte sich Vieh von dem kirchlichen Gebiete wegzutreiben: zu ernstlicher Hülfe entschloß er sich nicht.

Und so mußte sich die Stadt, nach kurzer Freiheit, am 3ten Juni 1550 wieder ergeben. In langen Trauerkleidern, mit Stricken um den Hals erschienen ihre Abgeordneten in dem Porticus von S. Peter zu den Füßen des Papstes, ihn um Begnadigung anzurufen.

Wohl gewährte er ihnen solche, aber ihre Freiheiten hatte er indeß schon zerstört. Alle ihre Privilegien hatte er aufgehoben.

Jener Bernardino della Barba kam nach Perugia, um es einzurichten wie Ancona. Die Waffen wurden ausgeliefert, die Ketten, mit denen man bisher die Straßen verschloß, weggenommen, die Häuser der Fünfundzwanzig, die bei Zeiten entwichen waren, dem Erdboden gleich gemacht: an der Stelle wo die Baglionen gewohnt, ward eine Festung aufgerichtet. Die Bürger selbst mußten dazu steuern. Man hatte ihnen einen Magistrat gegeben, dessen Name schon den Zweck anzeigt, zu dem er bestimmt war. Conservatoren des kirchlichen Gehorsams nannte man ihn. Ein späterer Papst gab ihm den Titel Prioren zurück, doch keines von den alten Gerechtsamen.[1]

1. Mariotti, Memorie istoriche civili ed ecclesiastiche della

Auch Ascanio Colonna war indeß von dem nemlichen Heere überzogen und aus seinen festen Plätzen vertrieben worden.

Durch so viele glückliche Schläge ward die päpstliche Gewalt in dem Kirchenstaat unendlich vergrößert: weder die Städte noch die Barone wagten sich ihr länger zu widersetzen: von den freien Communen hatte sie eine nach der andern unterworfen: alle Hülfsquellen des Landes konnte sie zu ihren Zwecken anstrengen.

Wir betrachten nun wie sie das that.

Finanzen.

Vor allem kommt es dann darauf an, daß wir uns das System der päpstlichen Finanzen vergegenwärtigen: — ein System welches nicht allein für diesen Staat, sondern durch das Beispiel das es aufstellte für ganz Europa von Bedeutung ist.

Wenn man bemerkt hat, daß die Wechselgeschäfte des Mittelalters ihre Ausbildung hauptsächlich der Natur der päpstlichen Einkünfte verdankten, die in aller Welt fällig, von allen Seiten an die Curie zu übermachen waren, so ist es nicht minder bemerkenswerth, daß das Staatsschuldenwesen, welches uns in diesem Augenblicke alle umschließt und das ganze Getriebe des Verkehrs bedingt

città di Perugia e suo contado, Perugia 1806, erzählt diese Ereignisse I, p. 113—160 urkundlich und ausführlich. Auch später gedenkt er ihrer, z. B. tom. III, p. 634.

und fesselt, in dem Kirchenstaate zuerst systematisch entwickelt wurde.

Mit wie vielem Recht man auch über die Erpressungen Klage geführt haben mag, welche sich Rom während des funfzehnten Jahrhunderts erlaubte, so ist doch augenscheinlich, daß von dem Ertrage derselben nur wenig in die Hände des Papstes kam. Pius II genoß die allgemeine Obedienz von Europa: dennoch hat er einmal aus Mangel an Geld sich und seine Umgebung auf Eine Mahlzeit des Tages einschränken müssen. Die 200000 Ducaten, die er zu dem Türkenkriege brauchte, den er vorhatte, mußte er erborgen. Selbst jene kleinlichen Mittel, deren sich mancher Papst bediente um von einem Fürsten, einem Bischof, einem Großmeister, der eine Sache am Hofe hatte, ein Geschenk, etwa von einem goldenen Becher mit einer Summe Ducaten darin, oder von Pelzwerk, zu erlangen beweisen nur, wie die Wirthschaft, die man führte, doch eigentlich armselig war.

Das Geld gelangte, wenn nicht in so außerordentlichen Summen wie man angenommen, doch in sehr beträchtlichen allerdings an den Hof, aber hier zerfloß es in tausend Hände. Es wurde von den Aemtern absorbirt, die man schon seit geraumer Zeit zu verkaufen pflegte.

1. Voigt, Stimmen aus Rom über den päpstlichen Hof im funfzehnten Jahrhundert, in dem Historischen Taschenbuch von Fr. von Raumer 1833, hat eine Menge Notizen hierüber. Wer das Buch: Schlesien vor und seit dem Jahre 1740, zur Hand hat, findet darin II, 483 eine nicht üble Satire auf dieß Unwesen des Geschenkgebens aus dem funfzehnten Jahrhundert: Passio domini papae secundum marcam auri et argenti.

Sie waren meist auf Sporteln gegründet: der Industrie der Beamten war ein großer Spielraum gelassen. Der Papst hatte nichts davon als den Kaufpreis sobald sie vacant wurden.

Wollte der Papst zu irgend einer kostspieligen Unternehmung schreiten, so bedurfte er dazu außerordentlicher Mittel. Jubiläen und Indulgenzen waren ihm eben darum höchst erwünscht: die Gutmüthigkeit der Gläubigen gewährte ihm dadurch ein reines Einkommen. Noch ein anderes Mittel ergab sich dann leicht. Um über eine bedeutendere Summe verfügen zu können, brauchte er nur neue Aemter zu creiren und dieselben zu verkaufen. Eine sonderbare Art von Anleihe, von der die Kirche die Zinsen in erhöhten Gefällen reichlich abtrug. Schon lange war sie in Gebrauch. Einem glaubwürdigen Register aus dem Hause Chigi zufolge, gab es in dem Jahre 1471 gegen 650 käufliche Aemter, deren Einkommen man ungefähr auf 100000 Sc. berechnete.[1] Es sind fast alles Procuratoren, Registratoren, Abbreviatoren, Correctoren, Notare, Schreiber, selbst Läufer und Thürsteher, deren wachsende Anzahl die Unkosten einer Bulle, eines Breves immer höher brachte. Eben darauf waren sie angewiesen: ihre Geschäfte wollten wenig oder nichts sagen.

Man erachtet leicht, daß die folgenden Päpste, die sich so tief in die europäischen Händel verstrickten, ein so

1. Gli ufficii piu antichi. MS. Bibliotheca Chigi N. II. 50. Es sind 651 Aemter und 98340 Sc. fin alla creatione di Sisto IV. So wenig ist es wahr, was Onuphrius Panvinius sagt, daß Sixtus IV sie zuerst verkauft habe: p. 348.

bequemes Mittel ihre Cassen zu füllen begierig ergriffen haben werden. Sixtus IV bediente sich hiebei des Rathes seines Protonotar Sinolfo. Er errichtete auf einmal ganze Collegien, in denen er die Stellen um ein paar hundert Ducaten verkaufte. Sonderbare Titel, die hier erscheinen, z. B. ein Collegium von 100 Janitscharen, die für 100000 Duc. ernannt und auf den Ertrag der Bullen und Annaten angewiesen wurden.[1] Notariate, Protonotariate, Stellen von Procuratoren bei der Kammer, alles verkaufte Sixtus IV: er trieb es so weit, daß man ihn für den Gründer dieses Systems gehalten hat. Wenigstens kam es erst seit ihm recht in Aufnahme. Innocenz VIII, der in seinen Verlegenheiten bis zur Verpfändung der päpstlichen Tiare schritt, stiftete ein neues Collegium von 26 Secretären für 60000 Scudi und andere Aemter die Fülle. Alexander VI ernannte 80 Schreiber von Breven, deren jeder 750 Scudi zu bezahlen hatte: Julius II fügte 100 Schreiber des Archivs um den nehmlichen Preis hinzu.

Indessen waren die Quellen, aus denen alle diese Hunderte von Beamten ihre Einkünfte zogen, doch auch nicht unerschöpflich. Wir sahen, wie fast alle christliche Staaten zugleich Versuche, und glückliche Versuche machten die Einwirkungen des päpstlichen Hofes zu beschrän-

1. Es waren auch Stradioten und Mameluken, die aber später abgeschafft wurden, dabei. „Adstipulatores, sine quibus nullae possent confici tabulae.“ Onuphrius Panvinius. Nach dem Register ufficii antichi würde diese Creation nur 40000 Duc. eingetragen haben.

ken. Gerade damals geschahen sie, als sich die Päpste durch ihre großen Unternehmungen zu ungewohntem Aufwand veranlaßt sahen.

Da war es ein Glück für sie, daß sie den Staat und hiemit, so mild sie ihn im Anfang auch behandelten, doch viele neue Einkünfte erwarben. Man wird sich nicht wundern, daß sie diese ganz auf die nemliche Weise wie die kirchlichen verwalteten.

Wenn Julius II die erwähnten Schreiber auf die Annaten anwies, so fügte er ihnen doch noch eine Anweisung auf Dogana und Staatscasse hinzu. Er errichtete ein Collegium von 141 Präsidenten der Annona, welches ganz aus Staatscassen dotirt wurde. Den Ueberschuß der Einkünfte seines Landes wandte er demnach dazu an, Anleihen darauf zu gründen. Das schien den andern Mächten das Ausgezeichnete an diesem Papst, daß er Geld aufbringen könne so viel er wolle. Zum guten Theil beruhte seine Politik darauf.

Noch viel größere Bedürfnisse aber als Julius hatte Leo X, der nicht minder in Kriege verwickelt, um vieles verschwenderischer und von seinen Verwandten abhängiger war. „Daß der Papst jemals tausend Ducaten beisammen halten sollte," sagt Franz Vettori von ihm, „war eben so gut unmöglich, als daß ein Stein von selbst in die Höhe fliege." Man hat über ihn geklagt, er habe drei Papstthümer durchgebracht, das seines Vorgängers, von dem er einen bedeutenden Schatz erbte, sein eigenes, und das seines Nachfolgers, dem er ein Uebermaß von Schulden hinterließ. Er begnügte sich nicht die vorhan-

denen Aemter zu verkaufen: seine große Cardinalernennung brachte ihm eine namhafte Summe: auf dem einmal eingeschlagenen Wege, neue Aemter zu creiren, lediglich um sie zu verkaufen, schritt er auf das kühnste fort. Er allein hat deren über 1200 errichtet.[1] Das Wesen aller dieser Portionarii, Scudieri, Cavalieri di S. Pietro, und wie sie sonst heißen, ist, daß sie eine Summe zahlen, von der sie dann Lebenslang unter jenem Titel Zinsen beziehen. Ihr Amt hat keine andere Bedeutung als daß es den Genuß der Zinsen noch durch kleine Prärogativen vermehrt. Wesentlich ist dieß nichts als eine Anleihe auf Leibrenten. Leo zog aus jenen Aemtern mehr als 900000 Scudi. Die Zinsen, die doch ganz bedeutend waren, da sie jährlich den achten Theil des Kapitals betrugen,[2] wurden zwar zu einem gewissen Theil auf einen kleinen Aufschlag kirchlicher Gefälle angewiesen: hauptsächlich aber flossen sie aus den Tesorerien der vor kurzem eroberten Provinzen, das ist dem Ueberfluß der Municipalverwaltungen, welcher der Staatscasse zu Gute kam, dem Ertrag der Alaunwerke, des Salzverkaufs und der Dogana zu Rom: Leo brachte die Anzahl der Aemter auf 2150: ihren jährlichen Ertrag be-

1. Sommario di la relation di M. Minio 1520: „Non ha contanti, perche è liberal, non sa tenir danari: poi li Fiorentini, (che) si fanno e sono soi parenti, non li lassa mai aver un soldo: e diti Fiorentini è in gran odio in corte, perche in ogni cosa è Fiorentini.“

2. Die 612 Portionarii di ripa — aggiunti al collegio dei presidenti — zahlten 286200 und erhielten jährlich 38816 Ducaten: die 400 Cavalieri di S. Pietro zahlten 400000 und empfingen dafür des Jahres 50610 Duc.

rechnete man auf 320000 Sc., welche zugleich die Kirche und den Staat belasteten.

Wie tadelnswereh nun auch diese Verschwendung an sich war, so mochte Leo darin doch auch dadurch bestärkt werden, daß sie für den Augenblick eher vortheilhafte als schädliche Wirkungen hervorbrachte. Wenn sich die Stadt Rom zu dieser Zeit so ausnehmend hob, so hatte man das zum Theil auch dieser Geldwirthschaft zu danken. Es gab keinen Platz in der Welt, wo man sein Capital so gut hätte anlegen können. Durch die Menge neuer Creationen, die Vacanzen und Wiederverleihungen entstand eine Bewegung an der Curie, welche für einen Jeden die Möglichkeit eines leichten Fortkommens darbot.

Auch bewirkte man damit, daß man den Staat übrigens nicht mit neuen Auflagen zu beschweren brauchte. Ohne Zweifel zahlte der Kirchenstaat damals von allen Ländern, und Rom von allen Städten in Italien die wenigsten Abgaben. Schon früher hatte man den Römern vorgehalten, daß jede andere Stadt ihrem Herrn schwere Anleihen und harte Gabellen erlege, während ihr Herr, der Papst, sie vielmehr reich mache. Ein Secretär Clemens VII, der das Conclave, in welchem dieser Papst gewählt ward, bald nachher beschrieb, bezeigt seine Verwunderung darüber, daß das römische Volk dem heiligen Stuhl nicht ergebener sei, da es doch von Auflagen so wenig leide. „Von Terracina bis Piacenza," ruft er aus, „besitzt die Kirche einen großen und schönen Theil von Italien: weit und breit erstreckt sich ihre Herrschaft: jedoch so viele blühende Länder und reiche Städte, die un-

ter einer andern Regierung mit ihren Abgaben große Kriegsheere würden erhalten müssen, zahlen dem römischen Papste kaum so viel, daß die Kosten der Verwaltung davon bestritten werden können.“ [1]

Der Natur der Sache nach konnte dieß aber nicht länger dauern, als so lange es noch Ueberschüsse aus den Staatscassen gab. Schon Leo vermochte nicht alle seine Anleihen zu fundiren. Aluise Gaddi hatte ihm 32000, Bernardi Bini 200000 Duc. vorgestreckt: Salviati, Ridolfi, alle seine Diener und Angehörigen hatten das Mögliche gethan um ihm Geld zu verschaffen: bei seiner Freigebigkeit und seinen jungen Jahren hofften sie auf Erstattung und glänzende Dankbarkeit. Durch seinen plötzlichen Tod wurden sie sämmtlich ruinirt.

Ueberhaupt ließ er eine Erschöpfung zurück, die sein Nachfolger zu fühlen bekam.

Der allgemeine Haß, den der arme Adrian auf sich lud, rührte auch daher, weil er in der großen Geldnoth, in der er sich befand, zu dem Mittel griff eine directe Auflage auszuschreiben. Sie sollte einen halben Ducaten

1. Vianesius Albergatus, Commentarii rerum sui temporis (eben nichts als jene Beschreibung des Conclaves): „Opulentissimi populi et ditissimae urbes, quae si alterius ditionis essent, suis vectigalibus vel magnos exercitus alere possent, Romano pontifici vix tantum tributum pendunt quantum in praetorum magistratuumque expensam sufficere queat.“ In der Relation von Zorzi 1517 wird nach einer Angabe des Franz Armellin das Einkommen von Perugia, Spoleto, Mark und Romagna zusammen auf 120000 Duc. berechnet. Davon kam die Hälfte in die päpstliche Kammer. „Di quel somma la mità è per terra, per pagar i legati et altri officii, e altra mità ha il papa.“ Leider sind in der Abschrift der Relation bei Sanuto nicht wenige Fehler.

auf die Feuerstelle betragen.[1] Sie machte einen um so schlimmern Eindruck, da man solche Forderungen so wenig gewohnt war.

Aber auch Clemens VII konnte wenigstens neue indirecte Auflagen nicht umgehen. Man murrte über den Cardinal Armellin, den man für den Erfinder derselben hielt: besonders über die Erhöhung des Thorzolls für die Lebensmittel war man mißvergnügt: allein man mußte sich hierin finden.[2] Die Dinge waren in einem Zustande, daß noch zu ganz andern Hülfsmitteln gegriffen werden mußte.

Bisher hatte man die Anleihen unter der Form von käuflichen Aemtern gemacht: der reinen Anleihe näherte sich zuerst Clemens VII, in jenem entscheidenden Moment als er sich wider Carl V rüstetete, in dem Jahre 1526.

Bei den Aemtern ging das Capital mit dem Tode verloren, in so fern die Familie es nicht von der päpstlichen Kammer wieder erwarb. Jetzt nahm Clemens ein Capital von 200000 Duc. auf, das zwar nicht so hohe Zinsen trug, wie die Aemter einbrachten, aber doch immer sehr bedeutende, 10 Proc., und dabei an die Erben überging. Es ist dieß ein Monte non vacabile, der Monte della Fede. Die Zinsen wurden auf die Dogana angewie-

1. Hieronymo Negro a Marc Antonio Micheli. 7 April 1523. Lettere di principi I, 114.

2. Foscari, Relatione 1526. „E qualche murmuration in Roma etiam per causa del cardinal Armellin, qual truova nuove invention per trovar danari in Roma, e fa metter nove angarie, e fino chi porta tordi a Roma et altre cose di manzar paga tanto: la qual angaria importa da duc. 2500.“

sen. Auch dadurch gewährte der Monte eine größere Sicherheit, daß den Gläubigern sogleich ein Antheil an der Verwaltung der Dogana zugestanden wurde. Hierin liegt aber wieder, daß man sich von der alten Form nicht durchaus entfernte. Die Montisten bildeten ein Collegium. Ein paar Unternehmer hatten die Summe an die Kammer ausgezahlt und sie dann einzeln an die Mitglieder dieses Collegium untergebracht.

Darf man wohl sagen, daß die Staatsgläubiger, in so fern sie ein Recht an das allgemeine Einkommen, an das Product der Arbeit Aller haben, dadurch zu einem mittelbaren Antheil an der Staatsgewalt gelangen? Wenigstens schien man es damals in Rom so zu verstehen, und nicht ohne die Form eines solchen Antheils wollten die Besitzer ihr Geld herleihen.

Es war dieß aber, wie sich zeigen wird, der Anfang zu den weitaussehendsten Finanzoperationen.

Paul III setzte sie nur mäßig fort. Er begnügte sich die Zinsen des clementinischen Monte zu verringern: da es ihm gelang, deren neue anweisen zu können, so brachte er das Capital fast um die Hälfte höher. Einen neuen Monte aber errichtete er nicht. Die Creation von 600 neuen Aemtern mag ihn für diese Mäßigung entschädigt haben. Die Maßregel, durch die er sich in der Finanzgeschichte des Kirchenstaates merkwürdig gemacht hat, bestand in etwas anderem.

Wir sahen welche Bewegung die Erhöhung des Salzpreises, zu der er schritt, hervorrief. Auch von dieser stand er ab. An ihrer Stelle aber, und mit dem ausdrücklichen

Versprechen sie fallen zu lassen, führte er die directe Auflage des Sussidio ein. Es ist dieselbe Auflage, die damals in so vielen südeuropäischen Ländern eingefordert ward, die wir in Spanien als Servicio, in Neapel als Donativ, in Mailand als Mensuale, unter andern Titeln anderswo wiederfinden. Im Kirchenstaat ward sie ursprünglich auf drei Jahre eingeführt und auf 300000 Scudi festgesetzt. Gleich zu Rom bestimmte man den Beitrag einer jeden Provinz; die Provinzialparlamente versammelten sich, um sie nach den verschiedenen Städten zu vertheilen. Die Städte legten sie dann weiter auf Stadt und Landschaft um. Jedermann ward dazu herbeigezogen. Die Bulle verordnet ausdrücklich, daß alle weltliche Unterthanen der römischen Kirche, auch wenn sie eximirt, wenn sie privilegirt seien, Marchesen, Barone, Lehensleute und Beamte nicht ausgeschlossen, ihre Raten an dieser Contribution abtragen sollen.[1]

Nicht ohne lebhafte Reclamation aber zahlte man sie, zumal als man bemerkte, daß sie von drei Jahr zu drei Jahr immer aufs neue prorogirt wurde, wie sie denn nie wieder abgeschafft worden ist. Vollständig ist sie auch niemals eingekommen.[2] Bologna, das auf 30000 Scudi angesetzt worden, war klug genug sich mit einer Summe, die es auf der Stelle zahlte, für immer loszukaufen. Parma und Piacenza wurden alienirt und zahlten nicht mehr: wie

1. Bullar. In dem Jahre 1537 erklärt er dem französischen Gesandten „la debilité du revenu de l'eglise (wobei der Staat), dont elle n'avoit point maintenant 40m. escus de rente par an de quoi elle puisse faire estat.“ Bei Ribier I, 69.

2. Bulle. Decens esse censemus: 5 Sept. 1543. Bull. Cocq. IV, I, 225.

es in den andern Städten ging, davon giebt uns Fano ein Beispiel. Unter dem Vorwand, zu hoch angesetzt zu sein, verweigerte diese Stadt eine Zeitlang die Zahlung. Hierauf fand sich Paul III einmal bewogen, ihr die abgelaufenen Termine zu erlassen, doch unter der Bedingung, daß sie die nemliche Summe zur Herstellung ihrer Mauern verwende. Auch später ward ihr immer ein Drittheil ihrer Rata zu diesem Behufe erlassen. Nichts desto minder haben sich noch die späten Nachkommen über ihre allzu hohe Schätzung beklagt: unaufhörlich beschwerten sich auch die Landgemeinden über den ihnen von der Stadt auferlegten Antheil: sie machten Versuche sich dem Gehorsam des Rathes zu entziehen, und während dieser seine Unmittelbarkeit verfocht, hätten sie sich mit Vergnügen dem Herzog von Urbino unterworfen. — Es würde uns zu weit führen, diese kleinen Interessen weiter zu erörtern. Genug, wenn wir erkennen, wie es kam daß von dem Sussidio nicht viel über die Hälfte einlief.[1] Im Jahre 1560 wird der ganze Ertrag auf 165000 Scudi geschätzt.

Wiewohl dem nun so ist, so hatte doch dieser Papst die Einkünfte des Kirchenstaates ausnehmend erhöht. Unter Julius II werden sie auf 350000, unter Leo auf 420000,

1. Bulle Pauls IV. Cupientes indemnitati: 15 April 1559. Bullar. Cocq. IV, I, 358. „Exactio, causantibus diversis exceptionibus libertatibus et immunitatibus a solutione ipsius subsidii diversis communitatibus et universitatibus et particularibus personis nec non civitatibus terris oppidis et locis nostri status ecclesiastici concessis, et factis diversarum portionum ejusdem subsidii donationibus seu remissionibus, vix ad dimidium summae trecentorum millium scutorum hujusmodi ascendit.“

unter Clemens VII im Jahre 1526 auf 500000 Sc. berechnet. Unmittelbar nach dem Tode Pauls III werden sie in einem authentischen Verzeichniß, das sich der venezianische Gesandte Dandolo aus der Kammer verschaffte, auf 706473 Sc. angegeben.

Dennoch fanden sich die Nachfolger nicht viel gebessert. In einer seiner Instructionen klagt Julius III, sein Vorfahr habe die sämmtlichen Einkünfte alienirt — ohne Zweifel mit Ausschluß des Sussidio, welches nicht veräußert werden konnte, da es wenigstens nominell immer nur auf drei Jahre ausgeschrieben ward — und überdieß 500000 Scudi schwebende Schuld hinterlassen.[1]

Indem sich Julius III dessenungeachtet in seinen Krieg mit Franzosen und Farnesen einließ, mußte er sich die größten Verlegenheiten zuziehen. Obwohl ihm die Kaiserlichen eine für jene Zeit nicht unbedeutende Geldhülfe gewährten, so sind doch alle seine Briefe voll von Klagen. „Er habe in Ancona 100000 Scudi zu bekommen gedacht: nicht 100000 Bajocchi habe er erlangt: statt 120000 Scudi von Bologna habe er nur 50000 empfangen: unmittelbar nach den Zusagen genuesischer und lucchesischer Wechsler seien Widerrufungen derselben eingelaufen: wer einen Carlin besitze, halte ihn zurück und wolle ihn nicht aufs Spiel setzen.“[2]

Wollte der Papst sein Heer beisammen halten, so mußte er zu nachdrücklicheren Maßregeln greifen: er entschloß sich

1. Instruttione per voi Monsignore d'Imola: ultimo di Marzo 1551. Informationi politiche tom. XII

2. Il papa a Giovamb. di Monte 2 April 1552.

einen neuen Monte zu errichten. Er that das auf eine Weise, die hernach fast immer befolgt worden ist.

Er machte eine neue Auflage: er legte zwei Carlin auf den Rubbio Mehl: nach allen Abzügen kamen ihm davon 30000 Scudi ein: diese Summe wies er zu den Zinsen für ein Capital an, das er sofort aufnahm: so gründete er den Monte della Farina. Wir bemerken, wie nah sich dieß an die früheren Finanzoperationen anschließt: eben wie man früher kirchliche Aemter schuf und auf die zu vermehrenden Gefälle der Curie anwies, lediglich um jene Aemter verkaufen zu können und die Summe in die Hände zu bekommen die man gerade brauchte, so erhöhte man jetzt die Einkünfte des Staates durch eine neue Auflage, deren man sich aber nur als Zins für ein großes Capital bediente, das man sonst nicht zu bekommen wußte. Alle folgende Päpste fuhren so fort. Bald waren diese Monti wie der clementinische non vacabili: bald waren sie aber vacabili, d. i. mit dem Tode des Gläubigers hörte die Verpflichtung der Zinszahlung auf, dann waren die Zinsen noch höher, und bei dem collegialischen Verhältniß der Montisten schloß man sich noch näher an die Aemter an. Paul IV errichtete den Monte novennale de' Frati auf eine Abgabe, zu der er die regularen Mönchsorden nöthigte. Pius IV legte eine Quatrin auf das Pfund Fleisch und benutzte den Ertrag um sofort den Monte Pio non vacabile darauf zu gründen, der ihm dann 170000 Scudi einbrachte. Pius V legte einen neuen Quatrin auf das Pfund Fleisch und errichtete davon den Monte Lega.

Fassen wir diese Entwickelung ins Auge, so tritt die

allgemeine Bedeutung des Kirchenstaates zunächst hervor. Welches sind doch die Bedürfnisse, durch welche die Päpste genöthigt werden, zu dieser sonderbaren Art von Anleihe, die eine so unmittelbare Belästigung ihres Landes einschließt, vorzuschreiten? Es sind in der Regel die Bedürfnisse des Katholicismus überhaupt. So wie es mit den rein-politischen Tendenzen vorüber ist, giebt es keine anderen als die kirchlichen, die man durchzuführen beabsichtigen könnte. Die Unterstützung der katholischen Mächte in ihrem Kampfe wider die Protestanten, in ihren Unternehmungen gegen die Türken ist nunmehr fast immer der nächste Anlaß, der zu neuen Finanzoperationen führt. Der Monte Pius des V heißt darum Monte Lega, weil das Capital, das er einbrachte, auf den Türkenkrieg verwendet ward, den dieser Papst im Bunde mit Spanien und Venedig unternahm. Immer mehr bildete sich dieß aus. Jede europäische Bewegung berührte den Kirchenstaat in dieser Gestalt. Fast jedes Mal mußte derselbe durch irgend eine neue Last zur Verfechtung der kirchlichen Interessen beitragen. Eben darum war es für die kirchliche Stellung der Päpste so wichtig, daß sie den Staat besaßen.

Denn nicht allein mit Monti begnügten sie sich: auch die alten Mittel ließen sie nicht fallen. Fortwährend errichteten sie neue Aemter oder Cavalierate mit besondern Privilegien, sei es daß die Remunerationen ebenmäßig durch neue Auflagen gedeckt wurden, oder daß der damals sehr bemerklich sinkende Geldwerth namhaftere Summen in die Kammer lieferte.[1]

1. So standen um 1580 viele luoghi di monte statt 100 auf

Hiedurch geschah es nun, daß die Einkünfte der Päpste, nach einem kurzen Sinken unter Paul IV, das durch die Kriege desselben veranlaßt wurde, immerfort stiegen. Noch unter Paul kamen sie doch wieder auf 700000 Scudi: unter Pius berechnete man sie auf 898482 Scudi. Paul Tiepolo ist erstaunt, sie im Jahre 1576 nach einer Abwesenheit von 9 Jahren um 200000 Sc. vermehrt und bis auf 1100000 Sc. angewachsen zu finden. Nur war das Sonderbare, was aber nicht anders sein konnte, daß die Päpste damit im Grunde nicht mehr einnahmen. Mit den Auflagen stiegen die Veräußerungen. Man berechnet, daß Julius III 54000, Paul IV 45960, Pius IV aber, der alle Mittel geltend machte, sogar 182550 Sc. von dem Einkommen veräußert habe. Pius IV brachte denn auch die Zahl der verkäuflichen Aemter bis auf viertehalbtausend, wie sich versteht, mit Ausschluß der Monti, die zu den Aemtern nicht gerechnet wurden.[1] Unter diesem Papst stieg die Summe der Alienationen auf fünftehalbhunderttausend: noch immer nahm sie zu: im Jahre 1576 war sie auf 530000 Sc. gewachsen. So sehr das Einkommen vermehrt war, so betrug dieß doch beinahe die ganze Hälfte desselben.[2]

130: die Zinsen der vacabili wurden von 14 auf 9 herabgesetzt, was im Ganzen eine gewaltige Ersparniß ausmachte.

1. Lista degli ufficii della corte Romana 1560. Bibl. Chigi N. II, 50. Viele andere einzelne Verzeichnisse von verschiedenen Jahren.

2. Tiepolo rechnet, daß außerdem 100000 Scudi für Besoldungen, 270000 für Castelle und Nunciaturen aufgehen, so daß der Papst noch immer 200000 frei habe. Er rechnet nach, daß die Päpste unter dem Vorwand der Bedürfnisse zu dem türkischen Krieg

Einen merkwürdigen Anblick bieten die Verzeichnisse der päpstlichen Einkünfte um diese Zeit dar. Nachdem bei jedem Posten die Summe genannt worden, welche der Pächter einzuliefern sich verpflichtet hat, — die Verträge mit den Pächtern wurden gewöhnlich auf 9 Jahre geschlossen, — giebt man uns an, wie viel davon veräußert war. Die Dogana von Rom z. B. warf 1576 und die folgenden Jahre die ansehnliche Summe von 133000 Scudi ab: davon waren aber 111170 assignirt, noch andere Abzüge traten ein, und die Kammer bekam nicht mehr als 13000 Scudi. Einige Gabellen auf Getreide, Fleisch und Wein gingen rein auf: die Monti waren darauf angewiesen. Von mehreren Provinzialcassen, genannt Tesorerien, — welche sogleich auch die Bedürfnisse der Provinzen zu bestreiten hatten, — z. B. aus der Mark und aus Camerino, kam kein Bajocco in die päpstliche Kammer. Und doch war oft das Sussidio zu denselben geschlagen. Ja auf die Alaungräbereien von Tolfa, auf welche man früher vorzüglich zählte, waren so starke Assignationen gemacht, daß der Ertrag um ein paar tausend Scudi geringer ausfiel.[1]

Für seine Person und seine Hofhaltung war der Papst vorzüglich auf die Dataria verwiesen. Die Dataria hatte zweierlei Einkünfte. Die einen waren mehr kirchlicher Na-

1800000 Scudi eingenommen und doch dazu nur 340000 aufgewendet hatten.

1. Z. B. Entrata della reverenda camera apostolica sotto il pontificato di N. S. Gregorio XIII fatta nell' anno 1576. MS. Gothana n. 219.

tur: es waren die Compositionen, bestimmte Geldzahlungen, für welche der Datar Regresse, Reservationen und andere canonische Unregelmäßigkeiten bei dem Uebergang von einer Pfründe zu der andern gestattete: Paul IV hatte sie durch die Strenge, mit der er verfuhr, sehr verringert,[1] doch nahmen sie allmählich wieder zu. Die andern waren mehr von weltlicher Beschaffenheit. Sie liefen bei der Vacanz und neuen Uebertragung der Cavalierate, verkäuflichen Aemter und Stellen in den Monti vacabili ein: sie nahmen in dem Grade zu, in welchem diese an Zahl stiegen. Nicht höher aber beliefen sich um das Jahr 1570 beide zusammen als um das tägliche Bedürfniß des Haushaltes gerade zu decken.

Durch diese Entwickelung der Dinge war nun aber der Kirchenstaat in eine ganz andere Lage gerathen. Hatte er sich früher gerühmt von den italienischen Staaten der mindestbelastete zu sein, so trug er jetzt so schwer, ja schwerer als die anderen,[2] und laut beklagten sich die Einwohner. Von der alten municipalen Unabhängigkeit war nur wenig übrig. Immer regelmäßiger ward die Verwaltung. Die Regierungsrechte waren früher häufig begünstigten Cardinälen und Prälaten überlassen, die einen nicht

1. Nach Mocenigo 1560 ertrug die Dataria früher monatlich zwischen 10000 und 14000 Ducaten. Unter Paul IV kam sie auf 3000 bis 4000 Duc. herab.

2. Paolo Tiepolo, Relatione di Roma in tempo di Pio IV e Pio V, sagt schon: „L'impositione allo stato ecclesiastico è gravezza quasi insopportabile per essere per diversi altri conti molto aggravato; — — d'alienare piu entrate della chiesa non vi è piu ordine, perche quasi tutte l'entrate certe si trovano gia alienate e sopra l'incerto non si trovaria chi desse danari."

unbedeutenden Vortheil davon machten. Die Landsleute der Päpste, wie unter den Medici die Florentiner, so unter Paul IV Neapolitaner, unter Pius IV Mailänder, hatten sich dann der besten Stellen erfreut. Pius V stellte dieß ab. Jene Begünstigten hatten doch die Verwaltung niemals selber geführt, sie hatten sie immer einem Doctor juris überlassen:[1] Pius V setzte diesen Doctor selbst, und zog den Vortheil der jenen zugeflossen für die Kammer ein. Es ward alles ordentlicher, stiller. Man hatte früher eine Landmiliz eingerichtet, und 16000 Mann waren in die Rollen eingetragen, Pius IV hatte sich ein Corps leichter Reiterei gehalten: Pius V schaffte eins wie das andere ab: er cassirte die Reiterei, die Landmiliz ließ er verfallen: seine ganze bewaffnete Macht belief sich noch nicht auf 500 Mann: die Masse derselben bildeten 350 Mann meistens Schweizer zu Rom. Hätte man nicht die Küste gegen die Einfälle der Türken zu schützen gehabt, so würde man sich der Waffen ganz entwöhnt haben. Diese kriegerische Bevölkerung schien vollkommen friedlich werden zu wollen. Die Päpste wünschten das Land zu verwalten wie eine große Domäne, deren Rente alsdann zum Theil wohl ihrem Hause zu Statten käme, hauptsächlich aber für die Bedürfnisse der Kirche verwendet würde.

Wir werden sehen, daß sie hiebei doch noch einmal auf große Schwierigkeiten stießen.

1. Tiepolo, ibid. „Qualche governo o legatione rispondeva sino a tre, quatro o forse sette mila e piu scudi l'anno. E quasi tutti allegramente ricevendo il denaro si scaricavano del peso del governo col mettere un dottore in luogo loro.“

Die Zeiten Gregors XIII. und Sixtus V.

Gregor XIII.

Gregor XIII — Hugo Buoncompagno aus Bologna — als Jurist und in weltlichen Diensten emporgekommen, war von Natur heiter und lebenslustig: er hatte einen Sohn, der ihm zwar, ehe er die geistliche Würde empfangen, aber doch außer der Ehe geboren worden: wenn er gleich seitdem einen regelmäßigen Wandel geführt hatte, so war er doch zu keiner Zeit scrupulös, und über eine gewisse Art von Strenge zeigte er eher seine Mißbilligung: mehr an das Beispiel Pius IV, dessen Minister er auch sogleich wieder in die Geschäfte zog, als an seinen unmittelbaren Vorgänger schien er sich halten zu wollen.[1] Aber an diesem Papste sieht man, was eine zur Herrschaft gelangte Gesinnung vermag. Hundert Jahre früher würde er höchstens wie ein Innocenz VIII regiert haben. Jetzt dagegen konnte auch ein Mann wie er sich den strengen kirchlichen Tendenzen nicht mehr entziehen.

An dem Hofe gab es eine Partei die es sich vor allem zur Aufgabe gemacht hatte dieselben zu behaupten und zu verfechten. Es waren Jesuiten, Theatiner und ihre Freunde. Man nennt uns die Monsignoren Frumento und Corniglia, den furchtlosen Prediger Franz To-

1. Man erwartete, er werde anders regieren als seine Vorgänger: „mitiori quadam hominumque captui accommodatiori ratione.“ Commentarii de rebus Gregorii XIII. (MS. Bibl. Alb)

ledo, den Datarius Contarell. Sie bemächtigten sich des Papstes um so eher, da sie zusammenhielten. Sie stellten ihm vor, daß das Ansehen, welches Pius V genossen, hauptsächlich von der persönlichen Haltung desselben hergekommen: in allen Briefen, die sie ihm vorlasen, war nur von dem Andenken an das heilige Leben des Verstorbenen, von dem Ruhme seiner Reformen und seiner Tugenden die Rede. Jede entgegengesetzte Aeußerung hielten sie entfernt. Dem Ehrgeiz Gregors XIII gaben sie durchaus eine geistliche Farbe.[1]

Wie nahe lag es ihm, den Sohn zu befördern, zu fürstlichen Würden zu erheben. Allein gleich aus der ersten Begünstigung die er demselben gewährte — er ernannte ihn zum Castellan von S. Angelo und zum Gonfaloniere der Kirche — machten ihm die Freunde eine Gewissenssache: während des Jubiläums von 1575 hätten sie Giacomo nicht in Rom geduldet: erst als dieß vorüber war, ließen sie sich seine Rückkehr gefallen, und auch dann nur darum, weil das Mißvergnügen des jungen emporstrebenden Mannes seiner Gesundheit nachtheilig wurde. Dann verheirathete ihn Gregor: er gestattete, daß ihn die Republik Venedig zu ihrem Nobile,[2] der König von Spanien

1. Relatione della corte di Roma a tempo di Gregorio XIII (Bibl. Corsini 714) 20 Febr. 1574 ist hierüber sehr unterrichtend. Von der Gesinnung des Papstes sagt der Autor: „non è stato scrupuloso nè dissoluto mai e le son dispiaciute le cose mal fatte.“

2. Sie hatte dabei die Schwierigkeit seine Herkunft zu bezeichnen. Man hat es als einen Beweis venezianischer Geschicklichkeit gerühmt, daß man ihn Signor Giacomo Boncompagno, enge verbunden mit Sr. Heiligkeit, nannte. Es ist das eigentlich eine Auskunft des Cardinal Como. Als von der Sache die Rede war, fragte

zum General seiner Hommes d'armes ernannte. Allein noch immer hielt er ihn sorgfältig in Schranken. Als er es sich einmal beikommen ließ einen seiner Universitätsfreunde aus dem Gewahrsam zu befreien, verwies ihn der Papst aufs neue, und wollte ihn aller seiner Aemter berauben. Ein Fußfall der jungen Gemahlin verhinderte dieß noch. Aber mit größeren Hoffnungen war es auf lange Zeit vorbei.[1] Erst in den letzten Jahren des Papstes hatte Giacomo Einfluß auf seinen Vater, und auch dann weder in den wichtigen Staatsgeschäften noch unbedingt.[2] Wenn man ihn um seine Verwendung bat, zuckte er die Achseln.

War nun dieß mit dem Sohne der Fall, wie viel weniger durften andere Verwandte auf unregelmäßige Begünstigung oder einen Antheil an der Gewalt hoffen. Zwei seiner Neffen nahm Gregor in das Cardinalat auf: auch Pius V hatte etwas ähnliches gethan; aber dem dritten

der Gesandte den Minister, ob man Giacomo den Sohn Sr. Heiligkeit nennen solle. „S. Sgria Illma prontamente, dopo avere scusato con molte parole il fatto di S. Sà, che prima che havesse alcuno ordine ecclesiastico generasse questo figlivolo, disse: che si potrebbe nominarlo per il Sr Jacomo Boncompagno Bolognese strettamente congiunto con Sua Santità.“ Dispaccio Paolo Tiepolo 3 Marzo 1574.

1. Antonio Tiepolo, Dispacci Agosto Sett. 1576. — Im Jahre 1583 (29 März) heißt es in einer dieser Depeschen: „il Signor Giacomo non si lascia intromettere in cose di stato.“

2. Nur von diesen letzten Zeilen gilt die Meinung von ihm, die sich sehr festgesetzt hat, die ich z. B. auch in den Memoiren von Richelieu finde: „prince doux et benin fut meilleur homme que bon pape.“ Man wird sehen wie in beschränktem Maße das wahr ist.

der sich nicht minder einstellte, verweigerte er die Audienz: er nöthigte ihn sich binnen zwei Tagen wieder zu entfernen. Der Bruder des Papstes hatte sich auch aufgemacht, um den Anblick des Glückes zu genießen, das seinem Hause widerfahren: er war schon bis Orvieto gekommen: aber hier traf ihn ein Abgesandter des Hofes, der ihm umzukehren befahl. Dem Alten traten die Thränen in die Augen, und er konnte sich nicht enthalten noch eine Strecke Weges nach Rom hin zu machen: dann aber, auf einen zweiten Befehl, begab er sich in der That zurück nach Bologna.[1]

Genug, den Nepotismus befördert, seine Familie ungesetzlich begünstigt zu haben, kann man diesem Papst nicht vorwerfen. Als ihm ein neu ernannter Cardinal sagte, er werde dem Hause und den Nepoten Sr. Heiligkeit dankbar sein, schlug er mit den Händen auf den Armsessel und rief aus: „Gott müßt ihr dankbar sein und dem heiligen Stuhle."

So sehr war er bereits von den religiösen Tendenzen durchdrungen. Er suchte Pius V in frommem Bezeigen nicht allein zu erreichen, sondern zu übertreffen.[2] Die

1. Der gute Mensch beklagte sich, daß ihm das Papstthum des Bruders mehr schade als nütze, weil es ihn zu größerem Aufwand nöthige als der Zuschuß Gregors betrage.

2. Seconda relazione dell' ambasciatore di Roma Cl^{mo} M. Paolo Tiepolo Cav^{re} 3 Maggio 1576. „Nella religione ha tolto non solo d'imitar, ma ancora d'avanzar Pio V: dice per l'ordinario almeno tre volte messa alla settimana. Ha avuto particolar cura delle chiese, focendole non solo con fabriche et altri modi ornar, ma ancora colla assistentia e frequentia di preti accrescer nel culto divino."

ersten Jahre seines Pontificats las er alle Wochen drei Mal selbst die Messe, und Sonntags hat er es niemals unterlassen. Sein Lebenswandel war nicht allein tadellos, sondern erbaulich.

Gewisse Pflichten seines Amtes hat nie ein Papst treulicher verwaltet als Gregor. Er hielt sich Listen von Männern aus allen Ländern, die zu bischöflichen Würden tauglich seien: bei jedem Vorschlag zeigte er sich wohlunterrichtet: mit großer Sorgfalt suchte er die Besetzung dieser wichtigen Aemter zu leiten.

Vor allem bemühte er sich einen streng kirchlichen Unterricht zu befördern. Den Fortgang der jesuitischen Collegien unterstützte er mit außerordentlicher Freigebigkeit. Dem Profeßhaus zu Rom machte er ansehnliche Geschenke: er kaufte Häuser, schloß Straßen und widmete Einkünfte, um dem ganzen Collegium die Gestalt zu geben, in der wir es noch heute sehen. Es war auf 20 Hörsäle und 360 Zellen für die Studirenden berechnet: man nannte es das Seminar aller Nationen: gleich bei der ersten Gründung ließ man, um zu bezeichnen wie die Absicht die ganze Welt umfasse, 25 Reden in verschiedenen Sprachen halten, und zwar eine jede sogleich mit lateinischer Verdolmetschung.[1] Das Collegium Germanicum, schon früher gestiftet, war aus Mangel an Einkommen in Gefahr einzugehn: der Papst gab ihm nicht allein den Palast S. Apollinare und die Einkünfte von S. Stefano auf dem Monte Celio, er wies ihm auch 10000 Sc. auf die apostolische Kammer an: man darf Gregor als den eigentli-

1. Dispaccio Donato 13 Genn. 1582.

chen Begründer dieses Institutes ansehen, aus welchem seitdem Jahr für Jahr eine ganze Anzahl Verfechter des Katholicismus nach Deutschland entlassen worden sind. Auch ein englisches Collegium stiftete er zu Rom, und fand Mittel es auszustatten. Er unterstützte die Collegien zu Wien und zu Grätz aus seiner Schatulle, und es war vielleicht keine Jesuitenschule in der Welt, die sich nicht auf die eine oder die andere Weise seiner Freigebigkeit hätte zu rühmen gehabt. Auf Anrathen des Bischofs von Sitia richtete er auch ein griechisches Collegium ein. Junge Leute von dreizehn bis sechszehn Jahren sollten darin aufgenommen werden: nicht allein aus Ländern die noch unter christlicher Botmäßigkeit standen, wie Corfu und Candia, sondern auch von Constantinopel, Morea und Salonichi: sie bekamen griechische Lehrmeister: mit Kaftanen und dem venezianischen Barett wurden sie bekleidet: ganz griechisch wollte man sie halten: es sollte ihnen immer in Gedanken bleiben daß sie nach ihrem Vaterland zurückzukehren hätten. Ihr Ritus sollte ihnen so gut gelassen werden wie ihre Sprache: nach den Lehrsätzen des Concilium, in welchem die griechische und lateinische Kirche vereinigt worden, wollte man sie im Glauben unterrichten.[1]

Zu dieser die gesammte katholische Welt umfassenden Sorgfalt gehört es auch, daß Gregor den Kalender reformirte. Das tridentinische Concilium hatte es gewünscht: die Verrückung der hohen Feste von ihrem durch Concilien-

1. Dispaccio Antonio Tiepolo 19 Marzo 1577. „accio che fatto maggiori possano affettionatamente e con la verità imparata dar a vedere ai suoi Greci la vera via."

schlüsse festgesetzten Verhältniß zu den Jahreszeiten machte es unerläßlich. Alle katholische Nationen nahmen an dieser Reform Theil. Ein übrigens wenig bekannter Calabrese, Luigi Lilio, hat sich dadurch einen unsterblichen Nachruhm erworben, daß er die leichteste Methode anzeigte dem Uebelstande abzuhelfen. Allen Universitäten, unter andern auch den spanischen, Salamanca und Alcala, wurde sein Entwurf mitgetheilt: von allen Seiten liefen Gutachten ein. Eine Commission in Rom, deren thätigstes und gelehrtestes Mitglied unser Landsmann Clavius war,[1] unterwarf sie dann einer neuen Untersuchung und faßte den definitiven Beschluß. Auf das ganze Getriebe hatte der gelehrte Cardinal Sirleto den größten Einfluß. Man ging dabei mit einem gewissen Geheimniß zu Werke: der neue Kalender wurde Niemand, selbst den Gesandten nicht gezeigt, ehe er von den verschiedenen Höfen gebilligt worden.[2] Dann machte ihn Gregor feierlich bekannt. Er rühmt die Reform als einen Beweis der unermeßlichen Gnade Gottes gegen seine Kirche.[3]

Nicht alle Bemühungen dieses Papstes aber waren von so friedlicher Natur. Es machte ihn unglücklich, daß erst die Venezianer Frieden, dann auch sogar der König Philipp II einen Stillstand mit den Türken geschlossen.

1. Erythraeus: „in quibus Christophorus Clavius principem locum obtinebat."

2. Dispaccio Donato 20 Dec. 1581. 2 Giugno 1582. Er preist den Cardinal als einen „huomo veramente di grande litteratura."

3. Bulle vom 13ten Februar 1582 §. 12. Bullar. Cocq. IV, 4, 10.

Wäre es auf ihn angekommen, so wäre die Liga, die den Sieg von Lepanto erfocht, niemals wieder getrennt worden. Einen unermeßlichen Kreis der Thätigkeit eröffneten ihm die Unruhen in den Niederlanden, in Frankreich, die Reibungen der Parteien in Deutschland. Unermüdlich war er in Entwürfen wider die Protestanten. Die Empörungen, welche Königin Elisabeth in Irland zu bekämpfen hatte, wurden fast immer von Rom aus unterhalten. Der Papst hatte kein Hehl, daß er es zu einer allgemeinen Unternehmung gegen England zu bringen wünsche. Jahr für Jahr unterhandeln seine Nuncien hierüber mit Philipp II, mit den Guisen. Es wäre nicht ohne Interesse alle diese Unterhandlungen und Versuche, die oft denjenigen nicht bekannt wurden, deren Ruin sie bezweckten, und zuletzt zu der großen Unternehmung der Armada geführt haben', einmal zusammenzustellen. Mit dem lebhaftesten Eifer betrieb sie Gregor. Die Ligue von Frankreich, die Heinrich III und IV so gefährlich wurde, hat ihren Ursprung in dem Verhältniß dieses Papstes zu den Guisen.

Ist es nun wahr, daß Gregor XIII dem Staate mit seinen Verwandten nicht sehr zur Last fiel, so ergiebt sich doch aus so umfassenden, ihrer Natur nach kostspieligen Unternehmungen, daß er die Hülfsquellen desselben darum nicht minder in Anspruch nahm. Hat er sich doch selbst jene Expedition Stukley's, die hernach in Africa scheiterte, so geringfügig sie war, eine bedeutende Summe kosten lassen. Noch Carl IX schickte er einst 400000 Duc. aus einer unmittelbaren Beisteuer der Städte des Kirchenstaates. Oefter unterstützte er den Kaiser, den Großmeister

der Malteser mit Geldsummen. Aber auch seine friedlicheren Bestrebungen forderten einen namhaften Aufwand. Man berechnete, daß die Unterstützung junger Leute zu ihren Studien ihm 2 Millionen gekostet habe.[1] Wie hoch mußten ihm allein die 22 Collegien der Jesuiten zu stehen kommen, die ihm ihren Ursprung verdankten.

Bei der Geldwirthschaft des Staates, die trotz der steigenden Einnahme doch niemals einen freien Ueberschuß darstellte, mußte er sich hiedurch oft genug in Verlegenheit gesetzt finden.

Die Venezianer machten kurz nach seiner Thronbesteigung einen Versuch ihn zu einer Anleihe zu bewegen. Mit steigender Aufmerksamkeit hörte Gregor dem ausführlichen Vortrag des Gesandten zu; als er endlich sah, wo er hinaus wollte, rief er aus: „Wo bin ich, Herr Botschafter? Die Congregation versammelt sich alle Tage um Geld herbeizuschaffen, und findet nie ein taugliches Mittel.“[2]

Die Staatsverwaltung Gregors XIII ward nun von vorzüglicher Wichtigkeit. Man war bereits dahin gekommen, die Alienationen so wie die Erhebung neuer Auflagen zu verdammen: man sah das Bedenkliche, ja Verderb-

1. Berechnung des Baronius. Possevinus in Ciacconius Vitae Pontificum IV, 37. Lorenzo Priuli rechnet, daß er jährlich 200000 Scudi auf opere pie gewendet. Am ausführlichsten und glaubwürdigsten hierüber sind die Auszüge welche Cocquelines aus den Relationen des Cardinal von Como und Musotti's am Schlusse der Annalen des Maffei mittheilt.

2. Dispaccio 14 Marzo 1573. Es ist eine Congregatione deputata sopra la provisione di danari.

liche eines solchen Systems vollkommen ein. Gregor gab der Congregation auf, ihm Geld zu schaffen, aber weder durch geistliche Concessionen, noch durch neue Auflagen, noch durch den Verkauf kirchlicher Einkünfte.

Welches Mittel aber war außerdem noch zu erdenken? Es ist sehr merkwürdig, welche Vorkehrungen man traf, und welche Wirkungen diese hernach hervorbrachten.

Gregor, der immer einem unbedingten Rechtsbegriff folgte, meinte zu finden, daß das kirchliche Fürstenthum noch viele Gerechtsame besitze, die er nur geltend zu machen brauche um neue Hülfsquellen zu gewinnen.[1] Er war nicht gemeint Privilegien zu schonen die ihm im Wege standen. Ohne alle Rücksicht hob er unter andern das Recht auf, das die Venezianer besaßen, aus der Mark und Ravenna Getreide mit gewissen Begünstigungen auszuführen. Er sagte, es sei billig daß der Ausländer so viel Auflagen zahle wie der Eingeborne.[2] Da sie sich nicht sogleich fügten, so ließ er ihre Magazine zu Ravenna mit Gewalt eröffnen, deren Inhalt versteigern, die Eigenthümer verhaften. Jedoch dieß wollte noch wenig sagen: es bezeichnet nur den Weg, auf dem er zu gehen gedachte. Bei weitem wichtiger war, daß er in dem Adel seines Landes eine Menge Mißbräuche wahrzunehmen glaubte, die man zum Vortheil der Staatscasse abstellen könne. Sein Kammercommissär, Rudolf Bonfiglivolo, brachte eine weitgreifende

1. Maffei, Annali di Gregorio XIII. I, p. 104. Er rechnet, daß der Kirchenstaat nur 160000 Scudi reine Einnahme gewährt habe.

2. Dispaccio Antonio Tiepolo 12 April 1577.

Ausdehnung und Erneuerung von lehensherrlichen Rechten, an die man kaum noch gedacht hatte, in Antrag. Er gab an, ein großer Theil der Schlösser und Güter der Barone des Kirchenstaates sei dem Papste heimgefallen, die einen durch den Abgang der eigentlich belehnten Linie, die andern, weil der Zins, zu dem sie verpflichtet, nicht abgetragen worden.[1] Nichts konnte dem Papste, der schon einige ähnliche Güter durch Heimfall oder um Geld erworben, gelegner kommen. Er schritt sogleich ans Werk. In den Gebirgen von Romagna entriß er Castelnovo den Isei von Cesena, Corcana den Sassatelli von Imola. Lonzano auf schönem Hügel, Savignano in der Ebene wurden den Rangonen von Modena confiscirt. Alberto Pio trat Bertinoro freiwillig ab, um den Proceß zu vermeiden, mit dem ihn die Kammer bedrohte; allein sie begnügte sich nicht damit: sie entriß ihm auch noch Verucchio und andere Ortschaften. Er präsentirte hierauf seinen Zins alle Peterstage, doch ward derselbe niemals wieder angenommen. Dieß geschah allein in der Romagna. Eben so verfuhr man aber auch in den übrigen Provinzen. Nicht allein Güter, von denen die Lehenspflicht nicht geleistet worden, nahm man in Anspruch: es gab andere die ursprünglich den Baronen nur verpfändet worden: längst aber war dieser Ursprung in Vergessenheit

1. Dispaccio A. Tiepolo 12 Genn. 1579. „Il commissario della camera attende con molta diligentia a ritrovare e rivedere scritture per ricuperare quanto dalli pontefici passati si è stato obligato o dato in pegno ad alcuno, e vedendo che S. Sà gli assentisse volontieri, non la sparagna o porta rispetto ad alcuno.“

gerathen: als ein freies Eigenthum war das Gut von Hand in Hand gegangen und zum vieles verbessert worden: jetzt gefiel es dem Papst und seinem Kammercommissär sie wieder einzulösen. So bemächtigten sie sich des Schlosses Sitiano, indem sie die Pfandsumme von 14000 Sc. niederlegten, eine Summe, die den damaligen Werth bei weitem nicht erreichte.

Der Papst that sich auf diese Unternehmungen viel zu gut. Er glaubte einen Anspruch mehr auf die Gnade des Himmels zu erwerben, sobald es ihm gelang die Einkünfte der Kirche nur um 10 Sc. zu vermehren, vorausgesetzt, ohne neue Auflagen. Er berechnete mit Genugthuung, daß man den Ertrag des Kirchenstaates in kurzem auf gerichtlichem Wege um 100000 Scudi vermehrt habe. Wie viel mehr werde man hierdurch zu Unternehmungen gegen Ketzer und Ungläubige fähig. An dem Hofe stimmte man ihm großentheils bei. „Dieser Papst heißt der Wachsame" (es ist dieß die Bedeutung von Gregorius), sagte der Cardinal von Como: „er will wachen und das Seine wieder erwerben."[1]

In dem Lande dagegen, unter der Aristokratie, machten diese Maßregeln einen andern Eindruck.

Viele große Familien fanden sich plötzlich aus einem Besitz vertrieben, den sie für höchst rechtmäßig gehalten.

1. Dispaccio 21 Ott. 1581. „Sono molti anni che la chiesa non ha havuto pontefice di questo nome Gregorio, che secundo la sua etimologia greca vuol dire vigilante: questo che è Gregorio è vigilante, vuol vigilare e ricuperare il suo, e li par di far un gran servitio, quando ricupera alcuna cosa, benche minima."

Andere sahen sich bedroht. Täglich durchsuchte man in Rom alte Papiere und fand alle Tage einen neuen Anspruch heraus. Bald glaubte sich Niemand mehr sicher, und Viele entschlossen sich ihre Güter eher mit den Waffen zu vertheidigen als sie dem Kammercommissär auszuantworten. Einer dieser Feudatare sagte dem Papst ins Gesicht: verlieren sei verlieren: wenn man sich wehre, empfinde man dabei wenigstens eine Art von Vergnügen.

Bei dem Einfluß des Adels auf seine Bauern und auf die Nobili in den benachbarten Städten, brachte dieß eine Gährung in dem ganzen Lande hervor.

Es kam hinzu, daß der Papst durch andere schlecht berechnete Maßregeln einigen Städten sehr fühlbaren Verlust zugefügt hatte. Unter anderm hatte er die Zölle von Ancona erhöht, in der Meinung, die Erhöhung falle auf die Kaufleute und nicht auf das Land. Hiemit brachte er dieser Stadt einen Schlag bei, den sie niemals hat verwinden können: der Handel zog sich plötzlich weg: es half nur wenig, daß die Auflage zurückgenommen und namentlich den Ragusanern ihre alten Freiheiten erneuert wurden.

Höchst unerwartet und eigenthümlich ist der Erfolg den dieß hervorbrachte.

Der Gehorsam in jedem, am meisten aber in einem so friedlichen Lande beruht auf einer freiwilligen Unterordnung. Hier waren die Elemente der Bewegung nicht beseitigt, nicht unterdrückt: durch die darüber ausgebreitete Herrschaft der Regierung waren sie nur verdeckt. So wie die Unterordnung an Einer Stelle nachließ, traten

diese Elemente sämmtlich hervor und erschienen in freiem Kampfe. Das Land schien sich plötzlich zu erinnern, wie kriegerisch, waffenfertig, in Parteiungen unabhängig es Jahrhunderte lang gewesen: es fing an dieß Regiment von Priestern und Doctoren zu verachten: es fiel in einen Zustand zurück, der seine Natur war.

Nicht als hätte man sich der Regierung geradehin entgegengesetzt, sich gegen sie empört: es war genug, daß allenthalben die alten Parteien erstanden.

Ganz Romagna war aufs neue von ihnen getheilt. In Ravenna waren Rasponi und Leonardi, in Rimini Ricciardelli und Tignoli, in Cesena Venturelli und Bottini, in Furli Numai und Sirugli, in Imola Vicini und Sassatelli wider einander: die erstgenannten waren immer Gibellinen, die andern Guelfen: auch nachdem die Interessen sich so ganz verändert, erwachten doch die Namen wieder. Oft hatten die Parteien verschiedene Quartiere, verschiedene Kirchen inne; sie unterschieden sich durch kleine Abzeichen: der Guelfe trug die Feder am Hut immer auf der rechten, der Gibelline auf der linken Seite;[1] bis in das kleinste Dorf ging die Spaltung; Keiner hätte seinem Bruder das Leben geschenkt, wenn dieser sich zur entgegengesetzten Faction bekannt hätte. Es haben Einige sich ihrer Weiber durch Mord entledigt, um eine Frau aus einem Geschlecht nehmen zu können, das zu ihrer Partei gehörte. Die Pacifici nützten nichts mehr, auch des-

1. Die Relatione della Romagna findet die Unterschiede „nel tagliar del pane, nel cingersi, in portare il pennacchio, fiocco o fiore al capello o all' orecchio.“

halb weil man aus Gunst minder taugliche Leute in diese Genossenschaft hatte eintreten lassen. Die Factionen sprachen selbst Recht unter sich. Oft erklärten sie die für unschuldig, die von den päpstlichen Gerichtshöfen waren verurtheilt worden. Sie erbrachen die Gefängnisse um ihre Freunde zu befreien: ihre Feinde dagegen suchten sie auch hier auf, und den andern Tag sah man zuweilen die abgeschnittenen Köpfe derselben an dem Brunnen aufgesteckt.[1]

Da nun die öffentliche Macht so schwach war, so bildeten sich in der Mark, der Campagna, in allen Provinzen die Haufen von ausgetretenen Banditen zu kleinen Armeen.

An ihrer Spitze zogen Alfonso Piccolomini, Roberto Malatesta und andere junge Männer aus den vornehmsten Geschlechtern einher. Piccolomini nahm das Stadthaus von Monte-abboddo ein: alle seine Gegner ließ er aufsuchen und vor den Augen ihrer Mütter und Weiber hinrichten: von dem Namen Gabuzio allein mußten ihrer neun sterben: indessen hielt sein Gefolge Tänze auf dem Marktplatz. Als Herr des Landes durchzog er das Gefilde: er hatte einmal das Wechselfieber, doch hielt ihn das nicht auf: an den schlimmen Tagen ließ er sich in einer Sänfte vor seinen Truppen hertragen. Den Einwohnern von Corneto kündigte er an, sie möchten sich beeilen, mit ihrer Ernte fertig zu werden: er werde kommen

1. In dem MS. Sixtus V Pontifex M. (Bibl. Altieri zu Rom) findet sich die ausführliche Schilderung dieses Zustandes. Ein Auszug davon im Anhang.

und die Saaten seines Feindes Latino Orsino verbrennen. Er für seine Person hielt noch auf eine gewisse Ehre: er nahm einem Courier seine Briefe ab: das Geld das derselbe bei sich führte, berührte er nicht. Desto gieriger, räuberischer bewiesen sich seine Gefährten. Von allen Seiten kamen die Abgeordneten der Städte nach Rom und baten um Hülfe.[1] Der Papst vermehrte seine Streitkräfte; er gab dem Cardinal Sforza eine umfassendere Vollmacht als Jemand seit dem Cardinal Albornoz besessen: nicht allein ohne Rücksicht auf ein Privilegium, sondern selbst ohne an Rechtsordnungen gebunden zu sein, ja ohne allen Proceß, manu regia sollte er verfahren dürfen:[2] — Giacomo Boncompagno ging ins Feld: auch gelang es wohl die Haufen zu zerstreuen, das Land von denselben zu reinigen: so wie sie sich aber entfernt hatten, erhob sich das alte Unwesen hinter ihnen wie zuvor.

Zu der Unheilbarkeit desselben trug noch ein besonderer Umstand vieles bei.

Dieser Papst, der oft für allzu gutmüthig gilt, hatte doch wie seine fürstlichen, so auch seine kirchlichen Ge-

1. Dispacci Donato del 1582 durchaus.

2. Breve für Sforza, in den Dispacci mitgetheilt. „Omnimodam facultatem potestatem auctoritatem et arbitrium contra quoscunque bannitos facinorosos receptatores fautores complices et sequaces etc. nec non contra communitates universitates et civitates terras et castra et alios cujuscunque dignitatis vel praeeminentiae, Barones Duces et quavis autoritate fugentes, et extrajudicialiter et juris ordine non servato, etiam sine processu et scripturis, et manu regia illosque omnes et singulos puniendi tam in rebus in bonis quam in personis.“

rechtsame mit großer Strenge wahrgenommen.[1] Weder den Kaiser noch den König von Spanien schonte er: auf seine Nachbarn nahm er keine Rücksicht. Nicht allein mit Venedig lag er in tausend Zwistigkeiten, über die Sache von Aquileja, über die Visitation ihrer Kirchen und andere Punkte: — die Gesandten können nicht beschreiben, wie er bei jeder Berührung dieser Angelegenheiten auffährt, welch eine innere Bitterkeit er zeigt: — eben so ging es in Toscana und Neapel; Ferrara fand keine Gunst; Parma hatte vor kurzem in seinen Streithändeln bedeutende Summen verloren. Alle diese Nachbarn sahen den Papst mit Vergnügen in so unangenehmen Verwickelungen: ohne weiteres nahmen sie die Banditen in ihrem Lande auf, die dann, sobald es die Gelegenheit gab, wieder nach dem Kirchenstaat zurückkehrten. Der Papst bat sie nur vergebens dieß nicht ferner zu thun. Sie fanden es besonders, daß man sich zu Rom aus Niemand etwas mache und hernach von Jedermann Rücksichten verlange.[2]

Und so vermochte denn Gregor seiner Ausgetretenen

1. Schon 1576 bemerkte dieß P. Tiepolo. „Quanto piu cerca d'acquistarsi nome di giusto, tanto piu lo perde di gratioso, perche concede molto meno gratie estraordinarie di quel che ha fatto altro pontefice di molti anni in qua: — la qual cosa, aggiunta al mancamento ch'è in lui di certi offici grati et accetti per la difficultà massimamente naturale che ha nel parlar e per le pochissime parole che in ciascuna occasione usa, fa ch'egli in gran parte manca di quella gratia appresso le persone.“

2. Dispaccio Donato 10 Sett. 1581. „E una cosa grande che con non dar mai satisfatione nissuna si pretende d'avere da altri in quello che tocca alla libertà dello stato suo correntemente ogni sorte d'ossequio.“

niemals Herr zu werden. Es ward keine Auflage bezahlt: das Sussidio blieb aus. In dem Lande griff ein allgemeines Mißvergnügen um sich. Selbst Cardinäle warfen die Frage auf, ob es nicht besser sei sich an einen andern Staat anzuschließen.

An die Fortsetzung der Maßregeln des Kammercommissärs war unter diesen Umständen nicht zu denken. Im Dezember 1581 berichtet der venezianische Gesandte ausdrücklich, der Papst habe alle Proceduren in Confiscationssachen eingestellt.

Er mußte gestatten, daß Piccolomini nach Rom kam und ihm eine Bittschrift überreichte.¹ Es überlief ihn ein Grauen, als er sie las, diese lange Reihe von Mordthaten, die er vergeben sollte, und er legte sie auf den Tisch. Allein man sagte ihm: von drei Dingen sei eins nothwendig: entweder müsse sein Sohn Giacomo den Tod von der Hand des Piccolomini erwarten, oder er müsse diesen selber umbringen, oder aber man müsse dem Piccolomini Vergebung angedeihen lassen. Die Beichtväter zu S. Johann Lateran erklärten, obwohl sie das Beichtgeheimniß nicht brechen dürften, so sei ihnen doch erlaubt so viel zu sagen, wenn nicht etwas geschehe, so stehe ein großes Unglück bevor. Es kam hinzu, daß Piccolomini von dem Großherzog von Toscana offen begünstigt ward, wie er denn im Pallast Medici wohnte. Endlich entschloß

1. Donato 9 April 1583. „Il sparagnar la spesa e l'assicurar il Signor Giacomo, che lo desiderava, et il fuggir l'occasione di disgustarsi ogni dì piu per questo con Fiorenza si come ogni dì avveniva, ha fatto venir S. Sà in questa risolutione.“

sich der Papst, aber mit tief gekränktem Herzen, und unterzeichnete das Breve der Absolution.

Die Ruhe stellte er aber damit immer noch nicht her. Seine eigene Hauptstadt war voll von Banditen. Es kam so weit, daß der Stadtmagistrat der Conservatoren einschreiten und der Polizei des Papstes Gehorsam verschaffen mußte. Ein gewisser Marianazzo schlug die angebotene Verzeihung aus: „es sei ihm vortheilhafter," sagte er, „als Bandit zu leben: da habe er größere Sicherheit."[1]

Der alte Papst, lebenssatt und schwach, sah zum Himmel und rief: du wirst aufstehen, Herr, und dich Zions erbarmen.

Sixtus V.

Es sollte zuweilen scheinen, als gäbe es in den Verwirrungen selbst eine geheime Kraft, die den Menschen bildet und emporbringt, der ihnen zu steuern fähig ist.

Während in der ganzen Welt erbliche Fürstenthümer oder Aristokratien die Herrschaft von Geschlecht zu Geschlecht überlieferten, behielt das geistliche Fürstenthum das Ausgezeichnete, daß es von der untersten Stufe der menschlichen Gesellschaft zu dem höchsten Range in derselben führen konnte. Eben aus dem niedrigsten Stande erhob sich jetzt ein Papst, der die Kraft und ganz die Natur dazu hatte, alle dem Unwesen ein Ende zu machen.

Bei den ersten glücklichen Fortschritten der Osmanen in den illyrischen und dalmatischen Provinzen flohen viele Einwohner derselben nach Italien. Man sah sie ankom-

1. „Che il viver fuoruscito li torni piu a conto e di maggior sicurtà." — Gregor regierte vom 13ten Mai 1572 bis 10ten April 1585.

men, in Gruppen geschaart an dem Ufer sitzen und die Hände gegen den Himmel ausstrecken. Unter solchen Flüchtlingen ist wahrscheinlich auch der Ahnherr Sixtus V, Zanetto Peretti, herüber gekommen: er war von slawischer Nation. Wie es aber Flüchtlingen geht: weder er noch auch seine Nachkommen, die sich in Montalto niedergelassen, hatten sich in ihrem neuen Vaterlande eines besondern Glückes zu rühmen: Peretto Peretti, der Vater Sixtus V, mußte sogar Schulden halber diese Stadt verlassen: erst durch seine Verheirathung wurde er in Stand gesetzt einen Garten in Grotte a Mare bei Fermo zu pachten. Es war das eine merkwürdige Localität: zwischen den Gartengewächsen entdeckte man die Ruinen eines Tempels der etruskischen Juno, der Cupra: es fehlte nicht an den schönsten Südfrüchten, wie denn Fermo sich eines milderen Clima's erfreut als die übrige Mark. Hier ward dem Peretti am 18ten Dezember 1521 ein Sohn geboren. Kurz vorher war ihm im Traume vorgekommen, als werde er, indem er seine mancherlei Widerwärtigkeiten beklage, durch eine heilige Stimme mit der Versicherung getröstet, er werde einen Sohn bekommen, der sein Haus glücklich machen solle. Mit aller Lebhaftigkeit eines träumerischen, durch das Bedürfniß erhöhten, schon ohnehin den Regionen des Geheimnißvollen zugewandten Selbstgefühls ergriff er diese Hoffnung: er nannte den Knaben Felix.[1]

1. Tempesti, Storia della vita e geste di Sisto V 1754, hat über den Ursprung seines Helden das Archiv von Montalto untersucht. Authentisch ist auch die Vita Sixti V, ipsius manu emendata, MS. der Bibl. Altieri zu Rom. Sixtus ward geboren, „cum pater Ludovici Vecchii Firmani hortum excoleret, mater Dianae

In welchem Zustande die Familie war, sieht man wohl, wenn z. B. das Kind in einen Teich fällt und die Tante, die an dem Teiche wäscht, es herauszieht: der Knabe muß das Obst bewachen, ja die Schweine hüten: die Buchstaben lernt er aus den Fibeln kennen, welche andere Kinder, die über Feld nach der Schule gegangen und von da zurückkommen, bei ihm liegen lassen: der Vater hat nicht die fünf Bajocchi übrig, die der nächste Schulmeister monatlich fordert. Glücklicherweise hat die Familie ein Mitglied in dem geistlichen Stande, einen Franciscaner, Fra Salvatore, der sich endlich erweichen läßt das Schulgeld zu zahlen. Da ging auch der junge Felix mit den übrigen zum Unterricht: er bekam ein Stück Brot mit: zu Mittag pflegte er dieß an dem Brunnen sitzend zu verzehren, der ihm das Wasser dazu gab. Trotz so kümmerlicher Umstände waren doch die Hoffnungen des Vaters auch bald auf den Sohn übergegangen: als dieser sehr früh, im zwölften Jahr, denn noch verbot kein tridentinisches Concilium so frühe Gelübde, in den Franciscanerorden trat, behielt er den Namen Felix bei. Fra Salvatore hielt ihn streng: er brauchte die Autorität eines

nurui ejus perhonestae matronae domesticis ministeriis operam daret.“ Diese Diana erlebte im hohen Alter das Pontificat des Sixtus. „Anus senio confecta Romam deferri voluit, cupida venerari eum in summo rerum humanarum fastigio positum, quem olitoris sui filium paupere victu domi suae natum aluerat.“ Uebrigens „pavisse puerum pecus et Picentes memorant et ipse adeo non diffitetur ut etiam prae se ferat.“ Auf der Ambrosiana R. 124 findet sich F. Radice dell' origine di Sisto V, eine Information, datirt Rom 4 Mai 1585, die indeß nur wenig sagen will.

Oheims, der zugleich Vatersstelle vertritt: doch schickte er ihn auch auf Schulen. Oft studirte Felix, ohne zu Abend gegessen zu haben, bei dem Schein einer Laterne im Kreuzgang, oder wenn diese ausging, bei der Lampe die vor der Hostie in der Kirche brannte: es findet sich nicht gerade etwas bemerkt, was eine ursprüngliche religiöse Anschauung oder eine tiefere wissenschaftliche Richtung in ihm andeutete, wir erfahren nur, daß er rasche Fortschritte gemacht habe, sowohl auf der Schule zu Fermo als auf den Schulen und Universitäten zu Ferrara und Bologna: mit vielem Lob erwarb er die academischen Würden. Besonders entwickelte er ein dialektisches Talent. Die Mönchsfertigkeit, verworrene theologische Fragen zu behandeln, machte er sich in hohem Grade zu eigen. Bei dem Generalconvent der Franciscaner im Jahre 1549, der zugleich mit literarischen Wettkämpfen begangen wurde, bestritt er einen Telesianer, Antonio Persico aus Calabrien, der sich damals zu Perugia viel Ruf erworben, mit Gewandtheit und Geistesgegenwart.[1] Dieß verschaffte ihm zuerst ein gewisses Ansehen: der Protector des Ordens, Cardinal Pio von Carpi, nahm sich seitdem seiner eifrig an.

Sein eigentliches Glück aber schreibt sich von einem andern Vorfall her.

1. Sixtus V Pontifex Maximus: MS. der Bibliothek Altieri. „Eximia Persicus apud omnes late fama Perusiae philosophiam ex Telesii placitis cum publice doceret, novitate doctrinae tum primum nascentis navitum ingenii lumen mirifice illustrabat. — Montaltus ex universa theologia excerptas positiones cardinali Carpensi inscriptas tanta cum ingenii laude defendit ut omnibus admirationi fuerit.“

Im Jahre 1552 hielt er die Fastenpredigten in der Kirche S. Apostoli zu Rom mit dem größten Beifall. Man fand seinen Vortrag lebhaft, wortreich, fließend: ohne Floskeln: sehr wohl geordnet: er sprach deutlich und angenehm. Als er nun einst dort, bei vollem Auditorium, in der Mitte der Predigt inne hielt, wie es in Italien Sitte ist, und nachdem er ausgeruht, die eingelaufenen Eingaben ablas, welche Bitten und Fürbitten zu enthalten pflegen, stieß er auf eine, die versiegelt auf der Kanzel gefunden worden, und ganz etwas anderes enthielt. Alle Hauptsätze der bisherigen Predigten Peretti's, vornehmlich in Bezug auf die Lehre von der Prädestination, waren darin verzeichnet: neben einem jeden stand mit großen Buchstaben: du lügst. Nicht ganz konnte Peretti sein Erstaunen verbergen: er eilte zum Schluß: so wie er nach Hause gekommen, schickte er den Zettel an die Inquisition.[1] Gar bald sah er den Großinquisitor, Michel Ghislieri, in seinem Gemach anlangen. Die strengste Prüfung begann. Oft hat Peretti später erzählt, wie sehr ihn der Anblick dieses Mannes, mit seinen strengen Brauen, den tiefliegenden Augen, den scharfmarkirten Gesichtszügen in Furcht gesetzt habe. Doch faßte er sich, antwortete gut und gab

1. Erzählung der nemlichen Handschrift. „Jam priorem orationis partem exegerat, cum oblatum libellum resignat ac tacitus, ut populo summam exponat, legere incipit. Quotquot ad eam diem catholicae fidei dogmata Montaltus pro concione affirmarat, ordine collecta continebat singulisque id tantum addebat, literis grandioribus: Mentiris. Complicatum diligenter libellum, sed ita ut consternationis manifestus multis esset, ad pectus dimittit, orationemque brevi praecisione paucis absolvit."

keine Blöße. Als Ghislieri sah, daß der Frate nicht allein unschuldig, sondern in der katholischen Lehre so bewandert und fest war, wurde er gleichsam ein anderer Mensch: er umarmte ihn mit Thränen: er ward sein zweiter Beschützer.

Auf das entschiedenste hielt sich seitdem Fra Felice Peretti zu der strengen Partei, die so eben in der Kirche emporkam. Mit Ignatio, Felino, Filippo Neri, welche alle drei den Namen von Heiligen erworben, war er in vertrautem Verhältniß. Daß er in seinem Orden, den er zu reformiren suchte, Widerstand fand, und von den Ordensbrüdern einmal aus Venedig vertrieben wurde, vermehrte nur sein Ansehen bei den Vertretern der zur Macht gelangenden Gesinnung. Er ward bei Paul IV eingeführt und oft in schwierigen Fällen zu Rathe gezogen: er arbeitete als Theolog in der Congregation für das tridentinische Concilium, als Consultor bei der Inquisition: an der Verurtheilung des Erzbischofs Carranza hatte er großen Antheil: er hat sich die Mühe nicht verdrießen lassen in den Schriften der Protestanten die Stellen aufzusuchen, welche Carranza in die seinen aufgenommen: das Vertrauen Pius V erwarb er völlig. Dieser Papst ernannte ihn zum Generalvicar der Franciscaner — ausdrücklich in der Absicht um ihn zur Reformation des Ordens zu autorisiren, — und in der That fuhr Peretti gewaltig durch: er setzte die Generalcommissäre ab, die bisher die höchste Gewalt in demselben besessen: er stellte die alte Verfassung her, nach welcher diese den Provinzialen zustand, und führte die strengste Visitation aus. Pius sah seine Erwartungen nicht allein erfüllt, sondern noch übertroffen: die Zuneigung die er für

Peretti hatte, hielt er für eine Art von göttlicher Eingebung: ohne auf die Afterreden zu hören, die denselben verfolgten, ernannte er ihn zum Bischof von S. Agatha, im Jahre 1570 zum Cardinal.

Auch das Bisthum Fermo ward ihm ertheilt. In dem Purpur der Kirche kam Felice Peretti in sein Vaterland zurück, wo er einst Obst und Vieh gehütet: doch waren die Vorhersagungen seines Vaters und seine eigenen Hoffnungen noch nicht völlig erfüllt.

Es ist zwar unzählige Mal wiederholt worden, welche Ränke Cardinal Montalto — so nannte man ihn jetzt — angewendet habe um zur Tiara zu gelangen: wie demüthig er sich angestellt, wie er gebeugt, hustend und am Stocke einhergeschlichen: — der Kenner wird von vorn herein erachten, daß daran nicht viel Wahres ist: nicht auf diese Weise werden die höchsten Würden erworben.

Montalto lebte still, sparsam und fleißig für sich hin. Sein Vergnügen war, in seiner Vigna bei Santa Maria Maggiore, die man noch besucht, Bäume, Weinstöcke zu pflanzen, und seiner Vaterstadt einiges Gute zu erweisen. In ernsteren Stunden beschäftigten ihn die Werke des Ambrosius, die er 1580 herausgab. So vielen Fleiß er auch darauf wandte, so war seine Behandlung doch etwas willkürlich. Uebrigens erschien sein Charakter gar nicht so harmlos wie man gesagt hat: bereits eine Relation von 1574 bezeichnet Montalto als gelehrt und klug, aber auch als arglistig und boshaft.[1] Doch zeigte er eine unge-

1. Ein Discorso sopra i soggetti papabili unter Gregor XIII sagt von Montalto: „La natura sua, tenuta terribile imperiosa et

meine Selbstherrschung. Als sein Neffe, der Gemahl der Vittoria Accorambuona, ermordet worden, war er der erste, der den Papst bat die Untersuchung fallen zu lassen. Diese Eigenschaft, die Jedermann bewunderte, hat vielleicht am meisten dazu beigetragen, daß, als die Intriguen des Conclave von 1585 dahin gediehen ihn nennen zu können, die Wahl wirklich auf ihn fiel. Auch beachtete man, wie es in der unverfälschten Erzählung des Vorgangs ausdrücklich heißt, daß er nach den Umständen noch in ziemlich frischem Alter, nemlich 64 Jahre, und von starker

arrogante, non li può punto conciliare la gratia." Man sieht, er war im Cardinalat wie er wurde als Papst. Gregor XIII sagte oft zu den Seinen: „caverent magnum illum cinerarium." Farnese sah ihn zwischen den beiden Dominicanern Trani und Justinian, die sich auch Hoffnung machten. Der Autor von Sixtus V. P. M. läßt ihn sagen: „Nae Picenum hoc jumentum magnifice olim exiliet, si duos illos, quos hinc atque illinc male fert, carbonis saccos excusserit." Er fügt hinzu, daß gerade um dieser Aussicht willen die Accorambuona sich mit dem Neffen des Sixtus verheirathet habe. Uebrigens hatte der Großherzog Franz von Toscana einen großen Antheil an dieser Wahl. In einer Depesche des florentinischen Gesandten Alberti vom 11ten Mai 1585 (Roma Filza n. 36) heißt es: „V^ra^ Altezza sia sola quella che come conviene goda il frutto dell' opera che ella ha fatta" (er spricht von dieser Wahl) „per avere questo Pontefice amico e non altro se ne faccia bello." In einem andern florentinischen Dispaccio heißt es: „Il papa replica, che il gran duca aveva molte regioni di desiderargli bene, perche egli era come quel agricoltore che pianta un frutto che ha poi caro insieme di vederlo crescere et andare avanti lungo tempo, aggiungendoli che egli era stato quello che dopo il Signor Iddio aveva condotta quest' opera, che a lui solo ne aveva ad aver obligo, e che lo conosceva, se ben di queste cose non poteva parla con ogn'uno." Wir sehen, daß hier noch eine ganz andere Geschichte hinter der Scene vorfiel, von der wir wenig oder nichts wissen. — Die Wahl am 24sten April 1585.

und guter Complexion war. Jedermann gestand, daß man unter den damaligen Umständen vor allem eines kräftigen Mannes bedurfte.

Und so sah sich Fra Felice an seinem Ziele. Es mußte auch ein menschen-würdiges Gefühl sein, einen so erhabenen und legalen Ehrgeiz erfüllt zu sehen. Ihm stellte sich alles vor die Seele, worin er jemals eine höhere Bestimmung zu erkennen gemeint hatte. Er wählte zu seinem Sinnspruch: „Von Mutterleib an bist du, o Gott, mein Beschützer.“

Auch in allen seinen Unternehmungen glaubte er fortan von Gott begünstigt zu werden. So wie er den Thron bestiegen, erklärte er seinen Beschluß die Banditen und Missethäter auszurotten. Sollte er dazu an sich nicht Kräfte genug haben, so wisse er daß ihm Gott Legionen von Engeln zu Hülfe schicken werde.[1]

Mit Entschlossenheit und Ueberlegung ging er sogleich an dieß schwere Werk.

Ausrottung der Banditen.

Das Andenken Gregors war ihm zuwider: die Maßregeln desselben mochte er nicht fortsetzen: er entließ den größ-

1. Dispaccio Priuli 11 Maggio 1585. Rede des Papstes in dem Consistorium. „Disse di due cose che lo travagliavano, la materia della giustitia e della abondantia, alle quali voleva attender con ogni cura, sperando in dio che quando li mancassero li ajuti proprii e forastieri, li manderà tante legioni di angeli per punir li malfattori e ribaldi, et esortò li cardinali di non usar le loro franchigie nel dar ricapito a tristi, detestando il poco pensier del suo predecessor.“

ten Theil der Truppen die er vorfand: die Sbirren verminderte er um die Hälfte. Dagegen entschloß er sich zu einer unnachsichtigen Bestrafung der ergriffenen Schuldigen.

Es war längst verboten kurze Waffen, besonders eine gewisse Art von Büchsen zu tragen. Vier junge Menschen aus Cora, nahe Verwandte unter einander, ließen sich dennoch mit solchen Gewehren ergreifen. Den andern Tag war die Krönung, und ein so freudiges Ereigniß nahm man zum Anlaß für sie zu bitten. Sixtus entgegnete: „so lange er lebe, müsse jeder Verbrecher sterben."[1] Noch an demselben Tage sah man sie alle vier an Einem Galgen bei der Engelsbrücke aufgehängt.

Ein junger Transtiberiner war zum Tode verurtheilt, weil er sich den Sbirren widersetzt hatte, die ihm einen Esel wegführen wollten. Alles war voll Mitleiden, wie der Knabe weinend wegen so geringer Verschuldung auf den Richtplatz geführt wurde; man stellte dem Papst seine Jugend vor. „Ich will ihm ein paar Jahre von den meinen zulegen," soll er gesagt haben: er ließ das Urtheil vollstrecken.

Diese ersten Thaten Sixtus V setzten Jedermann in Furcht: sie gaben den Verordnungen, die er nunmehr erließ, einen gewaltigen Nachdruck.

Barone und Gemeinden wurden angewiesen ihre Schlösser und Städte von den Banditen rein zu halten: — den Schaden den die Banditen anrichten würden, sollten der Herr oder die Gemeinde, in deren Gebiet er vorfalle, selber zu ersetzen haben.[2]

1. „Se vivo facinorosis moriendum esse."
2. Bull. T. IV, p. IV p. 137. Bando b. Tempisti I, IX, 14.

Man hatte die Gewohnheit auf den Kopf eines Banditen einen Preis zu setzen. Sixtus verordnete, daß diese Preise nicht mehr von der Kammer, sondern vielmehr von den Verwandten des Banditen, oder wenn diese zu arm, von der Gemeinde aus der er stamme, gezahlt werden sollten.

Es leuchtet ein, daß er das Interesse der Herren, der Gemeinden, der Verwandten für seine Zwecke in Anspruch zu nehmen suchte. Das Interesse der Banditen selbst bemühte er sich zu erwecken. Er versprach einem jedem, der einen Genossen todt oder lebendig einliefern würde, nicht nur die eigene Begnadigung, sondern auch die Begnadigung einiger seiner Freunde die er nennen könne, und überdieß ein Geldgeschenk.

Nachdem diese Anordnungen getroffen worden, und man ihre strenge Handhabung an ein paar Beispielen erlebt hatte, bekam die Verfolgung der Banditen in kurzem eine andere Gestalt.

Es war ein Glück, daß es bald im Anfang mit ein paar Oberhäuptern gelang.

Es ließ den Papst nicht schlafen, daß der Prete Guercino, der sich König der Campagna nannte, der einmal den Unterthanen des Bischofs von Viterbo verboten hatte ihrem Herrn zu gehorchen, noch immer sein Handwerk fortsetzte, und so eben neue Plünderungen vorgenommen hatte. „Er betete," sagt Galesinus, „Gott möge den Kirchenstaat von diesem Räuber befreien:" den andern Morgen lief die Nachricht ein, Guercino sei gefangen. Der Kopf ward mit einer vergoldeten Krone an der Engelsburg ausgestellt: der

Ueberbringer empfing seinen Preis, 2000 Scudi: das Volk lobte die gute Rechtspflege seiner Heiligkeit.

Dennoch wagte ein Anderer, della Fara, einst des Nachts die Wächter an der Porta Salara herauszuklopfen: er nannte sich, und bat sie, dem Papst und dem Governatore seinen Gruß zu bringen. Hierauf gebot Sixtus den Verwandten desselben ihn herbeizuschaffen: bei eigener Leibesstrafe gebot er ihnen. Es verging kein Monat, so brachte man den Kopf des Fara ein.

Zuweilen war es fast noch etwas anderes als Gerechtigkeit, was man gegen die Banditen übte.

Bei Urbino hatten sich ihrer dreißig auf einer Anhöhe verschanzt: der Herzog ließ Maulthiere mit Lebensmitteln beladen in ihre Nähe treiben: sie verfehlten nicht, den Zug zu plündern. Aber die Lebensmittel waren vergiftet: die Räuber starben sämmtlich. Bei der Nachricht hievon, sagt ein Geschichtschreiber Sixtus V, empfand der Papst eine große Zufriedenheit.[1]

In Rom führte man Vater und Sohn zum Tode, obwohl sie ihre Unschuld fortwährend betheuerten. Die Hausmutter stellte sich in den Weg: sie bat nur um einen geringen Verzug: sie könne die Unschuld der Ihrigen augenblicklich beweisen. Der Senator schlug es ihr ab. „Weil ihr denn nach Blut dürstet,“ rief sie, „so will ich euch sättigen,“ und stürzte sich aus dem Fenster des Capitols. Indessen kamen jene beiden auf den Richtplatz:

1. Memorie del ponteficato di Sisto V: „Ragguagliato Sisto ne prese gran contento.“

jeder wollte den Tod zuerst erleiden: der Vater wollte nicht den Sohn, der Sohn nicht den Vater sterben sehen: das Volk schrie auf vor Mitleid: der wilde Henker schalt auf ihren unnützen Verzug.

Da galt kein Ansehen der Person. Der Graf Johann Pepoli, aus einem der ersten Häuser von Bologna, der aber an dem Banditenwesen viel Antheil genommen, ward in dem Gefängniß strangulirt: seine Güter, sein baares Geld zog der Fiscus ein. Kein Tag war ohne Hinrichtung: aller Orten in Wald und Feld traf man auf Pfähle, auf denen Banditenköpfe staken. Nur diejenigen von seinen Legaten und Governatoren lobte der Papst, die ihm hierin genug thaten und ihm viele Köpfe einsendeten. Es ist zugleich etwas Barbarisch-Orientalisches in dieser Justiz.

Gab es noch Räuber die von ihr nicht erreicht wurden, so fielen sie wohl durch ihre eigenen Genossen. Die Versprechungen des Papstes hatten die Banditen uneins gemacht: keiner traute dem andern: sie mordeten sich unter einander.[1]

Dergestalt verging kein Jahr, so waren die Bewegungen des Kirchenstaates, wenn nicht in ihren Quellen erstickt, doch in ihrem Ausbruch bezwungen. Im Jahre 1586 hatte man die Nachricht, daß auch die letzten Anführer Montebrandano und Arara getödtet worden.

Glücklich fühlte sich der Papst, wenn ihm nun die

1. Disp. Priuli bereits am 29sten Juni 1585. „Li fuorusciti s'ammazzano l'un l'altro per la provision del novo breve."

eintreffenden Gesandten bemerkten, sie seien in seinem Staate allenthalben durch ein sicheres friedliches Land gereist.[1]

Momente der Verwaltung.

So wie aber der Mißbrauch den der Papst bekämpfte, noch einen andern Ursprung hatte als allein den Mangel an Aufsicht, so hing auch der Erfolg, welchen er dabei hatte, noch mit andern Schritten die er that zusammen.

Man sieht zuweilen Sixtus V als den alleinigen Gründer der Ordnung des Kirchenstaates an: man schreibt ihm Einrichtungen zu, die lange vor ihm bestanden: als einen unvergleichlichen Meister der Finanzen, einen höchst vorurtheilsfreien Staatsmann, einen Hersteller der Alterthümer rühmt man ihn. Er hatte eine Natur die sich dem Gedächtniß der Menschen einprägte, und fabelhaften, großartig lautenden Erzählungen Glauben verschaffte.

Ist nun dem auch nicht völlig so, wie man sagt, so bleibt seine Verwaltung doch immer sehr merkwürdig.

In einem besondern Verhältniß stand sie gegen die gregorianische. Gregor war in seinen allgemeinen Maßregeln streng, durchgreifend, einseitig: einzelne Fälle des Ungehorsams sah er nach. Eben dadurch, daß er auf der

1. Vita Sixti V i. m. em. „Ea quies et tranquillitas ut in urbe vasta, in hoc conventu nationum, in tanta peregrinorum advenarumque colluvie, ubi tot nobilium superbae eminent opes, nemo tam tenuis, tam abjectae fortunae sit qui se nunc sentiat cujusquam injuriae obnoxium.“ — Nach Gualterius, Vita Sixti V, wandte dieser den Spruch an: „fugit impius nemine persequente.“

einen Seite die Interessen gegen sich aufregte, und doch auf der andern eine Straflosigkeit ohne Gleichen einreißen ließ, veranlaßte er die unheilvolle Entwickelung die er erlebte. Sixtus dagegen war im Einzelnen unerbittlich: über seine Gesetze hielt er mit einer Strenge die an Grausamkeit grenzte: in allgemeinen Maßregeln dagegen finden wir ihn mild, nachgiebig und versöhnend. Unter Gregor hatte der Gehorsam nichts genützt und die Widersetzlichkeit nichts geschadet. Unter Sixtus hatte man alles zu fürchten, sobald man ihm Widerstand zeigte; dagegen durfte man Beweise seiner Gnade erwarten, wenn man in gutem Vernehmen mit ihm stand. Nichts förderte seine Absichten besser.

Gleich von Anfang ließ er alle die Mißhelligkeiten fallen, in welche der Vorgänger seiner kirchlichen Ansprüche halber mit den Nachbarn gerathen war. Er erklärte, ein Papst müsse die Privilegien, welche den Fürsten gewährt worden, erhalten und vermehren. Den Mailändern z. B. gab er die Stelle in der Rota zurück, die ihnen Gregor XIII entreißen wollen. Als die Venezianer endlich eine Breve zum Vorschein brachten, das für ihre Ansprüche in der Sache von Aquileja entscheidend lautete, zeigte er sich höchlich zufrieden. Jene anstößige Clausel in der Bulle In Coena Domini war er entschlossen zu tilgen. Die Congregation über die kirchliche Gerichtsbarkeit, von der die meisten Streitigkeiten ausgegangen, hob er geradezu auf.[1] Ge-

1. Lorenzo Priuli, Relatione 1586. „E Pontefice che non cosi leggiermente abbraccia le querele con principi, anzi per fuggirle ha levata la congregatione della giurisdittione ecclesia-

wiß, es liegt etwas Großartiges darin, daß Jemand aus freier Bewegung bestrittene Rechte fallen läßt. Ihm brachte dieses Verfahren sofort die glücklichsten Erfolge zu Wege. Der König von Spanien meldete dem Papst in einem eigenhändigen Schreiben, er habe seinen Ministern in Mailand und Neapel befohlen, päpstlichen Anordnungen nicht minder zu gehorchen als seinen eigenen. Sixtus war bis zu Thränen gerührt, daß der größte Monarch der Welt ihn, wie er sich ausdrückte, einen armen Mönch, dergestalt ehre. Toscana zeigte sich ergeben, Venedig befriedigt. Jetzt nahmen diese Nachbarn eine andere Politik an. Von allen Seiten schickte man dem Papst Banditen zu, die sich in die benachbarten Grenzen geflüchtet hatten. Venedig verpönte ihnen die Rückkehr in den Kirchenstaat, und verbot seinen Schiffen, bei Berührung der Küsten desselben Ausgetretene aufzunehmen. Der Papst war entzückt darüber. Er sagte, er werde es der Republik ein ander Mal gedenken: er werde, so drückt er sich aus, sich die Haut für sie abziehen lassen, sein Blut für sie vergießen. Eben darum ward er der Banditen Herr, weil sie nirgends mehr Aufnahme und Hülfe fanden.

So hielt er sich denn auch in seinem Lande von jenen strengen Anordnungen, die Gregor zum Vortheil der Kammer vorgeschrieben, weit entfernt. Nachdem er die schuldigen Feudatare gestraft, suchte er die übrigen Barone

stica," (an einer andern Stelle sagt er, hauptsächlich aus Rücksicht auf Spanien) „e stima di potere per questa via concluder con maggior facilità le cose e di sopportare con manco indegnità quelle che saranno trattate secretamente da lui solo."

eher an sich zu ziehen und zu gewinnen. Die beiden großen Familien Colonna und Orsini verband er durch Heirathen zugleich mit seinem Hause und unter einander. Gregor hatte den Colonesen Schlösser weggenommen: Sixtus regulirte selbst ihren Haushalt und machte ihnen Vorschüsse.[1] Er gab dem Contestabile M. A. Colonna die eine, dem Duca Virginio Orsini die andere von seinen Enkel-Nichten. Er gewährte ihnen eine gleiche Mitgift und sehr ähnliche Begünstigungen: ihre Präcedenzstreitigkeiten glich er dadurch aus, daß er immer dem Aeltesten von beiden Häusern den Vortritt zusprach. Prächtig nahm sich dann Donna Camilla aus, die Schwester des Papstes, zwischen ihren Kindern: so edlen Schwiegersöhnen und verheiratheten Enkelinnen.

Sixtus hatte überhaupt seine Freude daran Privilegien auszutheilen.

Vornehmlich der Mark zeigte er sich als ein wohlwollender Landsmann. Den Anconitanern gab er einige ihrer alten Gerechtsame wieder: in Macerata errichtete er für die ganze Provinz einen höchsten Gerichtshof: das Collegium der Advocaten dieser Provinz zeichnete er durch neue Zugeständnisse aus: Fermo erhob er zum Erzbisthum, Tolentino zum Bisthum: den Flecken Montalto, in dem seine Vorfahren zuerst Wohnung genommen, erhob er durch eine eigene Bulle zur Stadt und zum Bisthum: „denn es hat," sagt er, „unserer Herkunft ihren glücklichen Ursprung gegeben." Schon als Cardinal hatte er eine gelehrte

1. Dispacci degli ambasciatori estraordinarii 19 Ott. 25 Nov. 1585.

Schule daselbst gestiftet: jetzt als Papst gründete er an der Universität Bologna das Collegium Montalto für fünfzig Schüler aus der Mark, von denen Montalto allein acht und auch das kleine Grotte a Mare zwei zu präsentiren hatte.[1]

Auch Loreto beschloß er zur Stadt zu erheben. Fontana stellte ihm die Schwierigkeiten davon vor. „Mache dir keine Gedanken, Fontana," sagte er, „schwerer ward es mir mich zu entschließen, als mir die Ausführung fallen wird." Ein Theil des Landes wurde den Recanatesen abgekauft: Thäler wurden ausgefüllt, Hügel geebnet: hierauf bezeichnete man die Straßen: die Communitäten der Mark wurden ermuntert, jede ein Haus daselbst zu bauen: Cardinal Gallo setzte neue Stadtbeamten in der heiligen Capelle ein. Zugleich seinem Patriotismus und seiner Devotion gegen die heilige Jungfrau that der Papst hiedurch Genüge.

Auch allen andern Städten in den andern Provinzen widmete er seine Fürsorge. Er traf Einrichtungen um dem Anwachsen ihrer Schulden zu steuern, und beschränkte ihre Alienationen und Verbürgungen: ihr gesammtes Geldwesen ließ er genau untersuchen: von seinen Anordnungen

1. Auch die benachbarten Orte rechnete er zu Montalto. Vita Six V, ipsius manu emendata. „Porculam Patrignorum et Mintenorum, quia Montalto haud ferme longius absunt quam ad teli jactum et crebris affinitatibus inter se et commerciis rerum omnium et agrorum quadam communitate conjunguntur, haud secus quam patriae partem Sixtus fovit semper atque dilexit, omniaque iis in commune est elargitus, quo paulatim velut in unam coalescerent civitatem."

schreibt es sich her, daß die Gemeinden nach und nach wieder in Aufnahme kamen.[1]

Allenthalben förderte er den Ackerbau. Er unternahm, die Chiana von Orvieto, die pontinischen Sümpfe auszutrocknen. Die letzten besuchte er selbst: der Fiume Sisto, vor Pius VI das Beste was für dieselben geschehen, verdankt ihm seinen Ursprung.

Und so hätte er denn auch gern die Gewerbe emporgebracht. Ein gewisser Peter von Valencia, ein römischer Bürger, hatte sich erboten Seidenfabriken in Gang zu bringen. Es bezeichnet diesen Papst, mit welch einer durchfahrenden Verordnung er ihm zu Hülfe zu kommen suchte. Er befahl, in seinem ganzen Staat, in allen Gärten und Vignen, auf allen Wiesen und Waldstrecken, in allen Thälern und Hügeln, wo kein Getreide wachse, Maulbeerbäume zu pflanzen: für jeden Rubbio Landes, setzte er fünf fest: im Unterlassungsfall bedrohte er die Gemeinde mit einer bedeutenden Geldstrafe.[2] Auch die Wollarbeiten suchte

1. Gualterius: „Ad ipsarum (universitatum) statum cognoscendum corrigendum constituendum quinque camerae apostolicae clericos misit." Auch in den Memorie bemerkt man den Nutzen dieser Einrichtungen. „Con le quali provisioni si diede principio a rihaversi le communità dello stato ecclesiastico: le quali poi de tutto ritornorono in piedi: con quanto l'istesso provedimento perfezionò Clemente VIII."

2. Cum sicut accepimus: 28 Maji 1586. Bull. Cocq. IV, 4, 218. Gualterius: „Bombicinam sericam lanificiam vitreamque artes in urbem vel induxit vel amplificavit. Ut vero serica ars frequentior esset, mororum arborum seminaria et plantaria per universam ecclesiaticam ditionem fieri praecepit, ob eamque rem Maino cuidam Hebreo ex bombicibus bis in anno fructum et sericam amplificaturum sedulo pollicenti ac recipienti maxima privilegia impertivit."

er zu befördern, „damit die Armen," sagte er, „etwas zu verdienen bekommen;" dem ersten Unternehmer gab er eine Unterstützung aus der Kammer: er sollte dafür eine bestimmte Anzahl Stücke Tuch einzuliefern haben.

Man würde den Vorgängern Sixtus V Unrecht thun, wenn man Gedanken dieser Art einzig ihm zuschreiben wollte. Auch Pius V und Gregor XIII begünstigten Landbau und Gewerbe. Nicht sowohl dadurch unterschied sich Sixtus, daß er einen ganz neuen Weg einschlug, als vielmehr dadurch, daß er auf dem schon eingeschlagenen rascher und nachdrücklicher verfuhr. Eben daher rührt es, daß er den Menschen im Gedächtniß blieb.

Wenn man sagt, daß er die Congregationen der Cardinäle gestiftet, so ist das nicht so eigentlich zu verstehen. Die sieben wichtigsten, für Inquisition, Index, die Sachen des Concilium, der Bischöfe, der Mönche, für Segnatura und Consulta, fand er bereits. Auch der Staat war bei denselben nicht ganz außer Acht gelassen: die beiden letztgenannten umfaßten Justiz und Verwaltung. Sixtus beschloß nun, den bestehenden noch acht neue Congregationen hinzuzufügen, von denen sich jedoch nur noch zwei mit den Angelegenheiten der Kirche — die eine mit der Gründung neuer Bisthümer, die andere mit der Handhabung und Erneuerung kirchlicher Gebräuche — beschäftigen sollten: die übrigen sechs wurden für einzelne Zweige der Verwaltung bestimmt: für Annona, Straßenbau, Ab-

1. „Congregation de sacri riti e cerimonie ecclesiastiche, delle provisioni consistoriali: a questa volle appartenesse la cognitione delle cause dell' erettione di nove cattedrali."

schaffung drückender Auflagen, Bau von Kriegsfahrzeugen, die Druckerei im Vatican, die Universität zu Rom.[1] Man sieht wie wenig systematisch der Papst hiebei zu Werke ging: wie sehr er vorübergehende Interessen mit allgemeinen gleichstellte: nichts desto minder hat er es damit gut getroffen, und seine Einrichtung hat sich mit leichten Abänderungen Jahrhunderte lang erhalten.

Von den Cardinälen selbst stellte er übrigens einen hohen Begriff auf. Es sollen alles ausgezeichnete Männer sein, ihre Sitten musterhaft, ihre Worte Orakel, ihre Aussprüche eine Norm des Lebens und Denkens für andere: das Salz der Erde, der Leuchter auf dem Candelaber.[2] Man muß darum nicht glauben daß er bei den Ernennungen jedes Mal sehr gewissenhaft verfahren sei. Für Gallo, den er zu dieser Würde erhob, wußte er nichts anzuführen, als daß derselbe sein Diener sei, dem er aus vielen Gründen wohlwolle, der ihn einmal auf einer Reise sehr gut aufgenommen habe.[3] Auch hier aber gab er

1. „Sopra alla grascia et annona — sopra alla fabrica armamento e mantenimento delle galere — sopra gli aggravi del popolo — sopra le strade acque ponti e confini — sopra alla stamperia Vaticana“ (er gab dem ersten Inhaber der kirchlichen Druckerei Wohnung im Vatican und 20000 Sc. auf 10 Jahre) — „sopra l'università dello studio Romano.“

2. Bulla: Postquam verus ille: 3 Dec. 1586. Bullar. M. IV, IV., 279.

3. Da Sixtus keinen andern Widerspruch litt, erfuhr er den der Predigt. Der Jesuit Franz Toledo sagte hierauf in einer Predigt: man sündige, wenn man Jemand um privater Dienste willen eine öffentliche Stelle gebe. „Non perche,“ fuhr er fort, „uno sia buon coppiere o scalco, gli si commette senza nota d'imprudenza o un vescovato o un cardinalato.“ Eben Küchenmeister war Gallo gewesen. (Memorie del pontificato di Sisto V.)

eine Regel, die man später, wenn nicht immer befolgt, doch meistentheils in Gedanken gehabt hat. Er setzte die Zahl der Cardinäle auf siebzig fest: „gleichwie Moses," sagt er, „siebzig Greise aus allem Volke gewählt um sich mit ihnen zu berathen."

Nicht selten hat man auch diesem Papste die Zerstörung des Nepotismus zugeschrieben. Näher betrachtet aber verhält es sich auch damit anders. Schon unter Pius IV, Pius V und Gregor XIII, wie wir sahen, waren die Begünstigungen der Nepoten sehr unbedeutend geworden. Gebührt Einem von ihnen in dieser Hinsicht ein besonderes Lob, so ist es Pius V, der die Alienationen kirchlicher Länder ausdrücklich verpönte. Wie gesagt, diese frühere Art des Nepotismus war schon vor Sixtus V abgekommen. Unter den Päpsten des folgenden Jahrhunderts bildete sich aber eine andere Form desselben aus. Es gab immer zwei bevorzugte Nepoten, von denen der eine zum Cardinal erhoben, die oberste Verwaltung kirchlicher und politischer Geschäfte in die Hand bekam, der andere, von weltlichem Stande, reich verheirathet, mit liegenden Gründen und Luoghi di Monte ausgestattet, ein Majorat stiftete und sich ein fürstliches Haus gründete. Fragen wir nun, wann diese Form eingetreten, so finden wir, daß sie sich allmählich ausgebildet, zuerst aber unter Sixtus V angebahnt hat. Cardinal Montalto, den der Papst zärtlich liebte, so daß er sogar seine natürliche Heftigkeit gegen ihn mäßigte, bekam Eintritt in die Consulta, und an den auswärtigen Geschäften wenigstens Antheil: dessen Bruder Michele ward Marchese und gründete ein wohlausgestattetes Haus.

Wollte man aber glauben, Sixtus habe hiemit ein Nepotenregiment eingeführt, so würde man sich doch völlig irren. Der Marchese hatte keinerlei Einfluß, der Cardinal wenigstens keinen wesentlichen.[1] Es würde dieß der Sinnesweise dieses Papstes widersprochen haben. Seine Begünstigungen haben etwas Naives und Vertrauliches: sie verschaffen ihm eine Grundlage von öffentlichem und privatem Wohlwollen: aber niemals giebt er das Heft aus den Händen: immer regiert er selbst. So sehr er die Congregationen zu begünstigen schien, so sehr er selbst freimüthige Aeußerungen herausforderte, so ward er doch allemal ungeduldig und heftig, sobald sich Jemand dieser Erlaubniß bediente.[2] Seinen Willen setzte er immer eigensinnig durch. „Bei ihm," sagt Giov. Gritti, „hat beinahe Niemand eine berathende, geschweige eine entscheidende Stimme."[3] Bei allen jenen persönlichen und provinziellen Gunstbezeugungen hatte seine Verwaltung doch schlechthin einen durchgreifenden, strengen, eigenmächtigen Charakter.

Nirgends wohl mehr als in ihrem finanziellen Theile.

1. Bentivoglio, Memorie p. 90. „Non aveva quasi alcuna partecipatione nel governo."

2. Gualterius: „Tametsi congregationibus aliisque negotia mandaret, illa tamen ipse cognoscere atque conficere consuevit. Diligentia incredibilis sciendi cognoscendique omnia quae a rectoribus urbis, provinciarum, populorum omnium, a ceteris magistratibus sedis apostolicae agebantur."

3. Gritti, Relatione. „Non ci è chi abbi con lui voto decisivo, quasi ne anche consultivo."

Finanzen.

Das Haus Chigi zu Rom verwahrt ein kleines eigenhändiges Gedenkbuch Papst Sixtus V, das er sich als Mönch gehalten hat. Mit großem Interesse schlägt man es auf. Was ihm in seinem Leben Wichtiges begegnet ist, wo er jedesmal in den Fasten gepredigt, welche Commissionen er empfangen und ausgeführt hat, auch die Bücher die er besaß, welche einzeln und welche zusammengebunden, endlich seinen ganzen kleinen mönchischen Haushalt hat er darin sorgfältig verzeichnet. Da liest man z. B. wie sein Schwager Baptista 12 Schafe für ihn kaufte: wie er, der Frate, erst 12, dann noch einmal 2 Floren 20 Bolognin darauf bezahlte, so daß sie sein Eigenthum waren: der Schwager hatte sie bei sich, wie es in Montalto herkömmlich, um die halbe Nutzung. In dieser Weise geht es fort. Man sieht, wie er seine kleinen Ersparnisse zu Rathe hielt, wie sorgfältig er Rechnung darüber führte, wie dann die Summen allmählich bis zu ein paar hundert Floren anwuchsen: mit Vergnügen und Theilnahme verfolgt man dieß: es ist die nämliche haushälterische Gesinnung welche dieser Franciscaner kurz darauf auf die Verwaltung des päpstlichen Staates übertrug. Seine Sparsamkeit ist eine Eigenschaft, deren er sich in jeder Bulle, wo es die Gelegenheit irgend zuläßt, und in vielen Inschriften rühmt. In der That hat weder vor noch nach ihm ein Papst mit ähnlichem Erfolg verwaltet.

1. Memorie autografe di papa Sisto V.

Bei seiner Thronbesteigung fand er eine völlige Erschöpfung vor: bitter beschwert er sich über Papst Gregor, der zugleich von den Pontificaten seines Vorgängers und seines Nachfolgers einen guten Theil aufgebraucht habe.[1] Er bekam eine so schlechte Vorstellung von demselben, daß er einmal Messen für ihn angeordnet hat, weil er ihn im Traume jenseitige Strafen hatte leiden sehen; das Einkommen war bereits im voraus bis zum nächsten October verpfändet.

Desto angelegener ließ er es sich sein die Cassen zu füllen. Es gelang ihm über alles Erwarten. Als Ein Jahr seines Pontificates um war, im April 1586, hatte er bereits eine Million Scudi Gold gesammelt, im November 1587 eine zweite, im April 1588 eine dritte. Es macht dieß über fünftehalb Millionen Scudi in Silber. So wie er eine Million beisammen hatte, legte er sie in der Engelsburg nieder, indem er sie, wie er sich ausdrückte, der heiligen Jungfrau Maria, Mutter Gottes, und den heiligen Aposteln Peter und Paul widmete. „Er überschaue," sagt er in seiner Bulle, „nicht allein die Fluthen, auf denen das Schifflein Petri jetzt zuweilen schwanke, sondern auch die von fernher drohenden Stürme: unerbittlich sei der Haß der Ketzer: der gewaltige Türke, Assur,

1. Vita e successi del cardinal di Santaseverina. MS. Bibl. Alb. „Mentre gli parlavo del collegio de' neofiti e di quel degli Armeni, che havevano bisogno di soccorso, mi rispose con qualche alteratione, che in castello non vi erano danari e che non vi era entrata, che il papa passato havea mangiato il pontificato di Pio V e suo, dolendosi acremente dello stato nel quale haveva trovato la sede apostolica."

die Ruthe des Zornes Gottes, drohe den Gläubigen: von dem Gott, auf den er sich hiebei verlasse, werde er zugleich unterwiesen, daß der Hausvater auch bei Nacht zu wachen habe. Er folge dem Beispiel der Väter des alten Testaments, von denen auch immer eine gute Summe Geldes im Tempel des Herrn aufbewahrt worden." Er setzte, wie man weiß, die Fälle fest, in denen es allein erlaubt sein solle sich dieses Schatzes zu bedienen. Es sind folgende: wenn man einen Krieg zur Eroberung des heiligen Landes oder einen allgemeinen Feldzug wider die Türken unternehme — wenn Hungersnoth oder Pestilenz eintrete — in offenbarer Gefahr eine Provinz des katholischen Christenthums zu verlieren — bei einem feindlichen Einfall in den Kirchenstaat — oder wenn eine Stadt die dem römischen Stuhl gehöre wieder erworben werden könne. Beim Zorn des allmächtigen Gottes und der heiligen Apostel Peter und Paul verpflichtete er seine Nachfolger sich an diese Fälle zu binden.[1]

Wir lassen einen Augenblick den Werth dieser Bestimmungen auf sich beruhen: zunächst fragen wir, welche Mittel Sixtus anwandte, um einen für jene Zeiten so erstaunenswerthen Schatz zusammenzubringen.

Eine Aufsammlung des reinen Einkommens war es nicht: Sixtus selbst hat oft gesagt, der päpstliche Stuhl habe dessen nicht über 200000 Scudi.[2]

1. Ad clavum: 21 Apr. 1586. Cocq. IV, IV, 206.
2. Dispaccio Gritti 7 Giugno 1586. Der Papst tadelt Heinrich III, daß er bei 14 Millionen Einkünften nichts erspare. „Con addur l'esempio di se medesimo nel governo del ponteficato, che

Auch ist es seinen Ersparnissen nicht geradehin zuzuschreiben. Er hat deren gemacht: er bestritt seine Tafel mit 6 Paoli den Tag: er schaffte viel unnütze Stellen am Hofe ab: er verminderte die Truppen; aber wir haben nicht allein das Zeugniß des Venezianers Delfino, daß dieß alles die Ausgaben der Kammer um nicht mehr als um 150000 Scudi verringerte: Sixtus selbst hat einmal die Erleichterungen, die ihm die Kammer verdankte, nur auf 146000 Scudi[1] berechnet.

Und so stieg ihm mit allen Ersparnissen nach seinen eigenen Erklärungen das reine Einkommen doch nur auf viertehalbhunderttausend Scudi. Kaum zu den Bauten die er ausführte, geschweige denn zu einem so colossalen Thesauriren reichte ihm dieß hin.

Wir betrachteten oben die sonderbare Geldwirthschaft, die sich in diesem Staate eingerichtet hatte: dieses Steigen der Auflagen und Lasten, ohne daß sich das reine Einkommen vermehrte, diese Mannichfaltigkeit der Anleihen durch Aemterverkauf und Monti, die wachsende Belastung des Staates um der Bedürfnisse der Kirche willen. Es leuchtet ein, welche Uebelstände damit verknüpft waren, und wenn man die Lobeserhebungen vernimmt die Sixtus V so reichlich gespendet worden, so sollte man dafür halten, er habe das Uebel abzustellen gewußt. Wie erstaunt man, wenn man findet, daß er gerade den nemlichen Weg auf das rücksichtsloseste verfolgte, und diese Geldwirthschaft

dice non haver di netto piu di 200000 sc. all' anno, battuti li interessi de' pontefici passati e le spese che convien fare."

1. Dispaccio Badoer 2 Giugno 1589.

auf eine Weise fixirte, daß ihr niemals wieder Einhalt zu thun war.

Eine seiner vornehmsten Finanzquellen war der Verkauf der Aemter. Erstens erhöhte er von vielen, die bereits verkauft worden waren, die Preise. Ein Beispiel sei das Amt eines Schatzmeisters der Kammer. Es war bisher für 15000 Scudi veräußert worden: er verkaufte es zuerst an einen Justinian für 50000 Scudi; als er diesen zum Cardinal gemacht, verkaufte er es an einen Pepoli für 72000 Scudi; als er auch diesem den Purpur gegeben, zweigte er von den Einkünften des Amtes die volle Hälfte, 5000 Scudi, ab, die er einem Monte zuwies: um so vieles geschmälert verkaufte er es noch immer für 50000 Scudi Gold. — Zweitens fing er an Aemter zu verkaufen die man früher immer umsonst gegeben hatte: Notariate, Fiscalate, die Stellen des Generalcommissärs, des Sollicitators der Kammer, des Armenadvocaten: oft zu bedeutenden Preisen, das Generalcommissariat um 20000, die Notariate um 30000 Scudi. — Endlich aber errichtete er auch eine Menge neuer Aemter, oft sehr bedeutende darunter, ein Schatzmeisteramt der Dataria, die Präfectur der Gefängnisse, 24 Referendariate, 200 Cavalierate, Notariate in den Hauptorten des Staates: er verkaufte sie sämmtlich.

Allerdings brachte er auf diese Weise sehr bedeutende Summen zusammen: der Verkauf der Aemter hat ihm 608510 Sc. Gold, 401805 Sc. Silber, mithin zusammen gegen anderthalb Millionen Silber eingetragen;[1]

1. Berechnung eines ausführlichen MS. über die römischen Finanzen unter Clemens VIII. (Bibl. Barberina zu Rom.)

allein wenn die käuflichen Stellen schon früher ein Ungemach dieses Staates waren, — es lag darin, wie berührt, eine Mittheilung der Regierungsrechte, auf den Grund einer Anleihe, die man eben deshalb gegen die Zahlungspflichtigen mit aller Strenge geltend machte ohne die Verrichtungen des Amtes abzuwarten, — um wie vieles wurde dieß Uebel hiedurch vermehrt! Eben daher kam es, daß man das Amt, wie gesagt, als einen Besitz betrachtete, welcher Rechte gebe, nicht als eine Pflicht, welche Bemühungen auferlege.

Ueberdieß aber vermehrte Sixtus nun auch die Monti außerordentlich. Er errichtete drei Monti non vacabili und acht Monti vacabili: mehr als irgend einer seiner Vorgänger.

Wir sahen, daß die Monti immer auf neue Auflagen angewiesen werden mußten. Auch Sixtus V fand kein anderes Mittel, obwohl er sich Anfangs davor scheute. Als er im Consistorium der Cardinäle zum ersten Mal von einer Anlegung des Schatzes sprach, entgegnete ihm Cardinal Farnese, auch sein Großvater Paul III habe dieß beabsichtigt, doch habe er eingesehen, es werde nicht ohne Vermehrung der Auflagen möglich sein: deshalb sei er davon abgestanden. Heftig fuhr ihn Sixtus an. Die Andeutung, daß ein früherer Papst weiser gewesen, brachte ihn in Harnisch. „Das machte,“ erwiderte er, „unter Papst Paul III gab es einige große Verschleuderer, die es Gott sei Dank bei unsern Zeiten nicht giebt.“ Farnese erröthete und schwieg.[1] Allein es kam, wie er ge-

1. Memorie del ponteficato di Sisto V. „Mutatosi per tanto nel volto mentre Farnese parlava, irato piu tosto che grave gli

sagt hatte. Im Jahre 1587 nahm Sixtus V keine Rücksicht mehr. Den mühevollen Erwerb, z. B. derjenigen welche die Tiberschiffe mit Büffeln und Pferden stromaufwärts ziehen ließen, die unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse, z. B. Brennholz und die Foglietta Wein im kleinen Verkehr, beschwerte er mit neuen Auflagen und gründete unverzüglich Monti darauf. Er verschlechterte die Münzen, und da sich hierauf sogleich ein kleines Wechslergeschäft an allen Straßenecken bildete, so benutzte er auch dieß, um die Befugniß dazu zu verkaufen.[1] So sehr er die Mark begünstigte, so belastete er doch den Handel von Ancona mit neuen 2 Procent auf die Einfuhr. Die kaum auflebende Industrie mußte ihm wenigstens indirect Vortheil bringen.[2] Er hatte einen portugiesischen Juden, der aus Furcht vor der Inquisition aus Portugal entwichen war, des Namens Lopez, an der Hand, der das

rispose: Non è maraviglia, Monsignore, che a tempo di vostro avo non si potesse mettere in opera il disegno di far tesoro per la chiesa con l'entrate e proventi ordinarii, perche vi erano di molti e grandi scialaquatori (ein Wort das er sehr liebte), i quali non sono dio gratia a tempi nostri: notando amaramente la moltitudine di figli e figlie e nepoti d'ogni sorte di questo pontefice. Arrossì alquanto a quel dire Farnese e tacque."

1. Man bekam für einen alten Giulio außer 10 Bajocchi, die er geschlagen, noch ein Aufgeld von 4 bis 6 Quatrin.

2. Ein rechtes Beispiel seiner Verwaltung. Le stesse memorie: „Ordinò non si vendesse seta o sciolta o tessuta in drappi nè lana o panni se non approbati da officiali creati a tal effetto, nè si estraessero senza licenza degli stessi: inventione utile contro alle fraudi, ma molto piu in prò della camera, perche pagandosi i segni e le licenze se n'imborsava gran danaro dal pontefice." Das konnte denn auch der Industrie nicht sehr vortheilhaft sein.

Vertrauen des Datars, der Signora Camilla, und endlich auch des Papstes selber gewann, und der ihm diese und ähnliche Operationen angab. Nach jener Abfertigung Farnese's wagte kein Cardinal mehr zu widersprechen. Als von der erwähnten Impost auf den Wein die Rede war, sagte Albano von Bergamo: „ich billige alles was Ew. Heiligkeit gefällt, doch würde ich es noch mehr billigen, wenn ihr diese Auflage mißfiele.“

Und so brachte sich Sixtus so viel neue Einkünfte zu Wege, daß er in den Monti eine Anleihe von drittehalb Millionen Scudi Gold, genau 2424725, aufnehmen und mit Zinsen ausstatten konnte.

Gestehen wir aber ein, daß diese Staatswirthschaft etwas Unbegreifliches hat.

Durch die neuen Auflagen und so viele Aemter werden dem Lande neue und ohne Zweifel sehr drückende Lasten aufgebürdet: die Aemter sind auf Sporteln angewiesen, was den Gang der Justiz und der Administration nicht anders als hemmen kann; die Auflagen fallen auf den Handel im Großen und auf den kleinen Verkehr, und müssen der Regsamkeit schaden. Und wozu dient zuletzt ihr Ertrag?

Rechnen wir zusammen was Monti und Aemter im Ganzen eingebracht haben, so beträgt das ungefähr eben die Summe die in das Castell eingeschlossen ward: fünftehalb Millionen Scudi: wenig mehr. Alle Unternehmungen, die diesen Papst berühmt gemacht, hätte er mit dem Ertrag seiner Ersparnisse ausführen können.

Daß man Ueberschüsse sammelt und aufspart, läßt

sich begreifen: daß man Anleihen macht um einem Bedürfniß der Gegenwart abzuhelfen, ist in der Regel: daß man aber Anleihen macht und Lasten aufbürdet um einen Schatz für künftige Bedürfnisse in ein festes Schloß einzuschließen, ist höchst außerordentlich.

Dennoch ist es dieß, was die Welt an Papst Sixtus V immer am meisten bewundert hat.

Es ist wahr, die Maßregeln Gregors XIII hatten etwas Gehässiges, Gewaltsames und eine sehr schlechte Rückwirkung. Dessenungeachtet sollte ich glauben, wenn er es dahin gebracht hätte, daß die päpstliche Casse sowohl neuer Auflagen als der Anleihe in Zukunft hätte entbehren können, so würde dieß eine sehr wohlthätige Wirkung hervorgerufen, der Kirchenstaat vielleicht eine glücklichere Entwickelung genommen haben.

Allein es fehlte Gregor zumal in den spätern Jahren an der Kraft seine Gedanken durchzusetzen.

Gerade durch diese vollführende Kraft zeichnete sich Sixtus aus. Sein Thesauriren durch Anleihen, Aemterverkauf und neue Auflagen häufte Last auf Last: wir werden die Folgen davon beobachten; aber daß es gelang, blendete die Welt, und für den Augenblick gab es wirklich dem Papstthum eine neue Bedeutung.

In der Mitte von Staaten, denen es meistentheils an Geld fehlte, bekamen die Päpste durch den Besitz eines Schatzes eine größere Zuversicht auf sich selbst, ein ungewohntes Ansehen bei den Uebrigen.

In der That gehörte diese Staatsverwaltung recht eigentlich mit zu dem katholischen Systeme jener Zeit.

Indem sie alle finanziellen Kräfte des Staates in die Hände des kirchlichen Oberhauptes legte, machte sie denselben erst vollkommen zu einem Organe geistlicher Gewalt.

Denn wozu anders konnte dieß Geld angewendet werden als zur Vertheidigung und Ausbreitung des katholischen Glaubens?

Sixtus V lebte und webte in Entwürfen die dahin zielten. Zuweilen betrafen sie den Orient und die Türken, öfter den Occident und die Protestanten. Zwischen den beiden Systemen, dem katholischen und dem protestantischen, brach ein Krieg aus, an dem die Päpste den lebhaftesten Antheil nahmen.

Wir betrachten ihn in dem folgenden Buche. Zunächst bleiben wir noch einen Augenblick bei Rom stehen, welches von neuem eine allgemeine Wirkung auf die Welt auszuüben wußte.

Bauunternehmungen Sixtus V.

Es war das dritte Mal daß sich Rom auch äußerlich als die Haupstadt einer Welt darstellte.

Man kennt die Pracht und Größe des antiken Roms: aus Trümmern und Erzählungen hat man es sich mannichfaltig zu vergegenwärtigen gesucht. Auch das Mittelalter verdiente wohl einmal einen ähnlichen Fleiß. Herrlich war auch dieß mittlere Rom mit der Majestät seiner Basiliken, dem Dienst seiner Grotten und Catacomben, den Patriarchien des Papstes, in denen die Denkmäler des frühesten

Christenthums aufbewahrt wurden, dem noch immer prächtigen Kaiserpalast, der den deutschen Königen gehörte, den befestigten Burgen, welche sich in der Mitte so vieler Gewalten unabhängige Geschlechter trotzig eingerichtet hatten.

Während der Abwesenheit der Päpste in Avignon war dieß mittlere Rom so gut verfallen, wie das antike längst in Trümmern lag.

Als Eugenius IV im Jahre 1443 nach Rom zurückkehrte, war es eine Stadt der Kuhhirten geworden: die Einwohner unterschieden sich nicht von den Bauern und Hirten der Landschaft. Man hatte längst die Hügel verlassen: in der Ebene an den Beugungen der Tiber wohnte man: auf den engen Straßen gab es kein Pflaster: durch Balcone und Bogen, welche Haus an Haus stützten, waren sie noch mehr verdunkelt: man sah das Vieh wie auf dem Dorfe herumlaufen. Von S. Sylvester bis an die Porta del Popolo war alles Garten und Sumpf: man jagte da wilde Enten. An das Alterthum war beinahe auch die Erinnerung verschwunden. Das Capitol war der Berg der Ziegen, das Forum Romanum das Feld der Kühe geworden: an einige Monumente, die noch übrig waren, knüpfte man die seltsamsten Sagen. Die Peterskirche war in Gefahr zusammenzustürzen.

Als endlich Nicolaus die Obedienz der gesammten Christenheit wieder gewonnen, faßte er, reich geworden durch die Beiträge der zum Jubiläum strömenden Pilgrime, den Gedanken auf, Rom dergestalt mit Gebäuden zu schmücken, daß Jedermann mit der Anschauung erfüllt werden sollte, dieß sei die Hauptstadt der Welt.

Es war aber dieß nicht das Werk eines einzigen Mannes. Die folgenden Päpste haben Jahrhunderte lang daran mitgearbeitet.

Ich will ihre Bemühungen, die man in ihren Lebensbeschreibungen aufgezeichnet findet, hier nicht im Einzelnen wiederholen. Am bedeutendsten waren sowohl durch ihren Erfolg als selbst durch ihren Gegensatz die Epochen Julius II und unseres Sixtus.

Unter Julius II wurde die untere Stadt an den Ufern der Tiber, wohin sie sich gezogen, völlig erneuert. Nachdem Sixtus IV die beiden Theile jenseit und diesseit des Flusses durch jene solide einfache Brücke von Travertino, die noch heute seinen Namen führt, besser verbunden hatte, baute man zu beiden Seiten mit dem größten Eifer. Jenseit begnügte sich Julius nicht mit dem Unternehmen der Peterskirche, die unter ihm mächtig emporstieg: er erneuerte auch den vaticanischen Palast. In der Vertiefung zwischen dem alten Bau und dem Landhause Innocenz VIII, dem Belvedere, legte er die Loggien an, eins der wohlerfundensten Werke die es geben mag. Unfern von da wetteiferten seine Vettern, die Riari, und sein Schatzmeister Agostino Chigi, wer von beiden ein schöneres Haus aufrichten würde. Ohne Zweifel behielt Chigi den Preis: das seine ist die Farnesina, bewundernswürdig schon in der Anlage, von Raphaels Hand aber unvergleichlich ausgeschmückt. Diesseit verdanken wir Julius II die Vollendung der Cancelleria mit ihrem Cortile, das in reinen, glücklich geworfenen Verhältnissen ausgeführt ist, dem schönsten Gehöfte der Welt. Seine Cardinäle und Barone strebten

ihm nach: Farnese, dessen Palast sich durch seinen großartigen Eingang den Ruf des vollkommensten unter den römischen Palästen erworben hat: Franz de Rio, der von dem seinen rühmte, er werde stehen, bis die Schildkröte die Erde durchwandle: mit allen Schätzen der Literatur und Kunst war das Haus der Medici erfüllt: auch die Orsinen schmückten ihren Palast auf Campofiore innen und außen mit Statuen und Bildwerken aus.[1] Den Denkmalen dieser schönen Zeit, in der man es versuchte dem Alterhum gleich zu kommen, — um Campofiore und den farnesischen Platz her — widmet der Fremde nicht immer die Aufmerksamkeit die sie verdienen. Es war Wetteifer, Genius, Blüthe: ein allgemeiner Wohlstand. Da das Volk zunahm, so baute man sich auf dem Campo Marzo, um das Mausoleum des August her an. Unter Leo entwickelte sich dieß noch mehr: aber schon Julius hatte Gelegenheit jenseit die Lungara, gegenüber diesseit die Strada Julia zu ziehen. Man sieht noch die Inschrift, in der ihn die Conservatoren rühmen, daß er neue Straßen abgemessen und eröffnet habe „der Majestät der neuerworbenen Herrschaft gemäß."

Durch die Pest, durch die Eroberung sank die Volksmenge wieder: die Bewegungen unter Paul IV fügten der Stadt aufs neue großen Schaden zu: erst nachher nahm sie sich wieder auf: mit dem erneuten Gehorsam der katholischen Welt stieg auch die Anzahl der Einwohner.

Schon Pius IV dachte darauf, die verlassenen Hü-

1. Opusculum de mirabilibus novae et veteris urbis Romae editum a Francisco Albertino 1515, besonders in dem zweiten Theile, de nova urbe.

gel wieder anzubauen. Auf dem Capitolin gründete er den Palast der Conservatoren: auf dem Viminal erhob ihm Michel Angelo aus den Trümmern der diocletianischen Thermen die Kirche S. Maria degli Angeli: die Porta Pia auf dem Quirinal trägt noch heute sein Abzeichen.[1] Auch Gregor XIII baute hier.

Es waren dieß aber der Natur der Sache nach vergebliche Bemühungen, so lange die Hügel des Wassers entbehrten.

Eben hier tritt Sixtus V hervor. Es hat ihm vor allen übrigen Päpsten in der Stadt ein ruhmvolles Andenken gestiftet, daß er dieß Bedürfniß ins Auge faßte, und das mangelnde Wasser in colossalen Aquäducten herbeizuführen beschloß. Er that es, wie er sagt, „damit diese Hügel, noch zu den christlichen Zeiten durch Basiliken verherrlicht, ausgezeichnet durch gesunde Luft, anmuthige Lage, angenehme Aussicht wieder bewohnt werden mögen.“ „Darum,“ fügt er hinzu, „haben wir uns durch keine Schwierigkeiten, keine Unkosten abschrecken lassen.“ In der That sagte er den Architecten von allem Anfang, er wolle ein Werk das sich mit der alten Pracht des kaiserlichen Roms messen könne. Zwei und zwanzig Miglien weit, von dem Agro Colonna her führte er allen Hindernissen zum Trotz die Aqua Martia zum Theil unter der Erde, zum Theil auf hohen Bögen nach Rom. Mit großer Genugthuung sah endlich der Papst den Strahl dieses Wassers sich in

1. Luigi Contarini, Antichità di Roma p. 76, preist vor allem die Bemühungen Pius IV, „S'egli viveva ancora 4 anni, Roma sarebbe d'edificii un altra Roma.“

seine Vigna ergießen: er führte es weiter nach S. Susanna auf den Quirinal: er nannte es nach seinem Eigennamen Aqua Felice: nicht mit geringem Selbstgefühl ließ er bei der Fontäne Moses abbilden, wie bei dem Schlag seines Stabes das Wasser aus dem Felsen strömt.[1]

Für jene Gegend und die ganze Stadt war dieß ein großer Vortheil. Die Aqua Felice giebt in 24 Stunden 20537 Cubikmeter Wasser und speist 27 Fontänen.

Wirklich fing man hierauf an, die Höhen wieder anzubauen. Durch besondere Privilegien lud Sixtus dazu ein. Er ebnete den Boden bei Trinita de' Monti, und legte den Grund zu der Treppe am spanischen Platz, welche die nächste Communication von der unteren Stadt nach dieser Anhöhe bildet.[2] Hier legte er Via Felice und Borgo Felice an: er eröffnete die Straßen, die noch heute nach S. Maria Maggiore führen, von allen Seiten: er hatte die Absicht alle Basiliken durch breite und große Wege mit dieser zu verbinden. Die Poeten rühmen, Rom verdoppele sich gleichsam und suche seine alten Wohnungen wieder auf.

Jedoch war es diese Anbauung der Höhen nicht allein,

1. Von Tasso haben wir Stanze all' acqua felice di Roma (Rime II, 311), wie das Wasser anfangs auf dunklem Pfad wandle und dann fröhlich nach dem Sonnenlicht heraufkomme, um Rom zu sehen, wie es Augustus sah.

2. Gualterius: „Ut viam a frequentioribus urbis locis per Pincium collem ad Exquilias commode strueret, Pincium ipsum collem ante sanctissimae Trinitatis templum humiliorem fecit et carpentis rhedisque pervium reddidit scalasque ad templum illud ab utroque portae latere commodas perpulcrasque ad modum extruxit, e quibus jucundissimus in totam urbem prospectus est."

wodurch sich Sixtus V von den früheren Päpsten unterschied. Er faßte zugleich Absichten die den ältern geradezu entgegenliefen.

Mit einer Art von Religion betrachtete man unter Leo X die Trümmer des alten Roms: man nahm mit Entzücken den göttlichen Funken des antiken Geistes an ihnen wahr: wie ließ sich jener Papst die Erhaltung derselben empfohlen sein, „dessen was von der alten Mutter des Ruhmes und der Größe von Italien noch allein übrig geblieben.“ [1]

Von diesem Geist war Sixtus V himmelweit entfernt. Für die Schönheit der Ueberreste des Alterthums hatte dieser Franciscaner keinen Sinn. Das Septizonium des Se-

1. Stellen aus dem bekannten Schreiben Castiglione's an Leo X: Lettere di Castiglioni Padova 1796 p. 149. Von einem Entwurfe zu einem planmäßigen Aufgraben der alten Stadt kann ich in diesem Briefe doch nichts finden. Offenbar scheint mir, daß es eine Vorrede zu einer Beschreibung von Rom mit einem Plane ist: auf diese Beschreibung und diesen Plan wird fortwährend hingewiesen: höchst wahrscheinlich bleibt es, daß eine Arbeit von Raphael selbst mit dieser Vorrede eingeleitet werden sollte. Es ergiebt sich das besonders aus den zusammentreffenden Ausdrücken in dem bekannten Epigramm auf Raphaels Tod und in diesem Briefe. Z. B. „vedendo quasi il cadavero di quella nobil patria cosi miseramente lacerato“ — „urbis lacerum ferro igni annisque cadaver Ad vitam revocas.“ — Es bezeichnet das wohl eine Wiederherstellung, aber nur in der Idee, in der Beschreibung. Diese Meinung hebt die bisher geäußerten Ansichten im Wesentlichen nicht auf, sondern bestimmt sie nur näher. Wir können annehmen, daß die Arbeit, mit der sich Raphael in der letzten Zeit seines Lebens beschäftigte, schon ziemlich weit vorgerückt war, da bereits eine Dedication dazu in seinem Namen verfaßt wurde. Welch einen Namen mehr gäbe das unter den Astygraphen! Die Papiere und der Plan mögen in die Hände des Fulvius gekommen sein, der an den Untersuchungen wahrscheinlich großen Antheil hatte.

verus, ein höchst merkwürdiges Werk, das sich durch alle Stürme so vieler Jahrhunderte bis auf ihn erhalten, fand keine Gnade vor seinen Augen. Er zerstörte es von Grund aus und brachte einige Säulen davon nach St. Peter.[1] Er war eben so heftig im Zerstören als eifrig im Bauen. Jedermann fürchtete, er werde auch darin kein Maß finden. Man höre, was der Cardinal von Santa Severina erzählt: es würde unglaublich scheinen, wenn er es nicht selbst erlebt hätte. „Da man sah," sagt er, „daß sich der Papst ganz und gar zur Zerstörung der römischen Alterthümer hinneigte: so kamen eines Tages eine Anzahl römischer Edelleute zu mir, und baten mich das Meine zu thun, um S. Heiligkeit von einem so ausschweifenden Gedanken abzubringen." An den Cardinal wandten sie sich, der damals ohne Zweifel selbst als der größte Zelot anzusehen war. Cardinal Colonna schloß sich an ihn an. Der Papst antwortete ihnen, er wolle die häßlichen Antiquitäten wegschaffen, die übrigen aber, die dieß bedürften, restauriren. Man denke, was ihm häßlich vorkommen mochte! Er hatte die Absicht das Grab der Cäcilia Metella, schon damals den einzigen bedeutenden Rest der republicanischen Zeiten, ein bewundernswürdiges, erhabenes Denkmal, geradehin zu zerstören. Wie viel mag unter ihm zu Grunde gegangen sein!

Konnte er sich doch kaum entschließen, den Laocoon

1. Gualterius: „Praecipue Severi Septizonii, quod incredibili Romanorum dolore demoliendum curavit, columnis marmoribusque usus est, passimque per urbem caveae videbantur unde lapides omnis generis effodiebantur."

und den belvederischen Apoll im Vatican zu dulden. Die antiken Bildsäulen, mit denen die römischen Bürger das Capitol geschmückt hatten, litt er nicht daselbst. Er erklärte, er werde das Capitol zerstören, wenn man sie nicht entferne. Es war ein Jupiter tonans, zwischen Minerva und Apoll. Die beiden andern mußten in der That entfernt werden: nur die Minerva ward geduldet. Aber Sixtus wollte, daß sie Rom und zwar das christliche bedeuten solle. Er nahm ihr den Speer den sie trug, und gab ihr ein ungeheures Kreuz in die Hände.[1]

In diesem Sinne restaurirte er die Säulen des Trajan und des Antonin: auch jener ließ er die Urne wegnehmen, welche, wie man sagte, die Asche des Kaisers enthielt: er widmete sie dem Apostel Petrus, die andere dem Apostel Paulus, deren Bildsäulen seitdem in dieser luftigen Höhe über den Häusern der Menschen einander gegenüberstehen. Er meinte damit dem christlichen Glauben einen Triumph über das Heidenthum zu verschaffen.[2]

Die Aufstellung des Obelisken vor S. Peter lag ihm darum so sehr am Herzen, weil er „die Monumente des Unglaubens an dem nemlichen Orte dem Kreuze unterworfen zu sehen wünschte, wo einst die Christen den Kreuzestod erleiden müssen.“[3]

1. Stelle aus der Vita Sixti V ipsius manu emendata, abgedruckt in Bunsens Beschreibung von Rom I, S. 702.

2. So sieht das unter andern J. P. Maffei, Historiarum ab excessu Gregorii XIII lib. I, p. 5 an.

3. Vita Sixti V i. m. e.: „ut ubi grassatum olim suppliciis in Christianos et passim fixae cruces, in quas innoxia natio sublata teterrimis cruciatibus necaretur, ibi supposita cruci et in crucis versa honorem cultumque ipsa impietatis monumenta cernerentur.“

In der That ein großartiges Unternehmen, das er aber ganz auf seine Weise ausführte: mit einer sonderbaren Mischung von Gewaltsamkeit, Größe, Pomp und zelotischem Wesen.

Dem Baumeister, Domenico Fontana, der sich unter seinen Augen vom Maurerlehrburschen heraufgearbeitet hatte, drohte er sogar Strafen an, wenn es ihm mißlinge und er den Obelisken beschädige.

Es war alles schwer: ihn dort wo er stand — bei der Sacristei der alten Peterskirche — von seiner Basis zu erheben, ihn niederzusenken, auf eine neue Stelle zu führen, und hier wieder aufzurichten.

Man schritt dazu mit dem Gefühle, daß man ein Werk unternehme, welches alle Jahrhunderte hindurch berühmt sein werde. Die Arbeiter, ihrer 900 an der Zahl, begannen damit, daß sie die Messe hörten, beichteten und die Communion empfingen. Dann traten sie in den Raum, der für die Arbeit durch einen Zaun abgesondert worden. Der Meister nahm einen höheren Sitz ein. Der Obelisk war mit Strohmatten und Bohlen umkleidet, die von festen eisernen Ringen umfaßt waren: 35 Winden sollten die ungeheure Maschine in Bewegung setzen, die ihn mit gewaltigen hänfenen Tauen emporzuheben bestimmt war: an jeder arbeiteten 2 Pferde und 10 Menschen. Endlich gab eine Trompete das Zeichen. Gleich der erste Ruck griff vortrefflich: der Obelisk erhob sich von der Basis, auf der er seit 1500 Jahren ruhete: bei dem zwölften war er $2^3/_4$ Palm erhoben und festgehalten: der Baumeister sah die ungeheure Masse, mit ihrer Bekleidung über eine Million

römischer Pfund schwer, in seiner Gewalt. Man hat sorgfältig angemerkt, daß es am 30sten April 1586 war, Nachmittag gegen drei, um die zwanzigste Stunde. Vom Castell S. Angelo gab man Freudensignale: alle Glocken der Stadt wurden geläutet: die Arbeiter trugen ihren Meister mit unaufhörlichem Lebehoch triumphirend um die Umzäunung.

Sieben Tage darnach senkte man den Obelisk mit nicht minderer Geschicklichkeit: hierauf führte man ihn auf Walzen an seine neue Stelle. Erst nach Ablauf der heißen Monate wagte man zu seiner Wiederaufrichtung zu schreiten.

Der Papst wählte zu diesem Unternehmen den 10ten September, einen Mittwoch, welchen Tag er immer glücklich gefunden, den nächsten vor dem Feste der Erhöhung des Kreuzes, dem der Obelisk gewidmet werden sollte. Auch dießmal begannen die Arbeiter ihr Tagewerk damit, daß sie sich Gott empfahlen: sie fielen auf die Kniee, als sie in die Umzäunung traten. Fontana hatte seine Einrichtungen nicht ohne Rücksicht auf die letzte Erhebung eines Obelisken, die von Ammianus Marcellinus beschrieben worden, getroffen: doch hatte er die Kraft von 140 Pferden voraus. Auch hielt man es für ein besonderes Glück, daß der Himmel an diesem Tage bedeckt war. Alles ging erwünscht von Statten. In drei großen Absätzen wurde der Obelisk bewegt: eine Stunde vor Sonnenuntergang senkte er sich auf sein Piedestal, auf den Rücken der vier bronzenen Löwen die ihn zu tragen scheinen. Der Jubel des Volks war unbeschreiblich: der Papst fühlte die vollkommenste Genugthuung: so viele von seinen Vorgängern hatten es gewollt, in so vielen Schriften hatte man es ge-

wünscht: er hatte es nunmehr ausgeführt. In seinem Diarium ließ er anmerken, daß ihm das größte und schwierigste Werk gelungen sei, welches der menschliche Geist erdenken könne: er ließ Medaillen darauf prägen: er empfing Gedichte in allen Sprachen darüber: den auswärtigen Mächten gab er davon Kunde.[1]

Sonderbar lautete die Inschrift, in der er sich rühmt, er habe dieß Denkmal den Kaisern August und Tiberius entrissen und dem heiligsten Kreuze gewidmet. Er ließ ein Kreuz darauf errichten, in das ein Stück Holz von dem angeblich wahren Kreuze Christi eingeschlossen war. Es drückt dieß seine ganze Gesinnung aus. Die Monumente des Heidenthums sollten selber zur Verherrlichung des Kreuzes dienen.

Mit ganzer Seele widmete er sich diesen seinen Bauten. Ein Hirtenknabe, in Garten und Feld aufgewachsen, liebte er die Städte: von einer Villeggiatura wollte er nichts wissen: er sagte, „seine Erholung sei viele Dächer zu sehen."

1. Die Dispacci des Gritti vom 3, 10 Maggio, 12 Luglio, 11 Ottobre handeln von dieser Aufrichtung. Nicht übel schildert die Vita Sixti V ipsius manu emendata den Eindruck: „Tenuitque universae civitatis oculos novae et post 1500 amplius anno relatae rei spectaculo, cum aut sedibus suis avulsam tolleret molem, uno tempore et duodenis vectibus impulsam et quinis tricenis ergatis quas equi bini homines deni agebant in sublime elatam, aut cum suspensam inde sensim deponeret extenderetque humi junctis trabibus atque ex his ingenti composita traha quae jacentem exciperet, aut cum suppositis cylindris (sunt hae ligneae columnae teretes et volubiles) quaternis ergatis protracta paulatim per editum et ad altitudinem basis cui imponenda erat excitatum aggerem atque undique egregie munitum incederet, denique cum iterum erecta librataque suis reposita sedibus est."

Ich verstehe: seine Bauunternehmungen machten ihm das größte Vergnügen.

Viele tausend Hände waren unaufhörlich beschäftigt: keine Schwierigkeit schreckte ihn ab.

Noch immer fehlte die Kuppel an St. Peter, und die Baumeister forderten 10 Jahre zu ihrer Vollendung. Sixtus wollte sein Geld dazu hergeben, doch an dem Werke auch selber noch seine Augen weiden. Er stellte 600 Arbeiter an: auch die Nacht ließ er nicht feiern: im 22sten Monate wurde man fertig. Nur erlebte er nicht, daß das bleierne Dach gelegt wurde.

Aber auch in Werken dieser Art setzte er seiner Gewaltsamkeit keine Grenzen. Die Ueberbleibsel des päpstlichen Patriarchium bei dem Lateran, die noch keineswegs geringfügig und ausnehmend merkwürdig waren, Alterthümer der Würde die er selbst bekleidete, ließ er ohne Erbarmen niederreißen, um an der Stelle derselben seinen Lateranpalast zu errichten, den man nicht einmal brauchte, und der sich nur als eins der ersten Beispiele der einförmigen Regelmäßigkeit moderner Architectur eine sehr zweideutige Aufmerksamkeit erworben hat.

Wie so ganz hatte sich das Verhältniß geändert, in welchem man zu dem Alterthum stand. Man wetteiferte früher und auch jetzt mit demselben: aber früher suchte man es in der Schönheit und Anmuth der Form zu erreichen, jetzt bemühte man sich, in massenhaften Unternehmungen ihm gleich zu kommen oder es zu überbieten. In dem geringsten Denkmal verehrte man früher eine Spur des antiken Geistes: jetzt hätte man diese Spuren lieber ver-

tilgt. Man folgte einer Idee, die man allein gelten ließ, neben der man keine andere anerkannte. Es ist die nemliche die sich in der Kirche die Herrschaft erworben, die den Staat zu einem Organ der Kirche gemacht hat. Diese Idee des modernen Katholicismus durchdringt alle Adern des Lebens in seinen verschiedensten Richtungen.

Veränderung der geistigen Richtung überhaupt.

Denn man darf nicht etwa glauben, nur der Papst sei von diesem Geist beherrscht worden: in jedem Zweige thut sich am Ende des Jahrhunderts eine Richtung hervor, derjenigen entgegengesetzt welche den Anfang desselben bezeichnete.

Ein Hauptmoment ist, daß das Studium der Alten, von dem damals alles ausgegangen, nunmehr unendlich zurückgetreten war. Auch jetzt erschien wieder ein Aldus Manutius zu Rom und wurde Professor der Beredtsamkeit. Aber weder für sein Griechisch noch selbst für sein Latein fanden sich Liebhaber. Zur Stunde seiner Vorlesungen sah man ihn mit einem und dem andern seiner Zuhörer vor dem Portal der Universität auf und ab gehen: es waren die einzigen welche ihm Theilnahme bewiesen. Wie hatte das Studium des Griechischen im Anfange des Jahrhunderts so unglaublichen Fortgang! Am Ende desselben gab es in Italien keinen namhaften Hellenisten mehr.

Nun möchte ich dieß nicht durchaus als Verfall bezeichnen: in gewisser Beziehung hängt es mit dem noth-

wendigen Fortschritt der wissenschaftlichen Entwickelung zusammen.

Wenn nemlich früher die Wissenschaft unmittelbar aus den Alten geschöpft wurde, so war dieß jetzt nicht mehr möglich. Auf der einen Seite hatte der Stoff ungeheuer zugenommen. Welch eine ganz andere Masse naturhistorischer Kenntnisse brachte z. B. Ulisse Aldrovandi, durch die unabläßige Bemühung eines langen Lebens, auf vielen Reisen zusammen, als irgend ein Alter besitzen können: in seinem Museum hatte er es auf eigentliche Vollständigkeit abgesehen: was ihm an Naturalien abging, ersetzte er durch Bilder: jedes Stück bekam seine ausführliche Beschreibung. Wie hatte sich die Erdkunde so über jeden Begriff der antiken Welt erweitert! Auf der andern Seite begann auch eine tiefer eingehende Forschung. Die Mathematiker suchten anfangs nur die Lücken auszufüllen, welche die Alten gelassen. Commandin z. B. glaubte zu finden, daß Archimedes etwas über den Schwerpunkt entweder gelesen oder sogar verfaßt haben müsse, was alsdann verloren gegangen: er ließ sich dieß einen Anlaß sein, den Gegenstand selbst zu untersuchen. Aber eben hiedurch ward man um vieles weiter geführt: noch an der Hand der Alten riß man sich von ihnen los: man machte Entdeckungen, die jenseit des von ihnen beschriebenen Kreises lagen und einer weiteren Forschung neue Bahnen eröffneten.

Vornehmlich widmete man sich mit selbständigem Eifer der Erkenntniß der Natur. Man schwankte noch einen Augenblick zwischen der Anerkennung des Geheimnisses in den Dingen und der muthigen ergründenden Untersuchung der

Erscheinungen. Doch war die letzte, die wissenschaftlichere Richtung, schon überwiegend. Schon ward ein Versuch gemacht das Pflanzenreich rationell abzutheilen: in Padua lebte ein Professor, den man den Columbus des menschlichen Leibes nannte. Auf allen Seiten strebte man weiter: die Werke des Alterthums schlossen die Wissenschaft nicht mehr ein.

Es folgte, wenn ich nicht irre, von selbst, daß das Studium der Antike, dem man sich in Hinsicht des Objects nicht mehr mit voller Hingebung überlassen durfte, auch in Hinsicht der Form nicht mehr die Wirkung hervorbringen konnte, die es früher gehabt.

In den gelehrten Werken fing man an, es auf die Anhäufung des Stoffes abzusehen. Im Anfang des Jahrhunderts hatte Cortesius das Wesentliche der scholastischen Philosophie, so unfügsam es sich auch zeigen mochte, in einem wohlgeschriebenen classischen Werke, das voll von Geist und Witz ist, mitgetheilt: jetzt stellte ein Natal Conte einen antiken Stoff, der die geistreichste, großartigste Behandlung zugelassen hätte, den mythologischen, in einem ungenießbaren Quartanten zusammen. Dieser Autor hat auch eine Geschichte geschrieben: die Sentenzen, mit denen er sein Buch ausstattet, leitet er fast immer unmittelbar aus den Alten her und citirt die Stellen: doch ist er dabei von allem Sinn für eigentliche Darstellung entfernt geblieben. Es schien den Zeitgenossen schon hinreichend das Material der Thatsachen in Massen aufzuhäufen. Man darf sagen, ein Werk wie die Annalen des Baronius, so ganz formlos — lateinisch, aber ohne Spur von Eleganz selbst nur im einzelnen Ausdruck — wäre im Anfange des Jahrhunderts nicht einmal denkbar gewesen.

Indem man dergestalt wie in den wissenschaftlichen Bestrebungen, so noch viel mehr in der Form und Darstellung die Bahn des Alterthums verließ, traten in dem Leben der Nation Veränderungen ein, die auf alles literarische und künstlerische Bemühen unberechenbaren Einfluß ausgeübt haben.

Einmal ging das republikanische sich selbst überlassene Italien, auf dessen eigenthümlichen Zuständen die früheren Entwickelungen, auch des Geistes selbst beruht hatten, nunmehr zu Grunde. Die ganze Freiheit und Naivetät des geistigen Zusammenseins verschwand. Man bemerke, daß sich die Titulaturen einführten. Schon um das Jahr 1520 sahen Einige mit Verdruß, daß Jedermann Herr genannt sein wollte: man schrieb es dem Einfluß der Spanier zu. Um das Jahr 1550 verdrängen bereits schwerfällige Ehrenbezeigungen die einfache Anrede in Brief und Gespräch. Gegen das Ende des Jahrhunderts nahmen die Titel Marchese und Duca überhand: Jedermann wollte sie haben: alles wollte Excellenz sein. Man hat gut sagen, daß dieß nicht viel bedeute: hat es doch noch jetzt seine Wirkung, nachdem dieß Wesen längst veraltet ist: um wie viel mehr damals als man es aufbrachte. Aber auch in jeder andern Hinsicht wurden die Zustände strenger, fester, abgeschlossener: mit der heiteren Unbefangenheit der früheren Verhältnisse, der Unmittelbarkeit der gegenseitigen Berührungen war es vorüber.

Liege es woran es wolle, sei es sogar eine in der Natur der Seele begründete Veränderung, so viel ist offenbar, daß in allen Hervorbringungen, schon gegen die Mitte

des Jahrhunderts hin, ein anderer Geist weht, daß auch die Gesellschaft, wie sie lebt und wesentlich ist, andere Bedürfnisse hat.

Von allen Erscheinungen, die diesen Wechsel bezeichnen, vielleicht die auffallendste ist die Umarbeitung welche Berni mit dem Orlando innamorato des Bojardo vorgenommen hat. Es ist das nemliche Werk und doch ein ganz anderes. Aller Reiz, alle Frische des ursprünglichen Gedichts ist verwischt. Wenn man ein wenig tiefer eingeht, so wird man finden, daß der Autor allenthalben statt des Individuellen ein Allgemein-gültiges, statt des rücksichtslosen Ausdruckes einer schönen und lebendigen Natur eine Art von gesellschaftlichem Decorum untergeschoben hat, wie sie die damalige und die spätere italienische Welt forderte.[1] Er traf es damit vollkommen. Mit einem unglaublichen Beifall wurde sein Werk aufgenommen: die Ueberarbeitung hat das ursprüngliche Gedicht durchaus verdrängt. Und wie rasch hatte sich diese Umwandelung vollzogen. Seit der ersten Ausgabe waren noch nicht funfzig Jahre verflossen.

Man kann diesen veränderten Grundton, diese Ader eines andern Geistes in den meisten Hervorbringungen jener Zeit verfolgen.

Es ist nicht gerade Mangel an Talent, was die großen Gedichte von Alamanni und Bernardo Tasso so ungenießbar, so langweilig macht, wenigstens bei dem letzten nicht. Aber gleich ihre Conception ist kalt. Nach den Forderungen eines zwar keineswegs sehr tugendhaften, aber

1. Ich suche dieß in der oben bezeichneten akademischen Abhandlung näher auszuführen.

ernst gewordenen, gehaltenen Publicum wählten sie sich tadellose Helden: Bernardo den Amadis, von dem der jüngere Tasso sagt: „Dante würde das verwerfende Urtheil, das er über die Ritterromane ausspricht, zurückgenommen haben, wenn er den Amadis von Gallien oder von Grācia gekannt hätte: so voll sei diese Gestalt von Adel und Standhaftigkeit:" — Alamanni bearbeitete Giron le courtoys, den Spiegel aller Rittertugend. Sein ausgesprochener Zweck ist dabei der Jugend an diesem Beispiele zu zeigen, wie man Hunger und Nachtwachen, Kälte und Sonnenschein zu ertragen, die Waffen zu führen, gegen Jedermann Gerechtigkeit und Frömmigkeit beweisen und den Feinden zu vergeben habe. Da sie nun bei diesem moralisch-didactischen Absehen eben auch auf die Weise des Berni verfahren, und ihrer Fabel den poetischen Grund den sie hat recht mit Absicht entreißen, so ist erfolgt, daß ihre Arbeiten überaus weitschweifig und trocken ausgefallen sind.

Es schien, wenn man so sagen darf, als hätte die Nation die Summe poetischer Vorstellungen, die ihr aus ihrer Vergangenheit, aus den Ideen des Mittelalters hervorgegangen, verbraucht, verarbeitet, und nicht einmal ein Verständniß derselben übrig. Sie suchte etwas Neues. Aber weder wollten die schöpferischen Genien erscheinen, noch bot das Leben frische Stoffe dar. Bis gegen die Mitte des Jahrhunderts ist die Prosa — lehrreich ihrer Natur nach — noch geistreich, warm, beugsam und anmuthig. Allmählich erstarrt und erkaltet sie aber auch.

Wie in der Poesie, war es in der Kunst. Sie verlor die Begeisterung die ihr ehemals ihre geistlichen, gar

bald auch die welche ihr ihre profanen Gegenstände eingeflößt. Hauptsächlich nur in den Venezianern blieb etwas davon übrig. Wie so völlig fallen die Schüler Raphaels, einen einzigen ausgenommen, von Raphael ab. Indem sie ihn nachahmen, verlieren sie sich in das gemachte Schöne, theatralische Stellungen, affectirte Grazie, und ihren Werken sieht man es an, in wie kalter, unschöner Stimmung sie entworfen sind. Die Schüler Michel Angelo's machten es nicht besser. Die Kunst wußte nichts mehr von ihrem Object: sie hatte die Ideen aufgegeben welche sie sonst sich angestrengt hatte in Gestalt zu bringen: nur die Aeußerlichkeiten der Methode waren ihr übrig.

In dieser Lage der Dinge, als man sich von dem Alterthum bereits entfernt hatte, seine Formen nicht mehr nachahmte, seiner Wissenschaft entwachsen war, — als zugleich die altnationale Poesie und religiöse Vorstellungsweise von Literatur und Kunst verschmäht ward, — trat die neue Erhebung der Kirche ein: sie bemächtigte sich der Geister mit ihrem Willen oder wider denselben: sie brachte auch in allem literarischen und künstlerischen Wesen eine durchgreifende Veränderung hervor.

Es hatte aber die Kirche, wenn ich nicht irre, eine ganz andere Einwirkung auf die Wissenschaft als auf die Kunst.

Philosophie und Wissenschaft überhaupt erlebten noch einmal eine sehr bedeutende Epoche. Nachdem man den echten Aristoteles wieder hergestellt, begann man, wie in andern Zweigen von andern Alten geschah, sich in der Philosophie auch von ihm loszureißen: zu einer freien Erörte-

rung der höchsten Probleme ging man fort. Der Natur der Sache nach konnte die Kirche dieß nicht begünstigen. Sie selber setzte bereits die obersten Principien auf eine Weise fest die keinen Zweifel zuließ. Hatten sich aber die Anhänger des Aristoteles häufig zu antikirchlichen, naturalistischen Meinungen bekannt, so war auch von seinen Bestreitern etwas ähnliches zu befürchten. Sie wollten, wie sich einer von ihnen ausdrückte, die Dogmen bisheriger Lehrer mit der originalen Handschrift Gottes, der Welt und der Natur der Dinge vergleichen. Ein Unternehmen, dessen Erfolg unabsehlich war, bei dem es, sei es Entdeckungen, sei es Irrthümer von sehr verfänglichem Inhalt geben mußte: das deshalb die Kirche nicht aufkommen ließ. Obwohl sich Telesius nicht eigentlich über die Physik erhob, blieb er doch sein Lebelang auf seine kleine Vaterstadt eingeschränkt: Campanella hat als ein Flüchtling leben, die Tortur hat er ausstehen müssen: der Tiefsinnigste von allen, Giordano Bruno, ein wahrer Philosoph, ward nach vielen Verfolgungen und langen Irrfahrten endlich, wie es in der Urkunde heißt, „nicht allein als ein Ketzer, sondern als ein Häresiarch, der einige Sachen geschrieben, welche die Religion anbetreffen und die sich nicht geziemen,“[1] von der Inquisition in Anspruch ge-

1. In einem venezianischen MS. im Wiener Archiv unter der Rubrik Roma, Espositioni 1592 28 Sett. findet sich das Original eines Protocolls über die Auslieferung Giordano Bruno's. Vor dem Collegium erscheinen der Vicar des Patriarchen, der Vater Inquisitor und der Assistent der Inquisition, Thomas Morosini. Der Vicar trägt vor: „li giorni passati esser stato ritenuto e tuttavia ritrovarsi nelle prigioni di questa città deputate al servicio del santo ufficio Giordano Bruno da Nola, imputato non solo di he-

nommen, eingezogen, nach Rom geschafft und zum Tode im Feuer verurtheilt. Wer hätte da noch zu freier Geistesregung den Muth fühlen sollen? Von den Neuerern, die dieß Jahrhundert hervorgebracht hat, fand nur Einer, Francesco Patrizi, Gnade in Rom. Auch er griff den Aristoteles an, jedoch nur deshalb, weil die Lehrsätze dieses Alten der Kirche und dem Christenthum zuwider seien. Im Gegensatz mit den aristotelischen Meinungen suchte er eine echte philosophische Tradition nachzuweisen, von dem angeblichen Hermes Trismegistus an, bei dem er eine deutlichere Erklärung der Dreieinigkeit zu finden glaubte als selbst in den mosaischen Schriften, durch die folgenden Jahrhunderte: diese suchte er aufzufrischen, zu erneuern und an die Stelle der aristotelischen zu setzen. In allen Dedicationen seiner Werke stellte er diese seine Absicht, den

retico, ma anco di heresiarca, havendo composto diversi libri nei quali laudando assai la regina d'Inghilterra et altri principi heretici scriveva alcune cose concernenti il particular della religione che non convenivano sebene egli parlava filosoficamente, e che costui era apostata, essendo stato primo Frate domenicano, che era vissuto molt' anni in Ginevra et Inghilterra e che in Napoli et altri luoghi era stato inquisito della medesima imputatione: e che essendosi saputa a Roma la prigionia di costui, lo ill^mo^ Santa Severina supremo inquisitore haveva scritto e dato ordine che fusse inviato a Roma — — con prima sicura occasione." Eine solche Gelegenheit sei jetzt vorhanden. Sie bekommen nicht sogleich Antwort. Nach Tisch erscheint der Vater Inquisitor wieder und wird sehr dringend, denn die Barke wolle abfahren. Allein die Savj antworteten: „che essendo la cosa di momento e consideratione e le occupatione di questo stato molte e gravi non si haveva per allhora potuto fare risolutione." Und so fuhr die Barke dieß Mal ohne den Gefangenen ab. Ich habe nicht finden können, ob späterhin die wirkliche Auslieferung durch neue Verhandlungen motivirt ward.

Nutzen, die Nothwendigkeit ihrer Ausführung vor. Es ist ein sonderbarer Geist: nicht ohne Kritik, doch bloß für das was er verwirft, nicht für das was er annimmt. Er ward nach Rom berufen und behauptete sich hier durch die der Kirche zusagende Eigenthümlichkeit und Richtung seiner Arbeiten, nicht eben durch die Wirkung derselben, die nur gering war, in großem Ansehen.

Mit den philosophischen Untersuchungen waren damals physische und naturhistorische fast ununterscheidbar verschmolzen. Das ganze System bisheriger Vorstellungen war in Frage gestellt worden. In der That ist in den Italienern dieser Epoche eine große Tendenz: Suchen, Vordringen, erhabene Ahnung. Wer will sagen, wohin sie gelangt sein würden? Allein die Kirche zeichnete ihnen eine Linie vor, die sie nicht überschreiten durften. Wehe dem, der sich über dieselbe hinaus wagte.

Wirkte dergestalt, es kann daran kein Zweifel sein, die Restauration des Katholicismus auf die Wissenschaft reprimirend, so fand in der Kunst und Poesie vielmehr das Gegentheil hievon Statt. Sie ermangelten eines Inhaltes, des lebendigen Gegenstandes: die Kirche gab ihnen denselben wieder.

Wie sehr die Erneuerung der Religion sich der Gemüther bemächtigte, sieht man an dem Beispiele Torquato Tasso's. Sein Vater hatte sich einen moralisch-tadellosen Helden ausgesucht: er ging einen Schritt weiter als dieser. Wie noch ein anderer Dichter dieses Zeitalters die Kreuzzüge zu seinem Gegenstande gewählt, „darum, weil es besser sei, ein wahres Argument christlich zu behandeln

als in einem erlogenen einen wenig christlichen Ruhm zu suchen," so that auch Torquato Tasso: er nahm sich einen Helden nicht der Fabel, sondern der Geschichte, einen christlichen Helden. Gottfried ist mehr als Aeneas: er ist wie ein Heiliger, satt der Welt und ihres vergänglichen Ruhmes. Es würde indeß ein sehr trockenes Werk gegeben haben, wenn sich der Dichter mit der Darstellung einer solchen Persönlichkeit hätte begnügen wollen. Tasso ergriff zugleich die sentimental-schwärmerische Seite der Religion, was denn sehr wohl zu dem Feenwesen stimmt, dessen bunte Fäden er in sein Gewebe einschlug. Das Gedicht ist hie und da etwas lang ausgefallen: nicht allenthalben ist der Ausdruck recht durchgearbeitet; doch ist es ein Gedicht — voll Phantasie und Gefühl, nationaler Gesinnung, Wahrheit des Gemüths, wodurch Tasso die Gunst und Bewunderung seiner Landsleute bis auf den heutigen Tag in hohem Grade behauptet hat. Welch ein Gegensatz aber gegen Ariost! Die Dichtkunst war früher von der Kirche abgefallen: der verjüngten Religion unterwirft sie sich wieder.

Unfern von Ferrara, wo Tasso sein Poem verfaßt, in Bologna, erhob sich gleich nachher die Schule der Caracci, deren Emporkommen eine allgemeine Umwandlung in der Malerei bezeichnet.

Fragen wir, worauf diese beruhte, so nennt man uns die anatomischen Studien der bolognesischen Akademie, ihre eklektische Nachahmung, die Gelehrsamkeit ihrer Kunstmanier. Und gewiß ist der Eifer, mit welchem sie auf ihre Weise den Erscheinungen der Natur beizukommen trachteten, ein großes Verdienst. Nicht minder wichtig aber

scheint mir zu sein, welche Aufgaben sie wählten, wie sie dieselben geistig angriffen.

Lodovico Caracci beschäftigte sich viel mit dem Christusideal. Nicht immer, aber zuweilen, wie in der Berufung des Matthäus, gelingt es ihm, den milden und ernsten Mann voll Wahrheit und Wärme, Huld und Majestät darzustellen, der hernach so oft nachgebildet worden. Für seine Sinnesweise ist es bezeichnend, wie er verfährt, wenn er selber nachahmt. Die Transfiguration Raphaels hat er einmal offenbar vor Augen, aber indem er ihre Motive benutzt, fügt er noch ein eignes hinzu: er läßt seinen Christus lehrend die Hand gegen Moses erheben.

Agostino Caracci's Meisterstück ist der heilige Hieronymus, ein Alter, nahe dem Tode, der sich nicht mehr bewegen kann, und mit dem letzten Lebensodem nur noch inbrünstig nach der Hostie verlangt, die ihm gereicht wird.

Von Annibale Caracci muß man wohl sagen, daß er in seinen berühmtesten Werken das Christusideal Lodovico's auf einer andern Stufe wiederholt. Im Leiden erscheint es in dem Ecce Homo bei den Borghese, mit starkem Schatten, von feiner durchsichtiger Haut, in Thränen. Bewunderungswürdig, jugendlich groß stellt es sich selbst in der Erstarrung des Todes dar in der Pieta, einem Werke, in welchem auch übrigens das trostlose Ereigniß mit neuem Gefühl ergriffen und ausgesprochen ist.

Obwohl sich diese Meister auch profanen Gegenständen widmeten, so ergriffen sie doch, wie wir sehen, die heiligen mit besonderem Eifer: hier ist es dann nicht ein so ganz äußerliches Verdienst, was ihnen ihre Stelle giebt: die

Hauptsache wird sein, daß sie von ihrem Gegenstand wieder lebendig erfüllt sind, daß ihnen die religiösen Vorstellungen, die sie vergegenwärtigen, wieder etwas bedeuten.

Eben diese Tendenz unterscheidet auch ihre Schüler. Auf die Erfindung Agostino's, jene Idee des Hieronymus, wandte Domenichino einen so glücklichen Fleiß, daß er in Mannichfaltigkeit der Gruppirung und Vollendung des Ausdrucks den Meister vielleicht noch übertraf. Aber auch was er selber erfand ist in diesem Sinne. Seinen Kopf des heiligen Nilus finde ich herrlich, gemischt aus Schmerz und Nachdenken: seine Prophetinnen voll Jugend, Unschuld und Tiefsinn. Hauptsächlich liebte er die Wonne des Himmels mit der Qual der Erde in Gegensatz zu stellen: wie so sehr in der Madonna del Rosario die himmlische gnadenreiche Mutter mit dem bedürftigen Menschen.

Zuweilen ergreift auch Guido Reni diesen Gegensatz, wäre es auch nur, daß er die in ewiger Schönheit prangende Jungfrau abgehärmten mönchischen Heiligen gegenüberstellt. Guido hat Schwung und eigene Conception. Wie herrlich ist seine Judith, aufgegangen im Gefühle der gelungenen That und des Dankes, welchen sie himmlischer Hülfe schuldig ist! Wer kennt nicht seine Madonnen, entzückt, und etwas verschwimmend in ihrem Entzücken? Auch für seine Heiligen schuf er sich ein sentimental-schwärmerisches Ideal.

Hiemit haben wir jedoch noch nicht die ganze Eigenthümlichkeit dieser Richtung bezeichnet: sie hat noch eine andere nicht so anziehende Seite. Die Erfindungen dieser Maler bekommen auch zuweilen etwas Seltsam-Fremdar-

tiges. Die schöne Gruppe der heiligen Familie z. B. wird wohl einmal dahin ausgebildet, daß der St. Johannes dem Jesukind förmlich den Fuß küßt, oder die Apostel erscheinen, um der Jungfrau, was man sagt, zu condoliren, darauf vorbereitet sich die Thränen abzuwischen. Wie oft wird ferner das Gräßliche ohne die mindeste Schonung vorgestellt! Der S. Agnete des Domenichino sehen wir das Blut unter dem Schwert hervordringen; Guido faßt den bethlehemitischen Kindermord in seiner ganzen Abscheulichkeit: die Weiber, welche sämmtlich den Mund zum Geschrei öffnen, die gräulichen Schergen, welche die Unschuld morden.

Man ist wieder religiös geworden, wie man es früher war: aber es waltet ein großer Unterschied ob. Früher war die Darstellung sinnlich naiv: jetzt hat sie oftmals etwas Barockes und Gewaltsames.

Dem Talent des Guercino wird Niemand seine Bewunderung versagen. Aber was ist das für ein Johannes, den die Gallerie Sciarra von ihm aufbewahrt! Mit breiten nervigen Armen, colossalen nackten Knien, dunkel und allerdings begeistert, doch könnte man nicht sagen ob seine Begeisterung himmlischer oder irdischer Art ist. Den Pietro Martyre stellt Guercino vor, geradezu wie ihm noch das Schwert im Kopfe steckt. Neben jenem aquitanischen Herzog, der von S. Bernard mit der Kutte bekleidet wird, läßt er noch einen Mönch auftreten, der einen Knappen bekehrt, und man sieht sich einer beabsichtigten Devotion unerbittlich übergeben.

Wir wollen hier nicht untersuchen, in wie fern durch

diese Behandlung — zuweilen unsinnlich ideal, zuweilen hart und unnatürlich — die Grenzen der Kunst hinwiederum überschritten wurden: genug, wenn wir bemerken, daß die Kirche sich der wiederhergestellten Malerei völlig bemächtigte. Sie belebte dieselbe durch einen poetischen Anhauch und die Grundlage positiver Religion: aber sie gab ihr zugleich einen geistlichen priesterlichen, modern-dogmatischen Charakter.

Leichter mußte ihr dieß noch in der Baukunst werden, die unmittelbar in ihren Diensten stand. Ich weiß nicht, ob Jemand den Fortgang untersucht hat, der in den modernen Bauwerken von der Nachahmung der Antike bis zu dem Canon führte, den Barozzi für die Erbauung der Kirchen erfand, und der sich seitdem zu Rom und in der ganzen katholischen Kirche erhalten hat. Die Leichtigkeit und freie Genialität, mit der das Jahrhundert begann, hat sich auch hier zu Ernst und Pomp und devoter Pracht umgestaltet.

Nur von Einer Kunst blieb es lange zweifelhaft, ob sie sich den Zwecken der Kirche werde unterwerfen lassen.

Die Musik hatte sich um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts in die verschlungenste Künstlichkeit verloren. Verlängerungen, Proportionen, Nachahmungen, Räthsel, Fugen machten den Ruhm eines Tonsetzers. Auf den Sinn der Worte kam es nicht mehr an: man findet eine ganze Anzahl Messen aus jener Zeit, die nach dem Thema bekannter weltlicher Melodien abgefaßt sind: die menschliche Stimme ward nur als Instrument behandelt.[1]

1. Giuseppe Baini: Memorie storico-critiche della vita e

Kein Wunder, wenn das tridentinische Concilium an der Aufführung so beschaffener Musikstücke in der Kirche Anstoß nahm. In Folge der Verhandlungen desselben setzte Pius IV eine Commission nieder, um geradezu über die Frage zu berathschlagen, ob die Musik in der Kirche zu dulden sei oder nicht. Die Entscheidung war doch sehr zweifelhaft. Die Kirche forderte Verständlichkeit der Worte, Uebereinstimmung des musikalischen Ausdrucks mit denselben: die Musiker behaupteten, bei den Gesetzen ihrer Kunst sei das nicht zu erreichen. Carl Borromeo war in der Commission, und bei der strengen Gesinnung dieses Kirchenhauptes konnte leicht ein scharfer Spruch erfolgen.

Glücklicherweise erschien wieder einmal der rechte Mann zur rechten Zeit.

Unter den damaligen Tonsetzern von Rom war Pier Luigi Palestrina.

Der strenge Paul IV hatte ihn aus der päpstlichen Capelle gestoßen, weil er verheirathet war: zurückgezogen und vergessen, in einer armseligen Hütte zwischen den Weingärten des Monte Celio hatte er seitdem gelebt. Er war ein Geist, den mißliche Verhältnisse nicht zu beugen vermochten. Eben in dieser Einsamkeit widmete er sich seiner Kunst mit einer Hingebung, welche der schöpferischen Kraft, die in ihm war, freie und originale Hervorbringungen gestattete. Hier schrieb er die Improperien, die noch alle Jahre in der sixtinischen Capelle die Feier des stillen Freitags verherrlichen. Den tiefen Sinn eines Schrifttextes,

delle opere di Giovanni Pier Luigi di Palestrina, Roma 1828, theilt die Notizen mit, deren ich mich bedient habe.

seine symbolische Bedeutung, seine Anwendung auf Gemüth und Religion hat vielleicht nie ein Musiker geistiger aufgefaßt.

Wenn irgend ein Mensch geeignet war zu versuchen, ob diese Methode auch auf das umfassende Werk einer Messe angewendet werden könne, so war es dieser Meister: die Commission trug es ihm auf.

Palestrina fühlte ganz, daß es ein Versuch war, auf dem so zu sagen Leben und Tod der großen Musik der Messen beruhte: mit selbstbewußter Anstrengung ging er daran: auf seiner Handschrift hat man die Worte gefunden: „Herr, erleuchte meine Augen!“

Nicht sogleich gelang es ihm: die beiden ersten Arbeiten mißriethen: endlich aber in glücklichen Momenten brachte er die Messe zu Stande, die unter dem Namen der Messe des Papstes Marcellus bekannt ist, mit der er jede Erwartung übertraf. Sie ist voll einfacher Melodie und kann sich doch in Mannichfaltigkeit mit früheren Messen vergleichen: Chöre trennen sich und vereinigen sich wieder: unübertrefflich ist der Sinn des Textes ausgedrückt: das Kyrie ist Unterwerfung, das Agnus Demuth, das Credo Majestät. Papst Pius IV, vor dem sie aufgeführt wurde, war hingerissen. Er verglich sie mit den himmlischen Melodien, wie sie der Apostel Johannes in der Entzückung gehört haben möge.

Durch dieß Eine große Beispiel war nun die Frage auf immer entschieden: eine Bahn war geöffnet, auf der die schönsten, auch für die Andersgläubigen rührendsten Werke hervorgebracht worden sind. Wer kann sie hören

ohne Begeisterung? Es ist als ob die Natur Ton und Stimme bekäme, als ob die Elemente sprächen, und die Laute des allgemeinen Lebens sich in freier Harmonie der Anbetung widmeten: bald wogend wie das Meer, bald in jauchzendem Jubel aufsteigend gen Himmel. In dem Allgefühl der Dinge wird die Seele zu religiösem Entzücken emporgehoben.

Gerade diese Kunst, die sich von der Kirche vielleicht am weitesten entfernt hatte, schloß sich nun am engsten an sie an. Nichts konnte für den Katholicismus wichtiger sein. Hatte er doch selbst in das Dogma, wenn wir nicht irren, innere Anschauung und etwas Schwärmerisches aufgenommen. In den wirksamsten Büchern der Buße und Erbauung bildete es einen Grundton. Geistliche Sentimentalität und Hingerissenheit war der vorzüglichste Gegenstand der Poesie und Malerei. Unmittelbar, dringender, unwiderstehlicher als jede Unterweisung und jede andere Kunst, in dem Reiche eines idealen Ausdrucks auch zugleich reiner, angemessener, stellte dieß die Musik dar und umfing damit die Gemüther.

Die Curie.

Waren auf diese Weise alle Elemente des Lebens und des Geistes von der kirchlichen Richtung ergriffen und umgewandelt, so war auch der Hof zu Rom, an dem sie alle mit einander zusammentrafen, sehr verändert.

Schon unter Paul IV nahm man es wahr: das Beispiel Pius V hatte eine ungemeine Wirkung: unter

Gregor XIII stellte es sich Jedermann vor Augen. „Zum Besten der Kirche,“ sagte P. Tiepolo 1576, „trägt es unendlich viel bei, daß mehrere Päpste hinter einander von tadellosem Lebenswandel gewesen sind: auch alle Anderen sind dadurch besser geworden, oder sie haben wenigstens den Anschein davon angenommen. Cardinäle und Prälaten besuchen die Messe fleißig: ihr Hausstand sucht alles zu vermeiden was anstößig sein könnte: die ganze Stadt hat von der alten Rücksichtslosigkeit abgelassen, in Sitten und Lebensweise ist sie um vieles christlicher als früher. Man kann behaupten, daß Rom in Sachen der Religion von der Vollkommenheit, welche die menschliche Natur überhaupt erreichen kann, nicht gar entfernt ist.“

Nicht als ob nun dieser Hof aus Frömmlern und Kopfhängern zusammengesetzt gewesen wäre: er bestand ohne Zweifel aus ausgezeichneten Leuten — die sich aber jene streng-kirchliche Sinnesweise in hohem Grade angeeignet hatten.

Vergegenwärtigen wir ihn uns, wie er zu den Zeiten Sixtus V war, so saßen unter den Cardinälen nicht wenige, die einen großen Antheil an den Weltgeschäften genommen: Gallio von Como, der unter zwei Pontificaten die Regierung als erster Minister geleitet, mit dem Talent durch Fügsamkeit zu herrschen: jetzt machte er sich nur noch durch die Anwendung seiner großen Einkünfte zu kirchlichen Stiftungen bemerklich: — Rusticucci, mächtig schon unter Pius V, auch unter Sixtus nicht ohne großen Einfluß, ein Mann voll Scharfsinn und Herzensgüte, arbeitsam, aber um so bedächtiger und unbescholtener in seinen Sit-

ten, da er auf das Pontificat hoffte: — Salviati, der sich durch eine wohlgeführte Verwaltung von Bologna berühmt gemacht: untadelhaft und einfach: noch mehr streng als bloß ernst: — Santorio, Cardinal von Santa Severina, der Mann der Inquisition, in allen geistlichen Geschäften schon lange von leitendem Einfluß: hartnäckig in seinen Meinungen, streng gegen seine Diener, selbst gegen seine Verwandten voll Härte, wie viel mehr gegen Andere: unzugänglich für Jedermann: — im Gegensatz mit ihm Madruzz, der immer das Wort der Politik des Hauses Oestreich, sowohl der spanischen als der deutschen Linie hatte, den man den Cato des Collegium nannte, doch nur in Gelehrsamkeit und unbescholtener Tugend, nicht in censorischer Anmaßung, denn er war die Bescheidenheit selbst. Noch lebte Sirlet, von allen Cardinälen seiner Zeit ohne Zweifel zugleich der wissenschaftlichste und sprachkundigste, eine lebendige Bibliothek, wie Muret sagte: der aber, wenn er von seinen Büchern aufstand, auch wohl die Knaben heraufrief, die ihre Bündel Holz im Winter zu Markte gebracht, sie in den Geheimnissen des Glaubens unterrichtete und ihnen dann ihre Bündel abkaufte: durchaus gutmüthig und barmherzig.[1] Einen großen Einfluß hatte das Beispiel Carlo Borromeo's, dessen Andenken sich nach und nach zu dem Rufe eines Heiligen verklärte. Federico Borromeo war von Natur reizbar und heftig: aber dem

1. Ciaconius, Vitae Paparum III, p. 978. Man findet da auch die Grabschrift Sirleto's, worin er als „eruditorum pauperumque patronus“ bezeichnet wird. In Cardella Memorie storiche de' cardinali finden sich nur die Notizen bei Ciaconius italienisch zusammengestellt.

Muster seines Oheims gemäß führte er ein geistliches Leben, und ließ sich durch die Mortificationen, die er nicht selten erfuhr, nicht aus der Fassung bringen; besonders aber erinnerte Agostino Valier an ihn: ein Mann von eben so edler und reiner Natur als ungewöhnlicher Gelehrsamkeit, der nur seinem Gewissen folgte und nunmehr in hohem Alter das Bild eines Bischofs aus den ersten Jahrhunderten darzustellen schien.

Nach dem Beispiel der Cardinäle bildete sich die übrige Prälatur, die ihnen in Congregationen zur Seite stand und einmal ihren Platz einzunehmen bestimmt war.

Unter den Mitgliedern des höchsten Gerichtshofes, den Auditori di Rota, thaten sich damals besonders zwei hervor, zwar von entgegengesetztem Charakter: Mantica, der nur zwischen Büchern und Acten lebte, durch seine juridischen Werke dem Forum und der Schule diente, und sich kurz, ohne viele Umstände, auszudrücken pflegte: und Arigone, der seine Zeit nicht so sehr den Büchern als der Welt, dem Hofe und den Geschäften widmete, Urtheil und Geschmeidigkeit zeigte: aber beide gleich bemüht sich den Ruf der Unbescholtenheit und Religiosität zu erhalten. Unter den Bischöfen die sich am Hofe aufhielten, bemerkte man vor allen die welche sich in Nunciaturen versucht hatten: Torres, der einen großen Antheil an dem Abschluß der Liga Pius V wider die Türken gehabt: Malaspina, der die Interessen der katholischen Kirche in Deutschland und im Norden wahrgenommen: Bolognetti, dem die schwierige Visitation venezianischer Kirchen übertragen ward: alle durch Gewandtheit und Eifer für ihre Religion emporgekommen.

Einen bedeutenden Rang nahmen die Gelehrten ein: Bellarmin, Professor, Grammatiker, der größte Controversist der katholischen Kirche, dem man ein apostolisches Leben nachrühmt: ein anderer Jesuit, Maffei, der die Geschichten der portugiesischen Eroberungen in Indien besonders aus dem Gesichtspunkt der Ausbreitung des Christenthums im Süden und Osten, und das Leben des Loyola, Phrase für Phrase mit bedachtsamer Langsamkeit und abgewägter Eleganz ausführte:[1] zuweilen Fremde, wie unser Clavius, der tiefe Wissenschaft mit unschuldigem Leben verband und Jedermanns Verehrung genoß: oder Muret, ein Franzose, der beste Latinist jener Zeit: nachdem er lange Zeit die Pandecten auf eine originelle und classische Weise erläutert hatte — er war eben so witzig als beredt — ward er noch in seinem Alter Priester, widmete sich theologischen Studien und las alle Tage Messe: der spanische Canonist Azpilcueta dessen Responsa am Hofe und in der ganzen katholischen Welt wie Orakel betrachtet wurden; Papst Gregor XIII hatte man oft Stundenlang vor seinem Hause halten und sich mit ihm unterreden sehen: dabei verrichtete er doch auch in den Spitälern die niedrigsten Dienste.

Unter diesen merkwürdigen Persönlichkeiten erwarb sich Filippo Neri, Stifter der Congregation des Oratorium, ein großer Beichtvater und Seelsorger, einen tiefen und ausgebreiteten Einfluß: er war gutmüthig, scherzhaft, streng in der Hauptsache, in den Nebendingen nachsichtig: — er befahl nie, er gab nur Rathschläge, er bat gleichsam: er

1. Vita J. P. Maffeji Serassio auctore. In der Ausgabe der Werke Maffei's Berg. 1747.

docirte nicht, er unterhielt sich: er besaß den Scharfsinn welcher dazu gehört die besondere Richtung jedes Gemüthes zu unterscheiden. Sein Oratorium erwuchs ihm aus Besuchen, die man ihm machte, durch die Anhänglichkeit einiger jüngeren Leute, die sich als seine Schüler betrachteten und mit ihm zu leben wünschten. Der berühmteste unter ihnen ist der Annalist der Kirche, Cäsar Baronius. Filippo Neri erkannte sein Talent, und hielt ihn an, ohne daß er anfangs große Neigung dazu gehabt hätte, die Kirchengeschichte in dem Oratorium vorzutragen.[1] Dreißig Jahre lang hat Baronius diese Arbeit fortgesetzt. Auch als er Cardinal geworden, stand er noch immer vor Tage auf um daran fortzuarbeiten: er speiste mit seinen Hausgenossen regelmäßig an Einem Tische: er ließ nur Demuth und Gottergebenheit an sich wahrnehmen. Wie in dem Oratorium, so war er in dieser Würde auf das engste mit Tarugi verbunden, der sich als Prediger und Beichtvater viel Ansehen verschafft hatte und eine eben so unschuldige Gottesfurcht zeigte: ihre Freundschaft hielt ihnen bis zum Tode aus: glücklich sind sie darin zu preisen: neben einander sind sie beerdigt worden. Ein dritter Schüler S. Filippo's war Silvio Antoniano, der zwar eine freiere literarische Tendenz hatte, sich mit poetischen Arbeiten beschäftigte, und als ihm später ein Papst die Abfassung seiner Breven auftrug, dieß mit ungewohnter literarischer Geschicklichkeit that, aber übrigens von dem sanftesten Sitten war, demüthig und leutselig, lauter Güte und Religion.

1. Gallonius: Vita Philippi Nerii. Mog. 1602. p. 163.

Alles was an diesem Hof emporkam, Politik, Staatsverwaltung, Poesie, Kunst, Gelehrsamkeit, trug die nemliche Farbe.

Welch ein Abstand von der Curie im Anfange des Jahrhunderts, wo die Cardinäle den Päpsten den Krieg machten, die Päpste sich mit Waffen gürteten, Hof und Leben von sich wiesen, was an ihre christliche Bestimmung erinnerte. Wie still und klösterlich hielten jetzt die Cardinäle aus. Daß Cardinal Tosco, der einmal die nächste Aussicht dazu hatte, dennoch nicht Papst wurde, kam vor allem daher, weil er sich ein paar lombardische Sprichwörter angewöhnt, die den Leuten anstößig vorkamen. So ausschließend in seiner Richtung, so leicht zu verletzen war der öffentliche Geist.

Verschweigen wir aber nicht, daß er wie in Literatur und Kunst so auch im Leben noch eine andere, für unser Gefühl unerfreuliche Seite entwickelte. Wunder begannen wieder, die sich lange nicht gezeigt. Bei S. Silvestro fing ein Marienbild an zu sprechen: was denn einen so allgemeinen Eindruck auf das Volk machte, daß die wüste Gegend um die Kirche gar bald angebaut ward. In dem Rione de' monti erschien ein wunderthätiges Marienbild in einem Heuschober, und die Umwohner hielten dieß für eine so augenscheinliche Gunst des Himmels, daß sie sich mit den Waffen widersetzten, als man es wegführen wollte: ähnliche Erscheinungen finden wir in Narni, Todi, San Severino, und von dem Kirchenstaat breiten sie sich weiter in der ganzen katholischen Welt aus. Auch die Päpste schreiten aufs neue zu Heiligsprechungen, welche

sie eine geraume Zeit unterlassen hatten. Nicht viele Beichtväter waren so einsichtsvoll wie Filippo Neri: eine dumpfe Werkheiligkeit ward begünstigt, die Vorstellung von göttlichen Dingen vermischte sich mit phantastischem Aberglauben.

Dürfte man nun wenigstens die Ueberzeugung hegen, daß damit auch in der Menge eine volle Hingebung unter die Vorschriften der Religion eingetreten sei!

Schon die Natur des Hofes aber brachte es mit sich, daß sich neben den geistlichen auch die lebendigsten weltlichen Bestrebungen regten.

Die Curie war nicht allein ein kirchliches Institut: sie hatte einen Staat, sie hatte indirect einen großen Theil der Welt zu beherrschen. In dem Grade daß Jemand an dieser Gewalt Antheil nahm, erwarb er Ansehen, Glücksgüter, Wirksamkeit und alles wonach die Menschen zu begehren pflegen. Die menschliche Natur konnte sich nicht so verändert haben, daß man nach den Kampfpreisen der Gesellschaft und des Staates nur auf geistlichem Wege getrachtet hätte. Man griff es hier an wie im Ganzen an andern Höfen, nur wieder auf eine diesem Boden entsprechende, sehr eigenthümliche Weise.

Von allen Städten der Welt hatte Rom damals wahrscheinlich die beweglichste Bevölkerung. Unter Leo X war sie bereits auf mehr als 80000 Seelen gestiegen, unter Paul IV, vor dessen Strenge alles flüchtete, auf 45000 gesunken: gleich nach ihm erhob sie sich wieder, in ein paar Jahren auf 70000, unter Sixtus V bis über 100000. Das Merkwürdige war, daß die Angesessenen zu einer so großen Anzahl in keinem Verhältniß standen. Es war

mehr ein langes Beisammenwohnen als ein Eingebürgertsein: man konnte es mit einer Messe, mit einem Reichstag vergleichen: ohne Bleiben und Festigkeit, ohne zusammenhaltende Blutsverwandtschaften. Wie viele wandten sich hieher, weil sie in ihrem Vaterlande kein Fortkommen finden konnten. Gekränkter Stolz trieb die Einen, schrankenloser Ehrgeiz die Andern an. Viele fanden, daß man hier am freiesten sei. Ein jeder suchte auf seine Weise emporzusteigen.

Noch war nicht alles so sehr in Einen Körper zusammengewachsen: die Landsmannschaften waren noch so zahlreich und so gesondert, daß man die Verschiedenheit der nationalen und provinzialen Charaktere sehr wohl bemerkte. Neben dem aufmerksamen gelehrigen Lombarden unterschied man den Genueser, der alles mit seinem Glück durchsetzen zu können glaubte: den Venezianer, der fremde Geheimnisse zu entdecken beflissen war. Man sah den sparsamen, vielredenden Florentiner: den Romanesken, der mit instinctartiger Klugheit nie seinen Vortheil aus den Augen verlor: den anspruchvollen und cerimoniösen Neapolitaner. Die Nordländer zeigten sich einfach und suchten zu genießen, selbst unser Clavius mußte sich über sein doppeltes allemal sehr gut besetztes Frühstück verspotten lassen: die Franzosen hielten sich abgesondert und gaben ihre vaterländischen Sitten am schwersten auf: in seine Sottana und seinen Mantel gehüllt trat der Spanier einher, voll von Prätensionen und ehrgeizigen Absichten, und verachtete alle anderen.

Es war nichts was nicht ein Jeder begehrt hätte.

Mit Vergnügen erinnerte man sich, daß Johann XXIII, als man ihn fragte weshalb er nach Rom gehe, geantwortet hatte, er wolle Papst werden, und daß er es geworden war. So eben waren Pius V und Sixtus V aus dem geringsten Stande zu der obersten Würde emporgekommen. Ein Jeder hielt sich zu allem fähig und hoffte auf alles.

Man hat damals oft bemerkt, und es ist vollkommen wahr, daß Prälatur und Curie etwas Republikanisches hatten: es lag eben darin, daß Alle Anspruch machen konnten an Alles, daß man fortwährend von geringem Anfang zu den höchsten Würden stieg: allein die sonderbarste Verfassung hatte doch diese Republik: der allgemeinen Berechtigung stand die absolute Gewalt eines Einzelnen gegenüber, von dessen Willkür jede Begabung, jede Beförderung abhing. Und wer war alsdann Dieser? Es war der, welcher durch eine schlechthin unberechenbare Combination aus den Kämpfen der Wahl als Sieger hervorging. Wenig bedeutend bisher, bekam er plötzlich die Fülle der Macht in seine Hand. Seine Persönlichkeit konnte er sich um so weniger veranlaßt fühlen zu verläugnen, da er der Ueberzeugung lebte, durch eine Einwirkung des heiligen Geistes zu der höchsten Würde erkoren worden zu sein. In der Regel begann er gleich mit einer durchgreifenden Veränderung. Alle Legaten, alle Governatoren in den Provinzen wechselten. In der Hauptstadt gab es einige Stellen, die ohnehin immer den jedesmaligen Nepoten zufielen. War nun auch, wie in den Zeiten die wir zunächst betrachten, der Nepotismus in

Schranken gehalten, so begünstigte doch jeder Papst seine alten Vertrauten und Angehörigen: es ist so natürlich, daß er es sich nicht nehmen ließ mit ihnen weiter zu leben: der Secretär, der dem Cardinal Montalto lange gedient, war auch dem Papst Sixtus der bequemste: die Anhänger der Meinung, der sie angehörten, brachten sie nothwendig mit sich empor. In allen Aussichten, Erwartungen, in dem Wege zur Gewalt und in kirchlichen wie weltlichen Würden bewirkte daher jeder Eintritt eines neuen Papstes eine Art von Umwälzung. „Es ist," sagte Commendone, „als würde in einer Stadt die fürstliche Burg verlegt und als würden die Straßen sämmtlich nach ihr hingerichtet: wie viele Häuser müßten niedergerissen, wie oft müßte mitten durch einen Palast der Weg genommen werden: neue Gassen und Durchgänge fingen an sich zu beleben." Nicht übel bezeichnet diese Vergleichung die Gewaltsamkeit der Umwandlung und die Stabilität der jedesmaligen Einrichtungen.

Mit Nothwendigkeit bildet sich hierdurch ein Zustand eigenthümlichster Art.

Da dieß so oft geschah, die Päpste so viel älter auf den Thron kamen als andere Fürsten, in jedem Moment eine neue Veränderung eintreten und die Gewalt in andere Hände übergehen konnte, so lebte man wie in einem unaufhörlichen Glücksspiel: unberechenbar, wie dieses, aber unablässig in Hoffnung erhaltend.

Emporzukommen, befördert zu werden wie ein jeder es wünschte, hing besonders von persönlichen Begünstigungen ab: bei der außerordentlichen Beweglichkeit alles

persönlichen Einflusses mußte der berechnende Ehrgeiz eine dem entsprechende Gestalt annehmen und sehr besondere Wege einschlagen.

In unsern handschriftlichen Sammlungen findet sich eine ganze Anzahl von Anweisungen, wie man sich an diesem Hofe zu halten habe.[1] Es scheint mir der Beobachtung nicht unwerth, wie man es treibt, wie ein jeder sein Glück zu machen sucht. Unerschöpflich in Bildsamkeit ist die menschliche Natur: je bedingter die Verhältnisse, um so unerwarteter sind die Formen, in welche sie sich wirft.

Nicht alle können den nemlichen Weg einschlagen. Wer nichts besitzt, muß sich zu Diensten bequemen. Noch bestehen die freien literarischen Hausgenossenschaften bei Fürsten und Cardinälen. Ist man genöthigt sich in ein solches Verhältniß zu fügen, so strebt man, sich vor allem der Gunst seines Herrn zu versichern. Man sucht sich ein Verdienst um ihn zu erwerben, in seine Geheimnisse einzudringen, ihm unentbehrlich zu werden. Man erduldet alles: auch erlittenes Unrecht verschmerzt man lieber. Wie leicht, daß bei dem Wechsel des Papstthums auch ihm sein Gestirn aufgeht, das dann seinen Glanz über den Diener

1. Z. B. Instruttione al signor cardinal di Medici, del modo come si deve governare nella corte di Roma. — Avvertimenti all' ill^mo^ cardinal Montalto sopra il modo col quale si possa e debba ben governare come cardinale e nepote del papa. Inform. XII. — Avvertimenti politici et utilissimi per la corte di Roma: 78 höchst bedenkliche Sätze: Inform. XXV. — Das wichtigste: Discorso over ritratto della corte di Roma di M^r^ Ill^mo^ Commendone. Codd. Rang. zu Wien XVIII.

ausbreitet. Das Glück steigt und fällt: die Person bleibt die nemliche.

Andere können schon von vorn herein nach einem kleinen Amte trachten, das ihnen bei Eifer und Thätigkeit eine gewisse Aussicht eröffnet. Freilich ist es allemal mißlich — dort, wie zu jeder andern Zeit, in jedem andern Staat — erst auf den Nutzen und dann auf die Ehre sehen zu müssen.

Wie viel besser sind die Wohlhabenden daran! Aus den Monti, an denen sie Theil nehmen, läuft ihnen von Monat zu Monat ein sicheres Einkommen ein: sie kaufen sich eine Stelle, durch welche sie unmittelbar in die Prälatur treten, und nicht allein ein selbstständiges Dasein erwerben, sondern auch ihr Talent auf eine glänzende Weise entfalten können. Wer da hat, dem wird gegeben. An diesem Hofe nützt es doppelt etwas zu besitzen, weil der Besitz an die Kammer zurückfällt, so daß der Papst selbst bei der Beförderung ein Interesse hat.

In dieser Stellung braucht man sich nicht mehr so unbedingt an einen Großen anzuschließen: eine so erklärte Parteilichkeit könnte dem Fortkommen vielmehr sogar schaden, wenn ihr das Glück nicht entspräche. Man hat vor allem darauf zu sehen daß man Niemand beleidige. Bis in die feinsten, leisesten Berührungen wird diese Rücksicht durchgefühlt und beobachtet. Man hütet sich z. B. Jemand mehr Ehre zu erweisen als ihm gerade zukommt: Gleichheit des Betragens gegen Verschiedene wäre Ungleichheit, und könnte einen üblen Eindruck machen. Auch von den Abwesenden spricht man nicht anders als gut: nicht

allein weil die Worte einmal ausgesprochen nicht mehr in unserer Gewalt sind: sie fliegen niemand weiß wohin: sondern auch, weil die wenigsten einen scharfen Untersucher lieben. Von seinen Kenntnissen macht man einen gemäßigten Gebrauch, und hütet sich, Jemand damit beschwerlich zu fallen. Man vermeidet eine schlimme Neuigkeit zu bringen: ein Theil des ungünstigen Eindrucks fällt auf den Ueberbringer zurück. Hiebei hat man nur andererseits die Schwierigkeit, nicht so viel zu schweigen daß die Absicht bemerkt wird.

Von diesen Pflichten befreit es nicht, daß man höher steigt, selbst nicht, daß man Cardinal geworden ist: man hat sie dann in seinem Kreis nur um so sorgfältiger zu beobachten. Wie dürfte man verrathen daß man Einen aus dem Collegium für minder würdig hielte zu dem Papstthum zu gelangen? Es war keiner so gering daß ihn die Wahl nicht hätte treffen können.

Vor allem kommt es dem Cardinal auf die Gunst des jedesmaligen Papstes an. Glück und Ansehen, die allgemeine Beflissenheit und Dienstwilligkeit hängt davon ab. Jedoch nur mit großer Vorsicht wird er sie suchen. Ueber die persönlichen Interessen eines Papstes beobachtet man ein tiefes Stillschweigen, doch spart man indeß keine Mühe um sie zu ergründen und sich insgeheim darnach zu richten. Nur seine Nepoten, ihre Treue und ihr Talent darf man ihm je zuweilen loben: dieß hört er in der Regel gern. Um die Geheimnisse des päpstlichen Hauses zu erfahren, bedient man sich der Mönche, die unter dem Vorwand der Religion weiter vordringen als sich Jemand einbildet.

Bei der Wirksamkeit und dem raschen Wechsel der persönlichen Verhältnisse sind besonders die Gesandten zu außerordentlicher Aufmerksamkeit verpflichtet. Wie ein guter Pilot merkt der Botschafter auf, woher der Wind bläst: er spart kein Geld um Kundschafter zu halten: alle sein Aufwand wird ihm durch eine einzige gute Nachricht eingebracht, die ihm den gelegenen Moment anzeigt, dessen er für seine Unterhandlung bedarf. Hat er dem Papst eine Bitte vorzutragen, so ist sein Bemühen die anderweiten Interessen desselben unvermerkt mit einzuflechten. Vor allem sucht er sich des Nepoten zu bemächtigen und ihn zu überzeugen, daß er von keinem andern so sehr wie von seinem Hofe Reichthümer und fortdauernde Größe zu erwarten habe. Auch der Gewogenheit der Cardinäle sucht er sich zu versichern. Er wird keinem das Papstthum versprechen, doch wird er ihnen allen mit Hoffnung schmeicheln. Keinem wird er ganz ergeben sein, doch auch dem Feindseliggesinnten zuweilen eine Begünstigung zuwenden. Er ist wie ein Jäger, der dem Sperber das Fleisch zeigt, aber ihm davon nur wenig, nur nach und nach giebt.

So leben und verkehren sie unter einander: Cardinäle, Botschafter, Prälaten, Fürsten, öffentliche und geheime Machthaber: voll Cerimonie, für welche Rom der classische Boden wurde, Ergebenheit, Unterordnung: aber Egoisten durch und durch: nur immer begierig etwas zu erreichen, durchzusetzen, dem Andern abzugewinnen.

Sonderbar, wie der Wettstreit um das was Alle wünschen, Macht, Ehre, Reichthum, Genuß, der sonst

Feindseligkeit und Fehde veranlaßt, sich hier als Dienstbeflissenheit gebehrdet: wie man der fremden Leidenschaft schmeichelt, deren man sich gewissermaßen selbst bewußt ist, um zum Ziele der eigenen zu gelangen: die Enthaltsamkeit ist voll von Begier, die Leidenschaft schreitet behutsam einher.

Wir sahen die Würde, den Ernst, die Religion welche an dem Hofe herrschten: wir sehen nunmehr auch seine weltliche Seite: Ehrgeiz, Habsucht, Verstellung und Arglist.

Wollte man dem römischen Hof eine Lobrede halten, so würde man von diesen Elementen, die ihn bilden, nur das erste, wollte man ihm den Krieg machen, so würde man nur das zweite anerkennen. So wie man sich zu einer reinen und unbefangenen Beobachtung erhebt, so wird man beide gleich wahr, ja bei der Natur der Menschen, der Lage der Dinge gleich nothwendig finden.

Die welthistorische Entwickelung, die wir betrachteten, hat die Forderung von Würde, Unbescholtenheit und Religion lebendiger als jemals geltend gemacht: sie fällt mit dem Prinzip des Hofes zusammen: dessen Stellung zur Welt beruht darauf. Es folgt mit Nothwendigkeit, daß vor allem Diejenigen emporkommen, deren Wesen dieser Forderung am meisten entspricht: die öffentliche Gesinnung würde sich nicht allein verleugnen, sondern zerstören, wenn sie dieß nicht bewirkte. Aber daß es nun geschieht, daß mit den geistlichen Eigenschaften so unmittelbar die Güter des Glückes verbunden sind, ist ein ungeheurer Reiz des Geistes dieser Welt.

Wir können nicht zweifeln an der Originalität der

Gesinnung wie sie unsere aufmerksamen und gescheuten Berichterstatter uns nicht selten schildern. Aber wie Viele werden sich lediglich anbequemen um durch den Schein das Glück zu fesseln. In wie vielen Andern werden sich die weltlichen Tendenzen in dem Dunkel halb entwickelter Motive mit den geistlichen durchdringen.

Es verhält sich mit der Curie wie mit Literatur und Kunst. Es war alles von der Kirche abgefallen und Richtungen, die an das Heidnische streiften, hingegeben. Durch jene welthistorische Entwickelung ist das Prinzip der Kirche wieder erwacht: wie mit neuem Anhauch hat es die Kräfte des Lebens berührt und dem gesammten Dasein eine andere Farbe verliehen. Welch ein Unterschied zwischen Ariost und Tasso, Giulio Romano und Guercino, Pomponazzo und Patrizi. Eine große Epoche liegt zwischen ihnen. Dennoch haben sie auch etwas Gemeinschaftliches, und die Späteren beruhen mit auf den Früheren. Auch die Curie hat die alten Formen behauptet, und von dem alten Wesen vieles übrig behalten. Doch hinderte das nicht, daß nicht ein anderer Geist sie beherrsche. Was dieser nicht völlig umgestalten, in sich selbst verwandeln können, dem hat er wenigstens seinen Impuls gegeben.

Indem ich die Mischung der verschiedenen Elemente betrachte, erinnere ich mich eines Schauspiels der Natur, das sie vielleicht in einer Art von Abbild und Gleichniß zu vergegenwärtigen vermag.

Bei Terni sieht man die Nera zwischen Wald und Wiesen, in ruhigem gleichem Flusse durch das entferntere

Thal daher kommen. Von der andern Seite stürzt der Velin, zwischen Felsen gedrängt mit ungeheurer Flucht und endlich in prächtigem Falle, schäumend und in tausend Farben spielend, von den Anhöhen herab: unmittelbar erreicht er die Nera, und theilt ihr augenblicklich seine Bewegungen mit. Tosend und schäumend, in reißender Geschwindigkeit fluthen die vermischten Gewässer weiter.

So hat der neuerwachte Geist der katholischen Kirche allen Organen der Literatur und Kunst, ja dem Leben überhaupt einen neuen Antrieb gegeben. Die Curie ist zugleich devot und unruhig, geistlich und kriegslustig: auf der einen Seite voll Würde, Pomp, Cerimonie, auf der andern in berechnender Klugheit, nie ermüdender Herrschsucht ohne Gleichen. Ihre Frömmigkeit und ihre ehrgeizigen Entwürfe, beide beruhend auf der Idee einer ausschließenden Rechtgläubigkeit, fallen zusammen. So macht sie noch einmal einen Versuch die Welt zu überwinden.

Druck von Philipp Reclam jun. in Leipzig.